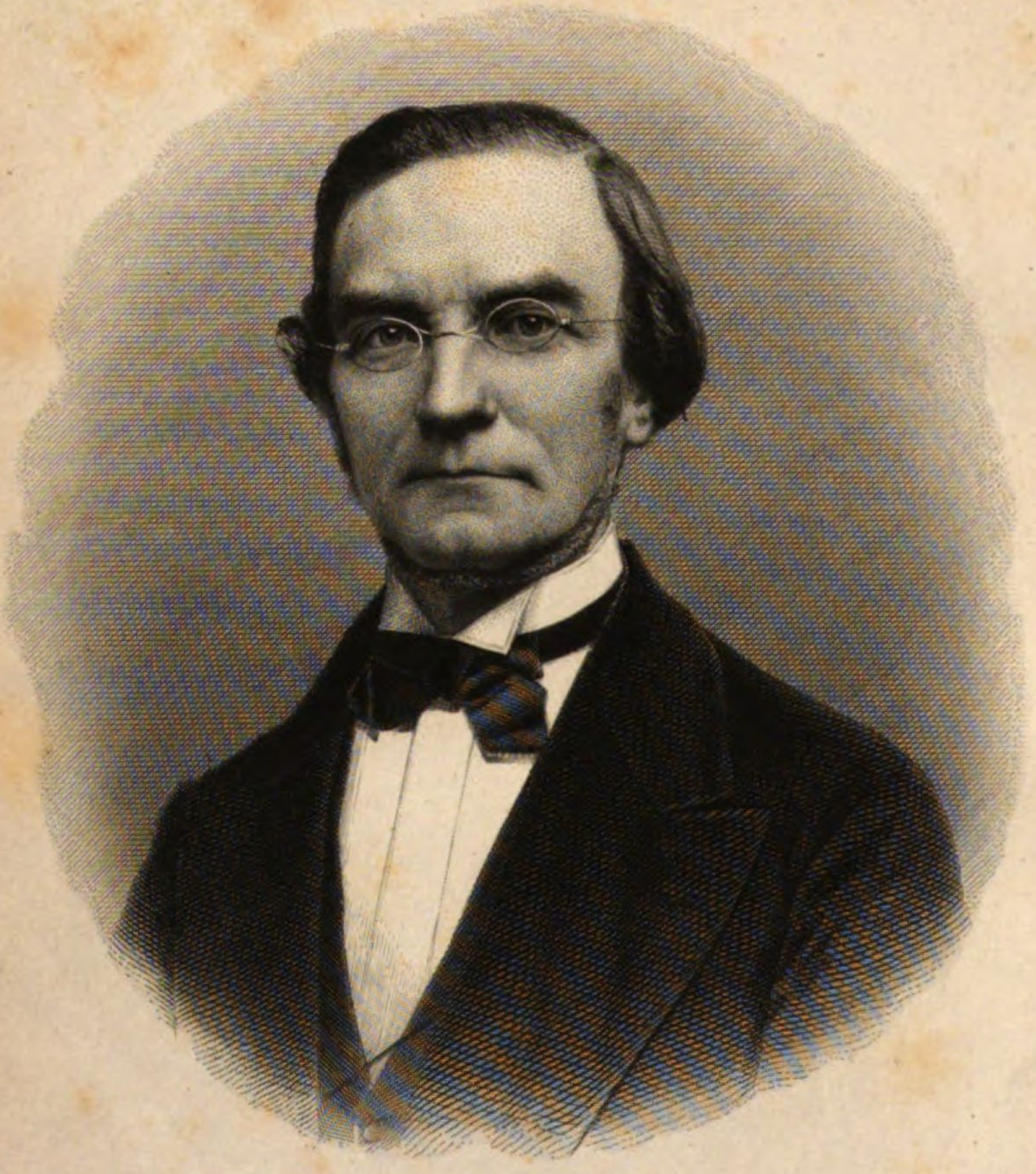


Stich u. Druck v. A. Weger, Leipzig

Wilh. Müller, Prediger.

Vorträge und Aufsätze

von

Wilhelm Müller,

† Prediger an der Jerusalemskirche zu Berlin.

Herausgegeben

von

Lic. J. E. Websky,

Redacteur der Protestantischen Kirchenzeitung.

Mit dem Bildniß Wilhelm Müller's.

Berlin.

Carl Heymann's Verlag.

1877.



Wilh. Müller,

Vorträge und Aufsätze

von

Wilhelm Müller,

† Prediger an der Jerusalemskirche zu Berlin.

Herausgegeben

von

Lic. J. E. Websky,

Redacteur der Protestantischen Kirchenzeitung.

Mit dem Bildnis Wilhelm Müller's.

Berlin.

Carl Heymann's Verlag.

1877.

Inhaltsverzeichnis.

Vorwort.

Den „Predigten und Reden“ aus Wilhelm Müller's Nachlaß (Berlin, 1877; E. Neuenhahn) folgt hiermit die angekündigte Sammlung von Vorträgen und Aufsätzen. Dem für Religion und Kirche im Sinne des Verstorbenen interessirten Lesepublicum werden mehrere derselben nicht neu sein. So die vier Vorträge über Schule und Religionsunterricht, Civilehe und Trauung, über die Sünde und über das Wunder, welche sämmtlich in den von F. Henschel verlegten „Protestantischen Vorträgen“ wärend der Jare 1870—73 erschienen sind. Einen andern Vortrag: „Der Pietismus und die Unsittlichkeit“ hat die Protestantische Kirchenzeitung (1876 Nr. 28) gebracht, wenige Wochen nach dem schmerzlichen Verlust, den auch sie durch Müller's Tod erlitten. Kenner der pädagogischen Literatur werden sich vielleicht des Aufsatzes: „Das Kind in seiner Stellung zum häuslichen Leben“ erinnern, der vor Jaren in einer Fachzeitschrift erschien, und bei der Lectüre der Schlußabschnitte: „Weihnachts- und Epiphaniasfest in Rom“ und „Die Sixtinische Kapelle“ wird mancher dankbar eines Buches gedenken, das ihm einst längstentschwundene oder

niegeschaute Bilder aus dem sonnigen Lande der Kunst mit lebendiger Frische vor die Seele gefürt hat. — Die genannten Abschnitte sind mit freundlicher Genehmigung des Herrn Verlegers der ersten Schrift Wilhelm Müller's entnommen: „Ueber London und Paris nach Rom. Eine italienische Reise", die er nur mit den Initialen WJLM*) versehen 1853 herausgab (2 Bd. Berlin; G. W. F. Müller).

D. Carl Hase in Jena, mein hochverehrter teurer Lehrer, erzält von den Briefen seiner ersten italienischen Reise, er habe gemeint nie Besseres, sicher nie etwas mehr con amore geschrieben zu haben. Das gilt wörtlich von Müller's Reisetagebuch und es war mir deshalb sehr erwünscht, aus diesem lange nicht nach Verdienst verbreiteten und gewürdigten Werke einige Proben hier geben zu können.

Zum erstenmal erscheinen in der vorliegenden Sammlung die Vorträge I., V., VI. und VII., die sich ebenso wie Nr. VIII. zwar vollständig, aber doch nur als Grundlage der freien Rede aufgezeichnet vorfanden und von mir für den Druck bearbeitet worden sind. Dasselbe, aber auch nur dies hatte ich bei dem vorangestellten Lebens- und Characterbild Wilhelm Müller's zu tun — in der Hauptsache ist es ein Ehrendenkmal der treuen Liebe, die das Glück seines Herzens und die Zierde seines Hauses war. Vor kurzem in der Protestantischen Kirchenzeitung (1877 Nr. 14) veröffentlicht, hat diese kleine Biographie die freundlichste

*) WJLM. — Wilhelm Julius Leopold Müller.

Aufnahme gefunden; sie darf nun wol auf das teilnehmende Interesse weiterer, nichttheologischer Kreise rechnen.

Ihnen vor allen, den gebildeten Protestanten deutscher Zunge, kann und will diese ganze Sammlung dienen zu Schutz und Trutz gegen den kläglichen Irrtum, daß die stolze Culturepoche der Dampfmaschinen, der Telegraphie und Affentheorie über jene Kinderkrankheit des Menschengeistes, die man Religion nennt, weit hinaus sei und ihre Humanität mit der Kirche des einseitig unpractischen Schwärmers von Nazaret absolut unvereinbar. Es tun uns heutzutage Menschen und Bücher, Worte und Taten not, welche diesem blasirten, herzlosen Bildungsdünkel die Möglichkeit und Wirklichkeit einer glücklichen Ehe zwischen Verstand und Gemüt, moderner Bildung und „altem" Glauben, Menschentum und Christentum ad oculos demonstriren.

Wilhelm Müller war als Mensch, als Theolog und Pfarrer solch ein lebendiger Beweis. Möge denn fortan statt des verstummten Mundes sein nachgelassenes Wort reden und wirken mit lebenerweckender Kraft!

In dem neuentbrannten Kampfe zwischen dem Christentum der deutschen Reformation und dem Kirchentum der jesuitischen Reaction kann mit dauerndem Erfolge nur die Gewalt des Geistes siegen; des Geistes, der unsere reformatorischen Väter beseelt und sie durch Frömmigkeit und Warhaftigkeit zur herrlichen Freiheit gefürt hat. Ultramontane Blätter und Blättchen werden nicht müde die zunehmende Zerbröckelung und principielle Haltlosigkeit des Protestantismus triumphirend zu verkünden und radicale

Hellseherei wie blind katholisirender Autoritätsglaube in unseren eignen Reihen geben ihnen Recht und erwarten wie sie ein baldiges Ende mit Schrecken.

Allein der Hon muß verstummen, wenn das Bewußtsein des hohen Rechtes, aber auch der heilig ernsten Pflicht seiner teuererkauften protestantischen Freiheit in unserem evangelischen Volke wieder mächtig geworden ist. Es ist eine zeitgemäße Betrachtung, die der dahingeschiedene Vorkämpfer des deutschen Protestantismus genau vor einem Vierteljarhundert bei seiner Rückkehr aus Rom auf der Wartburg niederschrieb:

„Eine große Geschichte zog über Italien hin; ihre Spuren vor allen sind es, die den Wanderer so mächtig ergreifen; sie hat der Natur sich aufgeprägt und in den Ruinen liegt oft die Krone ihrer Schönheit; sie hat die Kunst hineingezogen in ihren Gang, und wo characteristisches Leben im Kleinsten blüht, da ist es noch weit mehr ihre Schöpfung und ihre Hinterlassenschaft als das Product des Locals. Was Größtes je in der deutschen Geschichte auftrat, wodurch Deutschlands Geschichte mehr selbst als Frankreichs und Englands die Weltgeschichte der neuen Zeit ist: das hat an die Wartburg angeknüpft. Die Reformation ist Deutschlands Geschichte; im Protestantismus liegt der Fortschritt der Völker; der Jesuitismus ist ihr gemeinsamer Feind. Durch Pfaffentrug und Willkürherrschaft hat er, geistig längst vorhanden, ehe L o y o l a den Namen ihm gab, Italien, das reichste Land der Natur, zum ärmsten für seine Bewoner, das mächtigste der Vergangenheit zum onmächtigsten der Gegenwart gemacht. Ausgesprochen und verkappt

sucht er seitdem nichtsdestoweniger von Rom aus, aber verbreitet durch alle Länder auch des Protestantismus, die Welt zu knechten.

Auf der Wartburg hat die Reformation, was sie als höchste und einzige Autorität geistigen Lebens hinstellte: die Schrift, aus den Banden einer todten und unverstandenen Sprache frei gemacht, aus den Händen einer Kaste in die Hände des Volks gegeben, jeder Menschengewalt den Boden genommen, die sich als Autorität dem Geist gegenüber aufstellen will; ihr Vermächtnis hinterließ sie hier den Völkern. Deutschland vor allen soll es vollziehen. Und was die Natur, was ein günstiger Himmel nicht freigebig ihm bieten, das wird die Geistesarbeit der Geschichte ihm ersetzen; auch eine neue Kunst wird aufblühen, auch characteristisches Leben im Großen wie im Kleinen wieder erstehen: wenn nur bis in das Kleinste hinein im Innern wie nach Außen diese Aufgabe festgehalten und unermüdlich der Protest gegen den Jesuitismus, gegen seine Gleißnerei, gegen seinen Schein, zur Tat und zur Warheit gemacht wird.

London sammelt die Schätze beider Indien in seine Docks. Paris reißt Trone und Verfassungen hinein in seines Lebens alltäglichen Tanz. Bescheiden und einsam schaut die friedliche Wartburg von ihrem heimlichen grünen Waldsitz hernieder — und doch ist sie es, von der zuletzt der Sieg kommt über das ewige weltherrschende Rom!"

In dieser getrosten Zuversicht hat Wilhelm Müller einst sein Buch geschlossen. In derselben Zuversicht schließe ich heut am Siegesfeste des christlichen Geistes, der von

Anbeginn den Widerstand der stumpfen Welt zu brechen bestimmt und auch das gegenwärtige, religiös so kalte und schlaffe Geschlecht mit der Feuerkraft der ersten Zeugen zu durchglühen noch im Stande ist, wenn seine berufsmäßigen Streiter ihm treue Heeresfolge leisten und es nie vergessen, daß sie als evangelische Geistliche ihm den Faneneid geschworen haben: dem lebendigmachenden Geiste, nicht aber dem Buchstaben, der da tödtet.

Ostrau, am Pfingstfest 1877.

Der Herausgeber.

Wilhelm Müller.

Geb. 24. April 1819.
Gest. 23. Mai 1876.

Wilhelm Julius Leopold Müller wurde am 24. April 1819 als viertes und letztes Kind des Oberlehrers Müller (an der Königl. Realschule) zu Berlin geboren. Eltern- wie Geschwisterliebe empfing den kleinen Weltbürger bei dem Eintritte in das väterliche Haus, beide aber konnten nur wenig zum äußeren Ausdruck gelangen in einer Häuslichkeit, deren hauptsächlichste Einrichtungen zur Aufnahme und Erziehung von Pensionären zugeschnitten waren. Die Mutter, eine zarte Frau aus geistlichem Hause, war dem ein Jar jüngeren Vater in eigentlicher innerer Bildung überlegen. Der Vater, welcher sich aus einer armen Handwerkerfamilie durch eigene Anstrengung und oft unter den härtesten Kämpfen mit der Not des Lebens zu einem tüchtigen Pädagogen und einer geachteten Stellung heraufgearbeitet hatte, trug doch die Spuren dieser schweren Vergangenheit noch vielfach an sich und namentlich traten dieselben im häuslichen und Familienleben hervor. Als „selbstgemachter" Pädagoge war er auch Pädagog durch und durch; daheim nicht weniger als in der Schule. Wo vom frühen Aufstehen an bis zum Zubettegehen jede Viertelstunde ihre feste Einordnung in den Tagesplan hatte, die Zeit zur Erholung ebenso wie die zu den Malzeiten mit minutiöser Genauigkeit zwischen die Unterrichts- und Arbeitsstunden eingelegt war, da fand sich allerdings keine Stunde des gemütlichen Beisammenseins in der Familie, des traulichen Plauderns und Sichgehenlassens im Gefüle behaglichen häuslichen Lebens. Die Kinder des Hauses fülten sich ebenso wie die Pensionäre desselben auf das Gewissenhafteste bewacht und nach allen

Seiten beaufsichtigt, angeleitet zu Tätigkeit, Ordnung und Pünktlichkeit; wenn diese aber die fehlende Freiheit und Fröhlichkeit des Elternhauses während der Ferien wiederfanden, blieben Müllers Kinder auch in dieser Zeit in ihrem auf trauliches Gemeinschaftsleben nicht eingerichteten Elternhause oder begleiteten nun wieder als Fremde und Gäste die Pensionäre zum Ferienbesuch. Die nach Kräften eintretende milde, sorgende Hand der Mutter konnte in diesem Verhältnisse wenig ändern, mußte sie doch den Fremden sich ebenso beweisen, um ihnen das heimatliche Haus möglichst zu ersetzen. Daß für diese der angeschlagene Ton der richtige war und sie sich möglichst wol fülten im fremden Hause, bewies der nie mangelnde Zufluß von Zöglingen und namentlich von Sönen aus denselben Familien.

Wenn auch mit einigen dieser zeitweiligen Hausgenossen und den Kindern des Hauses dauernde, noch bis zum Tode unseres Müller wärende Freundschaftsbande sich angeknüpft haben, so waren das doch, im Verhältnis zur Anzal, nur vereinzelte Fälle und das Gefül, ihr Elternhaus sei hauptsächlich für Fremde da, wuchs mit den Kindern je mehr und mehr. Daher unseres Müller Abneigung gegen die Aufnahme von Zöglingen später in sein eigenes Haus. Er hat sich nur in seltenen Fällen dazu verstanden. Wie oft sagte er bei Besprechung dahin gehender Vorschläge: „Ich will meinen Kindern das mir gewordene Gefül ersparen, daß sie kein eigentliches Heim haben, daß sie im Elternhause nur neben solchen einhergehen, deren Schwerpunkt außerhalb dieses Hauses, in der eigenen Heimat liegt; auch selbst der gänzliche Mangel einer solchen macht, bei dem besten Willen der Pflegeeltern, das Pensionshaus nicht dazu.“ Und als Beleg für diese Behauptung pflegte er einen jener Pensionäre zu nennen, der, ein elternloses Kind aus adeliger Familie, kränklich und schwach, im Alter von sieben Jaren seinen Eltern übergeben wurde und volle vierzehn Jare bei ihnen blieb, an dessen Bett in mehreren schweren Krankheiten die Mutter Müllers mit warhaft mütterlicher Sorgfalt und Liebe gesorgt und gewacht und endlich sich gefreut hatte, daß aus dem schwächlichen

Knaben ein kräftiger, blühender Jüngling wurde. Dann verließ er das Haus, das ihm so lange Elternhaus gewesen, um es fortan als ein fremdes zu betrachten und schließlich ganz zu meiden.

In solcher Umgebung wuchs Wilhelm Müller auf. Vom sechsten Jare an besuchte er zuerst die untersten Klassen der Realschule, dann das Friedrich-Wilhelmsgymnasium von Sexta bis zum Abgange zur Universität. Es schien anfänglich und noch ziemlich lange, als sei der zu Träumereien geneigte, mehr sinnig als scharf denkend angelegte Knabe nicht zu recht ernstem Lernen zu bringen. Von leidenschaftlicher Neigung zur Natur erfüllt, waren ihm seine Schmetterlings-, Käfer- und Steinsammlungen, seine Handarbeiten in Pappe und Holz wichtiger und lieber als die Schul- und Arbeitsstunden und wenn diese auch pünktlichst eingehalten, die häuslichen Aufgaben auch gemacht werden mußten, so zeigte es sich doch, zum großen Verdrusse des Vaters, daß sein Herz nicht bei diesen Beschäftigungen war und noch bis in die Tertia hinein wurde ihm oft von seinen Lehrern der Rat gegeben, an Studiren doch ja nicht zu denken, sondern lieber eine praktische Tätigkeit zu ergreifen. Auch ihm selbst kam oft, gedrückt durch das Gefül, lernen zu wollen und doch nicht mit den Andern gleichen Schritt halten zu können, derselbe Gedanke und der Wunsch, Landwirt zu werden. Eine schwere Krankheit, die dann eine andauernde Kränklichkeit zur Folge hatte, ließ diesen Plan vorläufig aufgeben, jedenfalls sollte das Abiturientenexamen gemacht werden. Im Anfang des Jares 1836 schien es, als werde es dazu gar nicht mehr kommen, denn die Ostern erfolgende Versetzung nach Prima traf ihn schwer an der Lunge erkrankt, anscheinend dem Grabe rasch zueilend. Jugend, sorgfältige ärztliche Behandlung und die treuste Pflege der vier Jare älteren einzigen Schwester, die seit dem ein Jar vorher erfolgten plötzlichen Tode der Mutter die Leitung des großen väterlichen Hauswesens übernommen hatte, erhielten das Leben Müllers, doch war ihm von nun an die strengste Zurückhaltung in allen Jugendgenüssen geboten. Was davon dem heranreifenden Jünglinge gewinkt und als erlaubte Freude sich geboten hatte, mußte

mit einem Schlage aufgegeben werden: Singen, Tanzen, Schlittschuhlaufen, Rauchen, all das gehörte von nun an zu dem durchaus Verbotenen, wie auch der Genuß nicht nur aller geistigen, sondern auch aller nur irgendwie aufregenden Getränke.

Von dieser Zeit an hat er die fortwärende Selbstdisciplin an sich geübt, die ihn eigentlich in keinem Augenblicke seines späteren Lebens verließ, zuerst aber freilich drohte, ihm mit den Freuden der Jugend auch die Freudigkeit derselben zu nehmen. Sah er sich dadurch ja auch bis zu einem gewissen Punkte von dem Verkehre mit den Altersgenossen, deren Erholungen er nicht teilen durfte, ausgeschlossen und immer mehr auf sich angewiesen. Jetzt trat ihm tröstend und aufrichtend die Freundschaft der Schwester und einer gleichaltrigen Freundin derselben, die seit ihrer Kinderzeit fast mit als Kind des Hauses darin aus- und einging, zur Seite. Der älteste Bruder hatte schon vor Jaren das Elternhaus als Erzieher mit einem fremden Hause vertauscht; der zweite war nach mancherlei schweren Kämpfen und trüben Stunden gestorben, der Vater nach dem Tode der Mutter noch weniger äußerlich für warme Gefüle zugänglich: da war es den beiden Mädchen so natürlich, daß sie sich, mit halb mütterlicher Liebe, der Pflege und Aufrichtung des Jüngsten widmeten, der durch seine augenblickliche körperliche Hülfsbedürftigkeit ihnen noch so viel jünger, so viel mehr auf sie angewiesen vorkam. Die herzliche Liebe dieser beiden Schwesterseelen, das innige Verständnis und Mitgefül für seine Leiden, was er bei ihnen fand, verbunden mit dem Troste, welchen sie in warer gesunder Frömmigkeit ihm boten, gaben ihn dem Bewußtsein der Freudigkeit des Daseins bei allem Entsagen zurück; sie haben den Grund gelegt zu jener tiefernsten sittlichen Auffassung des Lebens, die ihn später in keiner noch so schwierigen Lage verlassen und wiederum zu jener fast weiblichen Anmut im engeren Verkehre, die ihn im häuslichen wie geselligen Kreise zu einer so sonnig belebenden Persönlichkeit machten. Getragen von einer früh erwachten, sich nie genug tuenden Warheitsliebe, sind ihm ein Widerwille gegen alles Unware, Niedrige und Gemeine und anderer-

seits eine Milde in Beurteilung menschlicher Schwächen und Fehler als Früchte dieses längeren innigen Verkehrs mit zwei echt weiblich-reinen Wesen geblieben.

Dabei veränderte sich seine Stellung im Vaterhause derart, daß er nicht mehr als Mitlernender neben den Pensionären, sondern als Hauslehrer der Jüngeren über ihnen stand. Zu dieser Mühwaltung kam die Vorbereitung auf das Abiturientenexamen. Da galt es nun, neben der körperlichen Disciplin und Entsagung auch eine geistige jarelang üben, denn so wenig der Abiturient wie nachher der Student konnte über ein eigenes Gemach für sich zum Arbeiten verfügen; sein Tisch stand in einer Ecke des großen Familien- und Wonzimmers, in welchem das häusliche Leben sich bewegte und der Vater seine amtlichen wie die Schwester ihre Freundesbesuche annahm. Da mußten natürlich alle Gedanken fest auf das vorliegende Pensum gerichtet werden, one sich stören und beirren zu lassen. Das hat jenes scharfe, gesammelte, sichere Denken, das schnelle Auffassen des Wesentlichen, das gewissenhaft pünktliche Erledigen des gerade Vorliegenden befördert, wenn nicht erst hervorgerufen. Denn auch geistig ist in jener Zeit ein gewaltiger Umschwung mit ihm vorgegangen. Der sonst vielfach im Lernen Erlamende, dessen Zeugnisse immer nur lobend im Betragen waren, an den Leistungen aber gar manches auszusetzen hatten, wurde jetzt, da der Körper oft zu erliegen drohte und ärztliches Verbot mehrmals dem Arbeiten Einhalt gebot, der Hervorragendsten Einer in Prima, gleichbelobt in Betragen wie in Fähigkeiten und Fortschritten. Auch entwickelte sich in jener Zeit in ihm eine hübsche poetische Gabe, die damals wie später ihm und Anderen viel Freude bereitet hat. Nachdem er Michaelis 1837 den Abiturienten in lateinischen Versen die Scheidegrüße der Zurückbleibenden zugerufen, verließ er selbst Ostern 1838 das Gymnasium mit einem Abgangszeugnisse von seltener Einmütigkeit lobender Anerkennung und, infolge einer damals soeben erlassenen Verfügung, auf Grund des vorzüglichen schriftlichen Examens mit dem nachherigen Gymnasialdirektor Horkel one mündliche Prüfung.

Eine bisher so ganz ungekannte Einrichtung, daß sein Vater nicht wenig erschrak, als der Son mit den Büchern unter dem Arme nach einer halben Stunde aus dem Examen nach Haus kam. Neu eingetretener Blutsturz war des Vaters erste Befürchtung, die sich bald in Freude verwandelte.

Der Wunsch sich der Landwirtschaft widmen zu können, war durch seine zarte Gesundheit, die sich immer mehr und mehr heraus-stellende Schwäche der Brust und Neigung zu Bluthusten, die jede große Anstrengung des Körpers verbot, unausfürbar. Ein anderes Leiden, eine viel bekämpfte aber unüberwindliche Nervosität, die ihn bei dem Anblicke von Blut oder Wunden das Bewußtsein verlieren ließ, ja oft schon bei der blosen Erzälung von Operationen, verschloß ihm den, nach jenem am meisten gewünschten ärztlichen Beruf und so gab er denn dem Wunsche seines Vaters nach und studirte Theologie. Was ihn dieses Studium zuerst nicht gern und freudig ergreifen ließ, das war die bei so vielen Theologen beobachtete Tatsache, daß dieselben sich in eine einseitige, daher beschränkte Bildung hinein-gearbeitet und gelebt hatten, die sie unzugänglich machte für die höheren geistigen, wissenschaftlichen wie künstlerischen Interessen des Lebens. Erst nachdem er sich von dem Vater, der ebenfalls diese Enge des geistigen Horizontes für eine berechtigte Eigentümlichkeit des geistlichen Standes hielt und darin von dem ältesten Sone, welcher sich zur Zeit auf dem Wittenberger Seminar befand, bestärkt wurde, die Freiheit ausbedungen, neben den Fachcollegien noch andere allgemeinbildende hören zu dürfen, erst dann trat er in die Vorbereitung für den späteren Lebensberuf. Und so sehen wir ihn denn nicht blos bei Neander, Twesten, Benary, Hengstenberg, Theremin und Marheinecke, sondern auch als eifrigen Zuhörer von Michelet, Boeckh, Ritter und Trendelenburg. Philosophie, klassische Kunst- und Literaturgeschichte zeigten ihm die Höhepunkte der Entwickelungsgeschichte des Menschengeistes, und doch war es ihm wie allen, die nicht bildungsstolz und selbstgenugsam jene Höhen erklommen, unzweifelhaft, daß der größte Trost und höchste Schmuck des Menschengemütes,

die Religion mit warhaft humaner Bildung nicht blos vereinbar, sondern ihr Fundament und krönendes Dach zugleich sei.

Seine Studien wurden freilich öfter durch Krankheit unterbrochen und in banger Furcht, mit der Sorge vielleicht in wenigen Wochen schon ihn ganz zu verlieren, sahen Vater und Schwester ihn im Sommer 1840 einen ländlichen Ferienaufenthalt in Schlesien suchen. Auch die folgenden Jare war er dazu gezwungen. Wie ängstlich aber auch sein Zustand oft war, immer kehrte er gekräftigt von jenen Ausflügen heim. Befreundete gastliche Häuser öffneten sich ihm in den schönsten Gegenden des an Schönheiten so reichen schlesischen Landes und sorgsame Pflege geistig regsamer und freundlicher Hausfrauen jener Kreise, verbunden mit der kräftigen Luft, halfen immer wieder die schwankende Gesundheit festigen und stärken.

Nachdem er ein halbes Jar über das damals übliche Triennium hinaus Student gewesen, verließ er im August 1841 die Universität, um sich, zugleich im väterlichen Hause als Lehrer fungirend, zum ersten theologischen Examen vorzubereiten. Daß die neben der Theologie getriebenen Studien nicht diese selbst geschädigt und zersplittert hatten, bewies das im November 1842 über die erste theologische Prüfung erhaltene, in „Sehr gut bestanden" zusammengefaßte Zeugnis, ebenso das nach der zweiten Prüfung vom April 1844 „Sehr gut bestanden mit Auszeichnung."

Neben dem Kampfe mit seinen körperlichen Leiden hatte er in jenen Jaren noch andere, vielleicht schwerere Kämpfe zu bestehen. Der Vater, wie oben schon angedeutet, eine pädagogisch-bureaukratisch geschulte Natur mit stark ausgeprägtem Behörden-Autoritäts-Glauben, konnte sich gar nicht in die immer klarer hervortretende freisinnige Richtung des Sones finden, die ja der Richtung des Consistoriums, überhaupt aller irgendwie maßgebenden Persönlichkeiten schnurstracks entgegenlief und sich auch durch keine Rücksicht auf diese beeinflussen ließ. Fürchtete einerseits der Vater darin ein Hemmnis für das spätere Fortkommen des Sones und war ihm die Gesinnung desselben als Auflehnung gegen die behördlich nor-

mirte Rechtgläubigkeit unsympathisch, so empfand er doch sich gegenüber die geistige Ueberlegenheit des Sones, den er weder durch Gründe noch durch Befehle auf die Seite des blosen Autoritäts-Glaubens zurückzubringen vermochte.

Der ältere Bruder, mit dem Müller in der Candidatenzeit öfter zusammen kam, da er eine Landpfarre nicht zu fern von Berlin übernommen hatte, trat, trotz seiner Wittenberger Vorbildung, bald ganz zu den Anschauungen des jüngeren Bruders über, und dieses Verhältnis innigsten Zusammengehens hat bis zu dem Tode des Aelteren vor wenigen Jaren gedauert. Auch die Schwester blieb ihm bis zu ihrem nach schwerem und langem Leiden erfolgenden Tode, wenigstens so lange das Licht ihres Geistes noch klar war, die liebevollste und treuste Freundin, von dem früheren halb mütterlichen Verhältnisse allmählich zu dem einer anerkennenden und dann bewundernden und verehrenden Liebe übergehend.

Die öffentliche und private Lehrtätigkeit öffnete dem jungen Candidaten auch vielfach interessante und anregende gesellige Kreise. Diesem Verkehr hatte er jene Unbefangenheit und Leichtigkeit der gesellschaftlichen Form zu danken, die ihn später in allen Lebenskreisen sicher und zwanglos sich bewegen ließ, gleich weit entfernt von Beugen wie von Ueberheben.

Namentlich waren es die Frauen, welche in dieser Zeit maßgebend auf ihn einwirkten. Einmal solche, denen der Unterricht in Literatur- und Kunstgeschichte ihn lehrend nahe brachte, mit denen dann das Band gemeinsamen Interesses und Weiterstrebens ihn verband, oder solche, denen er lernend und lauschend gegenüberstand. Zu letzteren zälte in erster Reihe Henriette Hertz, Schleiermachers berühmte Freundin, die, jetzt eine alte Frau, in einem gemeinsamen Sommeraufenthalte im Tiergarten den Jüngling kennen lernte und auf ihn, der in Verehrung und Begeisterung zu ihr aufblickte, bis an ihr Lebensende wirkte. Durch sie trat ihm besonders Schleiermacher in den verschiedensten Beziehungen seines Lebens, neben dem Theologen und Patrioten auch als Mensch in liebender Erinnerung vorgefürt, näher und begeisterte ihn zur Nach-

folge. Viel Anregendes, versicherte er noch später immer, habe er den Stunden bei der einst so hochgefeierten Greisin verdankt und sich damals vorgenommen, als ein erst spät von ihr Gekannter und Geschätzter sich einen Platz im Leben zu erobern, würdig ihres dahingeschiedenen großen Freundes.

Aber auch bedeutenden Männern trat er schon damals näher. In jene Jare fallen die ersten Anknüpfungen, die später zu dauernden Freundschaften mit Männern wie Jonas, Sydow, Krause wurden. Mit Lisco, der noch jetzt den treusten und nächsten Freund an ihm verloren hat, war das Freundschaftsband schon auf der Schule geschlossen und durch gemeinsames Studium, gleiches Streben und gleiche Interessen, gleiches Anschließen an jene oben genannten Männer immer inniger und enger geworden. Gleiche dauernde Stellung an demselben Orte, später auch die Freundschaft der Frauen, die zuletzt die erweiterten Familien mit umschloß, hat dieses Band nur immer gefestigt. Auch mit anderen jungen Leuten seines Alters trat er jetzt mehrfach in Beziehung: literarische Kränzchen, in denen teils Schriftsteller und Dichter gelesen, teils eigene poetische Produkte besprochen wurden, spornten zum Aufnehmen wie Schaffen an und erhielten in geistiger Frische. Heiterer Humor brach, auch bei oft wiederkehrender körperlicher Schwäche, sich stets wieder Ban und hat ihn bis an sein Lebensende nicht verlassen. Wie fand er im Scherzen und Necken so schnell das treffende Wort, mit feinem Lächeln und freundlichem Blick die darin oft liegende ernste Manung begleitend!

Im Jahre 1847 nahm er vorübergehend eine Erzieher-Stelle an, von der ihn jedoch bald die im Februar 1848 erfolgende Berufung an die Früh- und Hülfspredigerstelle bei der Jerusalems- und Neuen Kirche in Berlin hinwegfürte. Am 24. Februar erfolgte die Ordination. Es war eine der ersten Tätigkeiten des jungen Geistlichen in seinem neuen Amte, am 19. März die Leichen der im Kampfe Gefallenen in der Neuen Kirche bewachen zu helfen. Vierzehn Stunden dauerte dieser Dienst, doppelt anstrengend bei seiner zarten Gesundheit und seiner Nervosität Blut und Wunden gegenüber.

Es mußte aber eben getragen werden, er durfte nicht ermatten beruhigend und tröstend aufzutreten gegenüber den gewaltsamen Schmerzausbrüchen von Frauen und Kindern, die unter den Gefallenen der Ihren Einen erkannten, wie gegenüber den wildesten Wutäußerungen Anderer. Und er ermattete nicht, auch der Körper hielt Stand wie der Geist! Als jene Tage der Anstrengung und Aufregung vorüber waren, trat er in die geregelte Tätigkeit seines neuen Amtes, die jedoch weder seine Zeit noch seine Kräfte viel in Anspruch nahm. Alle Sonntage eine Predigt um zwei Uhr nachmittags, noch dazu abwechselnd an zwei Kirchen, der Jerusalems- und Neuen Kirche, kein Confirmandenunterricht, von Amtshandlungen nur die Massentaufen und Trauungen, die sich an den Sonntag-Nachmittags-Gottesdienst anzuschließen pflegten und keine persönliche Einwirkung auf die Einzelnen gestatteten, das konnte unmöglich zur Bildung einer persönlich anhänglichen Gemeinde, zur vollen Befriedigung in seiner Wirksamkeit füren. So benützte er denn die freie Zeit, die das geistliche Amt und private Lehrtätigkeit noch reichlich übrigließ, um im eigenen Studium innerlich immer klarer und fester zu werden in dem warhaft freisinnigen und freimachenden evangelischen Christentume, welches ihm schon unter dem Einflusse von Schleiermachers Lehre und im Verkehre mit dessen unmittelbaren Schülern aufgegangen war. Und als sie zu Schutz und Trutz den Berliner Unionsverein in's Leben riefen, haben Müller und Lisco den tätigsten Anteil daran genommen.

Der Verein hatte sich bekanntlich die Aufgabe gestellt, die durch den Confessionalismus gefärdete Union Friedrich Wilhelms III. zu stützen. Sollte diese Aufgabe gelöst werden, so war den Gemeinden wie den kirchlichen und theologischen Zeitströmungen gegenüber eine reiche und rüstige Tätigkeit zu entwickeln. Es war vor allem durch wiederkehrende Belehrung dafür zu sorgen, daß der ursprüngliche Sinn und die wesentliche Bedeutung der Union in immer weiteren Kreisen erkannt und jede Verkümmerung der auf sie gegründeten Rechte der Gemeinden wie der Geistlichen abgewehrt werde. Es waren die gesetzgebenden Gewalten wiederholt zu er-

innern, daß die Union ihren vollen Segen nur dann entfalten könne, wenn die durch die Staats-Verfassung verbriefte Selbständigkeit der evangelischen Kirche durch eine neue Organisation ihres Gemeinlebens verwirklicht werde; es war zu einer Fülle von Aufgaben des kirchlichen Gemeinde- und Vereinslebens Stellung zu nemen. Wir würden die eng gezogenen Grenzen dieser Skizze weit überschreiten, wenn wir von der Tätigkeit des Unions-Vereins in diesen verschiedenen Beziehungen auch nur einen flüchtigen Ueberblick geben wollten. Die Mitarbeit Müllers ist es allein, auf die wir hier hinweisen möchten. Sie war durch diese ganzen Jarzehnte hindurch bedeutend und von immer steigender Wirkung. Die Schärfe und Klarheit seines Geistes übte auf die Debatten im Innern des Unions-Vereins-Vorstandes stets einen wesentlich mitbestimmenden, oft einen leitenden Einfluß. Da er ebenso leicht und gewandt als scharf und klar schrieb, so wurde ihm nicht selten die Redaction wichtigerer Schriftstücke übertragen, wie denn auch namentlich die früheren Jargänge der Protestantischen Kirchenzeitung eine große Anzal seiner Arbeiten verschiedensten Inhalts bringen konnten. Wo es sich um die Entscheidung irgend einer bedeutenden Frage handelte wie um die Stellung des Vereins zu der Evangelischen Allianz, um seine Verbindung mit dem Protestanten-Verein, um seine Position gegenüber den wechselnden Phasen des kirchlichen Verfassungs-Aufbau's: überall wußte unser Freund zur Warung und Befestigung der evangelischen Principien sein Wort mit einzulegen und je länger je mehr überzeugte das Zusammenarbeiten mit ihm, von wie hohem Werte für den ganzen Kreis der Freunde die dialektische Schärfe seines Wesens, die alles Nebelhafte und Unklare verscheuchende Sicherheit seines Urteils war.

Nehmen wir die unterbrochene Schilderung des äußeren Lebensganges Müllers wieder auf.

Schweres Familienleiden, der Ende 1850 erfolgende Tod des Vaters und eine Nervenkrankheit der geliebten Schwester, die sich bis zur Geistesstörung steigerte, ließ auch sein altes Uebel wieder stärker hervortreten, so daß der Arzt immer von neuem und drin-

gender eine Reise nach dem Süden anriet, und so nahm er denn endlich im Herbst 1851 zu diesem Zwecke einen längeren Urlaub.

Zuvörderst wandte er seine Schritte nach dem Norden, um der Weltstadt London einen kurzen Besuch abzustatten, die zur Zeit durch ihre große Ausstellung die Vertreter aller Völker des Erdballs an sich zog. Der gewaltige Eindruck, den ihm diese Metropole des Welthandels machte, hatte ihn doch nicht abgestumpft, darauf die so ganz anders geartete Hauptstadt von Frankreich in ihrer Schönheit zu würdigen. Von hier ging es über Marseille nach Italien hinüber, für dessen Kunstschätze er aus den Museen und Gallerien seiner Vaterstadt rege Empfänglichkeit und reiches Verständnis mitbrachte. Alle durch Natur, Kunst oder Geschichte berühmten Punkte des schönen Landes lernte er kennen, besonders genau in längerem Aufenthalt Rom und Neapel, überall mit der ihm eigenen Wißbegierde beobachtend und lernend. So war die zur Kräftigung und Erholung bestimmte Zeit zugleich eine Lehrzeit voll emsiger geistiger Arbeit.

Die Früchte dieses Wanderjares legte er in ausfürlichen Briefen an die Freunde in der Heimat nieder, die von diesen gesammelt wurden und auf deren Anregung später unter dem Titel: „Ueber London und Paris nach Rom. Eine italienische Reise von WILM*)", im Druck erschienen sind. Ursprüngliche Frische und Unmittelbarkeit des Eindrucks und ungekünstelte Offenheit und Lebendigkeit des Ausdrucks geben diesen Reiseschilderungen einen ganz besonderen Reiz. Sie waren ursprünglich nur für den Freundeskreis, nicht für ein größeres Lesepublicum geschrieben und doch mehr für ein solches geeignet, als so viele der italienischen Reisen, die alljärlich auf den Büchermarkt kommen.

Der nur bis Anfang April 1852 laufende Urlaub mußte ausgedehnt werden, da ein schweres gastrisches Fieber ihn in Rom daniederwarf und so kehrte er erst Mitte Mai in die Heimat, nun aber wirklich gekräftigt, zurück.

---

*) WILM = Wilhelm Julius Leopold Müller.

Fast unmittelbar darauf verlobte er sich und gründete im Oktober desselben Jares, 1852, ein eigenes Heim, welches er in einer langen Reihe vor Jaren sich und seiner Familie zu einer Stätte des idealsten Friedens und Glückes geweiht hat. Oefters noch traten ihm wie den Seinen schwere Krankheiten nahe; vielfache Einschränkungen legten in den ersten Jaren der Ehe zumeist die Rücksicht auf seine zarte Gesundheit, aber auch die Verhältnisse der schlecht dotirten Stelle ihm auf; auch an Anfechtungen seiner Richtung wegen, an Verdrießlichkeiten und Unannehmlichkeiten im Amte fehlte es nicht. Allein was ihm auch zeitweise das Herz beschweren und die Stirn furchen mochte, im häuslichen Kreise wichen die Schatten und schwanden die Sorgen, da war er stets der Heitere, Licht und Wärme um sich Verbreitende, recht eigentlich die Sonne des Hauses. Hier entfaltete sich die harmonische Liebenswürdigkeit seines Wesens, alles verklärend, zu reichster herzerfreuender Blüte. Dabei war es ihm wie wenigen Menschen gegeben, sich zu beherrschen und in allen Lagen des Lebens Gleichmäßigkeit und heitere Ruhe zu bewaren. Früh schon, als ganz junger Mensch hatte er seiner Gesundheit wegen fern von den Freuden der Altersgenossen leben müssen und später noch wurden ihm, dem gesellig Angelegten und für Geselligkeit so reich Begabten diese Freuden arg verkümmert. Und doch äußerte er nie eine Klage, doch war er nie verstimmt darüber. Dankbar aber nahm er es auf, als später im Laufe der Jare sein Körper sich so weit kräftigte, daß er, mit Vorsicht allerdings immer, doch als ein in gleichem Maße Mitgenießender sich im geselligen Kreise der Freunde bewegen konnte, dem er in seiner Heiterkeit und Geistesfrische zur Zierde gereichte.

Selbst das ungewönlich lange Verweilen auf der Hülfspredigerstelle, die, sonst nur eine Durchgangsstelle, gewönlich nach wenigen Jaren mit einer vollen und auskömmlichen vertauscht wurde, machte ihn in seinem heiteren Gottvertrauen nicht irre und oft tröstete er sich damit, daß er nun Zeit habe, für eine künftige umfassende Wirksamkeit Kräfte zu sammeln und gemeinschaftlich mit seiner Frau so manchen geistigen Interessen nachzuleben, denen gehäufte

Amtsarbeit keinen Raum gegönnt hätte. Und Berufsarbeit in Fülle sollte ihm denn auch ziemlich plötzlich werden. Anfang Juli 1857 starb nach längerer schwerer Krankheit der erste Prediger an der Jerusalemskirche, Deibel, den er in letzter Zeit schon vielfach, auch im Confirmandenunterrichte, vertreten hatte und er wurde vom Magistrate, da Prediger Bräunig in die erste Stelle einrückte, zum zweiten Prediger gewält. Noch ehe er aber als solcher eingefürt war, starb Bräunig am ersten Pfingstfeiertage 1859, vor dem Altare nach Austeilung des Abendmales am Schlagflusse und wenige Wochen darauf wurde nun Müller gleich als erster Geistlicher der Jerusalemskirche eingefürt. Damit wuchs die Arbeit, namentlich im Confirmandenunterricht. Seine geistliche Wirksamkeit wurde schnell eine sehr ausgedehnte und ist es in jeder Beziehung bis zur letzten Stunde seiner Tätigkeit, vier Tage vor seinem Tode, geblieben.

Von früher her durch seine Kränklichkeit genötigt, sich im Verkehre mit Menschen mehr aufnehmend als mitteilend zu verhalten, hatte er die Fähigkeit einer schnellen und leichten Auffassung der Persönlichkeiten wie der Verhältnisse, so daß es ihm namentlich gegeben war bei Leichenreden nach den Berichten der Hinterbliebenen ein so klares und lebensvolles Bild des Dahingeschiedenen zu entwerfen, so fein die wesentlichen und bleibenden Züge hervorzuheben, daß er damit den Angehörigen oft ganz besonders tröstend nahe trat. Seine Taufreden legten den Paten wie den Eltern ihre Pflichten gegen den Täufling warm und klar, one theologische Floskeln und Formeln an das Herz, seine Traureden verwiesen das Brautpar auf die Fürung einer in Warheit christlichen Ehe, einer Ehe im Geist reinster idealster Liebe, so daß auch oft längstverheiratete Trauzeugen von einer solchen Trauung mit neuen Entschlüssen und Vorsätzen für die eigene Ehe heimgingen. Die Kinder im Confirmandenunterrichte hingen mit inniger Verehrung und warmer Liebe an ihm und oft haben ihm Eltern gedankt für den günstigen Einfluß, den seine Darstellung des Christentums auf Söne wie Töchter geübt hatte, deren Verhalten vorher zu mancher Sorge Veranlassung gegeben. Auch für seine Predigten

ward ihm freudige Anerkennung zu Teil, häufig sogar von solchen, die der Kirche entfremdet und von dem, was man ihnen bisher als Christentum geboten, abgestoßen zufällig mit ihm in Berürung gekommen waren, sich von seiner Auffassung des religiösen und kirchlichen Lebens angezogen fülten und nun aus Kirchenverächtern Kirchgänger wurden. Derartige Fälle erfreuten ihn dann ganz besonders und es sind ihm wie seinem Hause aus mehreren derselben persönliche dauernde Freundschaftsverhältnisse erwachsen, die bis an sein Lebensende wärten.

Ein erneuter heftiger Krankheitsanfall, der sogar einen Tag die Nachricht von seinem Tode zur Folge hatte und ihn selbst zum Zeugen von Teilnahmsbeweisen machte, die den Seinen sofort zukamen, ließ ihn mit größerem Ernste auf den schon lange gehegten Gedanken zurückkommen, ein eigenes kleines Stück Land mit Garten zu erwerben um im Sommer, auch one Reisen, mit seiner Familie frische Luft genießen zu können. Nach vielem Hin- und Hersuchen fand sich endlich ein solches Fleckchen nicht allzu weit von der Stadt, in einer bisher noch ganz unbebauten Schlucht des Kreuzberges. Wenn hier ein häusliches Eden entstehen sollte, so schien augenblicklich alles dazu zu fehlen, denn es sah wüst und leer und unwirtlich aus, wie die ganze Umgebung, so daß anscheinend mit gutem Grunde die Freunde gar bedenklich den Kopf schüttelten ob des künen Unternehmens.

Doch der Erfolg rechtfertigte es und nach vieler Mühe und eigener Arbeit hatte Müller die Freude, allmählich um sein Häuschen herum einen Garten entstehen zu sehen, schattig und lauschig, ein Stück Poesie inmitten der inzwischen nachgerückten Straßen- und Häuserreihen Berlins. Und wie freute er sich dieses Plätzchens, das so recht eigentlich sein Werk, seine Schöpfung war, in dem er jeden Weg angelegt und jeden Baum selbst gepflanzt hatte! Hier schüttelte er den Staub der Stadt von sich wie die schweren Gedanken und Sorgen, die ihm und seinen Gesinnungsgenossen die Zeit so reichlich brachte; hier lebte er in und mit der Natur, jede freie Minute benützend um an Blumen, Sträuchern und Bäumen selbst tätig zu sein. Mit dem

Frühjare wurde hinausgezogen und erst tief im Herbst zur Stadtwonung zurückgekehrt. Körperlich wie geistig wuchs ihm bei diesem fröhlichen Schaffen in freier Luft neue Kraft und neue Frische und sicher ist es, daß er die bei seinen Körperanlagen unerwartet lange Lebensdauer diesem Besitztum mit verdankte. Oft und gern versammelten sich dort auch die Freunde und die Baumwipfel rauschten manchem heiteren Gesellschaftskreise, aber auch dem sorgenden Rat ernster Männer und hörten tiefgehende Besprechungen, schwerwiegende Beschlüsse mit an.

Aber noch eine andere Tätigkeit sollte ihm werden, an die er bisher nie gedacht. Im Winter 1870 trat plötzlich die Frage an ihn heran, ob er ein Mandat in das Abgeordnetenhaus als Vertreter des zweiten Berliner Walkreises annehmen würde, und ehe er noch diese Anfrage beantwortet, kam auch schon die Nachricht, daß er als Candidat aufgestellt sei. Sorgsam prüfte er nun, ob er wol gewissenhafter Weise dem ehrenvollen Rufe folgen dürfe. Sein erstes Bedenken, der angestrengten Tätigkeit körperlich nicht gewachsen zu sein, teilte der Arzt damals nicht. Schwerer wog das andere: ob ein Hinaustreten in das politische Leben und zwar im Anschluß an die Fortschrittspartei, der er innerlich schon immer angehört hatte, seiner amtlichen Wirksamkeit als Geistlicher nicht schaden, ihm nicht die Herzen Mancher aus seiner Personalgemeinde entfremden würde, die, wenn auch kirchlich freisinnig doch politisch anders standen. Hier war es nun wieder der engere Freundeskreis der kirchlichen Gesinnungsgenossen, welcher dies Bedenken nicht nur bekämpfte, sondern ihm im Gegenteile die Annahme des Mandats gewissermaßen als Pflicht hinstellte, da er das Recht der entschieden freisinnigen kirchlichen Richtung im Landtage mit zu vertreten habe. Vornehmlich waren es Lehrer Berlins, die ihn aus Lehrerversammlungen, deren Leiter er war, als einen Freund und warmen Vertreter der Interessen des Lehrerstandes kannten und jetzt wegen des erwarteten Unterrichtsgesetzes seine Wal eifrig betrieben. Müller gab dem dringenden Wunsche nach und erklärte sich zur Annahme eines Mandates bereit, doch ruhig der Entscheidung entgegensehend,

nachdem er seine Walrede gehalten. Bekämpft aus den Reihen und teilweise von den Fürern der Fortschrittspartei selbst, die einen nach jeder Seite hin aufrichtig freisinnigen Geistlichen sich nicht denken konnten, wurde Eugen Richter nach langem Kampfe gegen ihn gewält, nahm dann aber für Hagen an und aus der Nachwal ging Müller mit einer bedeutenden Majorität hervor. Er war selbst so wenig auf dies Resultat vorbereitet gewesen, daß ihn die Nachricht des Sieges gar nicht daheim traf.

An demselben Tage schon, dem 15. December, war der Landtag eröffnet worden und er trat also gleich in die parlamentarische Tätigkeit ein. Selbstverständlich allerdings war er nur in solchen Commissionen des Hauses tätig, die sich mit Kirchen- und Schulfragen und damit Zusammenhängendem beschäftigten, doch war es ihm nicht möglich, sich gegen die Arbeit der Gesetzgebung auf anderen Gebieten abzuschließen und darin eben nur mit der Partei zu stimmen. Es war ihm ein Neues, ein ungeahnt Interessantes, so die Fäden des Staatslebens in allen Verzweigungen mit verfolgen zu können und regen Geistes suchte er sich überall klar zu werden, oft äußernd, er habe nie geglaubt, wie viel er noch lernen, wie viele Lücken des Wissens er im Alter noch ausfüllen müsse. Bei aller Arbeit und Anstrengung des Geistes, die ihm dadurch erwuchs, freute er sich doch von Herzen seines erweiterten Gesichtskreises. Bald fülte er sich auch persönlich heimisch in der Fraktion, die ihm zuerst mit Zurückhaltung und halbem Vertrauen entgegengekommen war, dann aber seine aufrichtige Gesinnung anerkennen mußte und auch seine Tüchtigkeit zu würdigen wußte. Mehr noch als manchem anderen parlamentarischen Neuling machte ihn zuerst die Ungenirtheit des Benehmens wärend der Reden, die öfteren Unterbrechungen durch Beifall und Protest befangen und oft erzälte er später selbst lachend, wie schwer es ihm geworden sei, sich daran zu gewönen, daß er in der parlamentarischen Versammlung nicht wie in der gottesdienstlichen ein schweigendes, aufmerksam lauschendes Publikum vor sich habe.

Die drei Jare dieser Walperiode luden ihm eine schwere Ar-

beitslast auf, denn wenn er auch nur selten in der Kammer sprach, so war er doch ein durchaus regelmäßiger Besucher der Sitzungen, in mehreren Commissionen sehr tätig, ein fleißiges Fraktionsmitglied, und neben alledem, was eigentlich schon genug der geistigen Arbeit hätte sein sollen, erteilte er noch wöchentlich 12 Stunden Confirmandenunterricht, predigte alle Sonntage und verrichtete von Amtshandlungen, was sich irgend mit der Zeit vereinigen ließ. Von Ruhe und Erholung konnte dabei natürlich nicht die Rede sein, und trotzdem fülte er sich körperlich nicht überangestrengt, die geistige Erhebung und Anregung trug und erfrischte ihn.

Es mußte aber doch wol zuviel gewesen sein, denn am Tage nach dem Schlusse der Session, der am 20. Mai 1873 erfolgte, befiel ihn plötzlich sein altes Uebel, Bluthusten, und hielt ihn nun eine Weile von aller amtlichen Tätigkeit fern, gebot auch einen längeren Aufenthalt in der Schweiz, in deren stärkender Luft auf der Höhe des Beatenberges er sich anscheinend ganz wieder erholte. Freilich nur anscheinend, denn seitdem trug er selbst das Gefül des Altwerdens mit sich herum, wärend er noch im März vorher, bei Gelegenheit seines fünfundzwanzigjärigen Amtsjubiläums, sich so frisch fülte, daß der Arzt meinte, es sei nun mehr Aussicht, noch das fünfzigjärige zu feiern, als vor einem Viertel-Jarhundert auf das Erleben dieses Tages gewesen. Der festliche Tag hatte ihm manche freudige und erfreuende Anerkennung gebracht und nicht nur aus den Kreisen seiner Berufstätigkeit als Geistlicher; auch die Fortschrittspartei begrüßte ihn durch eine Deputation, die Dr. Loewe fürte, auch sein Walkreis sandte eine Gratulations-Deputation und absichtlich hatten sich in diese solche wälen lassen, die früher die eifrigsten Gegner seiner Candidatur gewesen waren.

Das Gebot des Arztes, der den letzten Krankheitsanfall hauptsächlich der Ueberanstrengung zuschrieb, untersagte ihm nun jede weitere parlamentarische Tätigkeit. So lehnte er denn im Herbste die Wiederwal entschieden ab. Aber seine Wirksamkeit im Landtage war ihm, trotz der damit verbundenen Arbeitslast, so lieb geworden, daß er später lebhaft bedauerte, so schnell dem Rate

des Arztes nachgegeben zu haben, wärend es den Seinen doch fraglich erschien, ob er sich nun nicht über das Maß hinaus angestrengt haben würde.

Onehin brachte ja sein Amt in jener Zeit noch so manches Neue von Arbeit mit sich durch die neue Kirchengemeindeordnung, in der er eine der berechtigsten Forderungen, die er so lange mit den Freunden vertreten, zu seiner Freude erfüllt sah. Schmerzlich dagegen war auch ihm die Erfarung, daß durch die Aufhebung des Tauf- und Trauzwanges sich eine so weit verbreitete Gleichgültigkeit gegen die religiösen Segnungen der Kirche herausstellte. Seit einer geraumen Reihe von Jaren hatte er, und mit Eifer, für diese Aufhebung gekämpft, es war ihm widerwärtig gewesen, daß die Kirche, gewissermaßen als Magd des Staates, oft Gleichgültigen, ja entschiedenen Kirchenverächtern ihren Segen geben mußte. Dasselbe Gefühl der Erniedrigung der Kirche durch Aufzwingung ihrer Beihülfe hatte er auch öfter bei Taufen von Kindern solcher Ehepare. Einen Ausweg aus diesem Zwiespalt sah er nur in der von ihm seit lange angestrebten und lebhaft befürworteten obligatorischen Civilehe. Wenngleich er nun nicht geglaubt hatte, daß die Abneigung oder Gleichgültigkeit gegen die Kirche in den Gemeinden so groß sei, wie sie sich durch die Abnahme der Trauungen und Taufen gezeigt hat, so sprach er trotzdem öfter seine Befriedigung über die Gesetzgebung selbst aus und versicherte, daß er auch nach diesen traurigen Erfarungen den früheren Zwang nicht wieder herbeiwünsche.

Die Zeit, die ihm jetzt durch die Befreiung von so manchen rein äußerlichen Geschäften übrig blieb, benützte er am liebsten dazu, sich mit den Erzeugnissen der neueren theologischen Literatur vertraut zu machen und er freute sich dessen, da er den Mangel an Zeit oft schwer empfunden und nicht selten geklagt hatte, er könne am Ende nicht mehr mit seiner Wissenschaft Schritt halten. Dies Gefül nachstudiren zu müssen, hielt ihn vorläufig auch von dem beabsichtigten eigenen Produciren ab. Darin, aber auch darin allein zeigte sich seit der letzten Krankheit ein Abnehmen seiner

Kräfte, daß ihm die elastische Frische des Geistes, der heitere Mut nicht mehr so innewonte, mit dem er früher an die literarische Tätigkeit herangetreten war. In seinen Predigten, seinen geistlichen Gelegenheitsreden aber zeigte sich im Gegenteil eine Frische, eine Tiefe und durchgeistigte Klarheit, die eher auf eine Erhöhung als auf eine Abnahme der Kräfte deutete.

Im Herbste 1875 wurde ihm die Freude, sein erstes Kind zur Gründung eines eigenen Herdes schreiten zu sehen. Ostern 1876 nahm er sein jüngstes Kind, den Son, als mündigen Christen in die Gemeinde auf und es eröffnete sich ihm die freudige Aussicht, mit der ersten vorbereitenden Amtshandlung, der Taufe, bei einer zweiten Generation seiner Familie in Tätigkeit zu treten.

Es hat nicht sollen sein. Nach einer arbeitsreichen Woche, die mit einer Kirchenrats- und Gemeindevertretungs-Sitzung begann, bei welcher er sich möglicherweise in der eisigkalten Kirche erkältet hat, bekam er plötzlich am Sonnabend, den 20. Mai, früh einen Schüttelfrost, das erste Symptom einer sich schnell entwickelnden, aber leichten Lungenentzündung. Dieselbe blieb auch bis zuletzt leicht, aber die so oft angegriffene, vielfach geschwächte Lunge konnte dem neuen Anfall doch nicht widerstehen und schon am Dinstag den 23. Mai endete ein Lungenschlag sein Leben. Sanft und ruhig war dies Ende. Wie die Krankheit kurz, so war sie auch im ganzen schmerzlos; er selbst, sonst leicht ängstlich bei Krankheitsfällen, hegte diesmal keine Besorgnis, da der gefürchtete Bluthusten noch nicht eingetreten war. Freudig begrüßte er Frau und Tochter, die durch die Nachricht von seiner Erkrankung erst am Dinstag Morgen von einer Reise zurückkehrten, konnte noch um ein Uhr one Hülfe der Seinen mit Appetit etwas genießen, aber schon um drei Uhr hauchte er one eigentlichen Todeskampf, one Ahnung der Trennung von den Geliebten, sein Leben aus, so sanft, so friedlich, daß der herbeigerufene Arzt erst nach einiger Zeit sagte: „es ist wirklich vorbei, und“ — fügte er hinzu — „das ist für das gebildete Berlin und für die protestantische Kirche ein schwerer Verlust.“ Daß Berlin es als solchen empfand, hat es durch die Teilnahme an seiner Be-

erdigung am 26. Mai bewiesen. Tausende hatten sich um die Gruft auf dem Jerusalemer Kirchhofe geschart, um in feierlicher Stille dem warmen herzlichen Nachruf aus treuem Freundesmunde zu lauschen. Was der Protestantismus an ihm verloren?! Gott gebe ihm mehr solcher Streiter, so treu, so war, so aufrichtig, so hingebend und tapfer!

Harmonisch wie sich in Wilhelm Müller der ganze Mensch in der Zeit seines Lebens entwickelt hatte, ist auch sein Ende gewesen. An einem wunderschönen Maitage trug man ihn aus seiner Schöpfung, aus dem im herrlichsten Blütenschmuck prangenden Garten hinaus in die Kirchhofshalle, die eben neu gebaut, ihn als ersten Gast beherbergte. Ueber seinem Sarge stralten zuerst die Worte ob der Altarnische, die er noch vom Krankenbette aus für diese Stelle bestimmt hatte: „Leben wir, so leben wir dem Herrn. Sterben wir, so sterben wir dem Herrn.“ Ein blühendes Leben der Natur empfing draußen den reich mit Blumen geschmückten Sarg, über dem zallose Kränze, von dankbarer Liebe gespendet, zum Hügel sich wölbten. Und auf diesen Grabhügel hernieder leuchtete, von der Rückseite eines Denkmals, das wie auf ihn sich beziehende Wort:

„Sein Geist war hell,
Sein Mund beredt,
Sein Herz edel und treu.“

Unser Haus.

Ueber „unser Haus" reden, heißt einen echt deutschen Gegenstand behandeln. Der Engländer, der sein Ich groß schreibt, sagt: Mein Haus — „Mein Haus ist meine Burg!" Wir werden in die Zeit versetzt, wo unter Ritterleben die Städtebildung erst beginnt. Wie die ritterliche Burg, so war das bürgerliche Haus zum Schutz bestimmt, der freie Mann auf Selbstregierung und Selbstverteidigung angewiesen. Der burgartige Charakter hat sich erhalten bis auf das Landhaus, in dem der Engländer, fern vom Getreibe der City, seines Familienlebens sich erfreut: der Villenstil ist nicht selten noch Castellstil.

„Mein Haus", sagt freilich auch der Deutsche unserer Tage und insbesondere unserer großen Städte. Mein Haus bringt mir 10, 15, 20 Prozent; soviel im Keller, soviel in der Bel-Etage, soviel im vierten Stock, und dann kommen noch die Dachstuben. Bei diesem „meinem Hause" steigt vor unserem Auge die Mietskaserne auf, das traurigste Gegenteil der englischen Burg, die Schätzung des Hauses lediglich als Geschäftsobject.

Aber das ist eben nicht „Unser Haus." „Unser Haus", wie es zuerst unseren Wünschen und Träumen sich darstellt, ist klein, ein- höchstens zweistöckig, für uns und allenfalls noch eine Familie, die aber mehr Freund als Mieter sein muß; mit einem größeren Zimmer für die Familiengeselligkeit und Gastfreundschaft und kleineren Gemächern nach Bedürfnis; mit nicht zu spärlichen Wirtschaftsräumen. „Unser Haus" hat immer einen Garten; wenigstens einen Vorgarten; zum allerwenigsten einen Balkon oder Platz im

Freien und wäre es auch nur im Hofe unter Bäumen. Unser Haus ist reich und comfortable vertreten in Bremen und Lübeck, den alten Hansestädten, wo auch der einfache Mann sein eigenes Haus bewohnt. Unser Haus ist das Ideal des deutschen Familienlebens, das Ziel der Nationalökonomie zur Lösung der Arbeiterfrage, der Wohnungsnot, der Gesundheitspflege.

Aber unser Haus in Bremen und Lübeck, noch mehr in Hamburg und anderen Handelsstädten, schlägt auch wieder in das Materielle um. Unser Haus ist auch das große Kaufmannshaus. „Unser Haus macht so viel Hunderttausend järlichen Umsatz.“ „Unser Haus reist in Amerika, Asien, Australien.“

Und doch ist unser Haus da schon geistig; doch sind es nicht mehr die vier Mauern, nicht mehr die Steine. Es ist nicht blos das Produkt menschlicher Tätigkeit, es ist menschliche Tätigkeit selbst, Geschäftsarbeit, Geistesarbeit.

Wir halten das geistige Gebiet fest, aber wir kehren von der weiten Welt zurück in den engsten Raum; wir lassen auch Geschäft und Beruf draußen; wir nehmen statt der Geistesarbeit die Geister selbst, die Herzen, die persönlichen Menschen.

Unser Haus das sind Wir. Zunächst wir Beiden: Ich und Du. Ein kleiner Kreis: Ich und Du und doch Repräsentanten des Allergrößten, des ganzen menschlichen Geschlechtes: Mann und Weib.

Unser Haus macht nicht in Caffee, so wenig wie in Thee oder Zucker; aber es weilt gern in trauter Gemeinschaft beim Caffee und Thee wie beim Mittagstische; es kennt nichts Süßeres als den gegenseitigen Verkehr. Unser Haus plaudert und hat sich viel zu sagen, es musizirt und liest und spaziert. Aber Unser Haus hat und gibt auch viel zu tun und fordert viel Fleiß und Pünktlichkeit, viel aufmerksame Sorgfalt und Treue im Kleinen.

Unser Haus ist unser Leben in der Ehe. Haben die Beiden es gegründet, so hat auch der bürgerliche Beruf des Mannes die feste Stätte, von wo aus der Hebel angesetzt wird, und die Quelle immer neuer Kraft gefunden, aber auch das lonende Ziel seines Erwerbes, aber auch die Sicherheit, die materiellen Werte sofort

zu adeln und in geistige umzusetzen, in behaglichen Wolstand, in Friede und Freude, in Förderung geistigen Lebens. Unser Haus fordert die männliche Tapferkeit heraus wie die Bedachtsamkeit, zur Arbeit und zum Schutz für die, welche er dem natürlichen Schutze von Vater und Mutter entzogen hat. Unser Haus läßt die neue männliche Würde des Hausherrn fühlen; aber auch die Bürde einer Herrschaft, die nur in Liebe gefürt werden darf und deren erste Bedingung Selbstbeherrschung heißt.

Aber Unser Haus schafft auch erst den waren weiblichen Beruf, es öffnet die Augen und setzt die Hand in Bewegung für die tausend Kleinigkeiten des täglichen Lebens, von denen wir abhängen auch für unser geistiges Gedeihen und die alle liebevoll besorgt sein wollen, wenn dieses nicht leiden soll. Es schließt den ganzen reichen Schatz weiblicher Anmut auf, der das Haus schmückt zur Stätte der reinsten Freude. Es zeigt das köstlichste Juwel dieses Schatzes in seinem schönsten Glanze: die selbstlose, dienende, allezeit opferbereite Liebe. Es macht die Frau zur ebenbürtigen Gefärtin und Freundin des Mannes, die als Gegengabe für das im geistigen Austausche gewonnene Verständnis der großen Fragen der Menschheit die himmlische Mitgift der Weiblichkeit bietet: den sittlichen Takt für edle Sitte, die Frömmigkeit williger Ergebung und mutigen Gottvertrauens.

Unser Haus ist reich an Pflichten und Gütern, auch wenn es mit den Beiden beschlossen bleibt. Notwendig braucht es nicht mehr als die Beiden und die Einsamkeit gestattet ihnen nur um so mehr sich ganz anzugehören. Den lieblichen Schmuck geliebter Kinder, die den Kreis erweitern, streift oft der Tod wieder ab und es bleibt doch noch Unser Haus. Und wenn ihm die stolzeste Freude geworden, wenn es ringsum von Häusern umgeben ist, die alle ihm, dem Elternhause, ihr Dasein verdanken, dann ist es doch wieder zugleich eng und klein geworden, wie im Anfang und die schönsten Stunden vielleicht sind die der Erinnerung im vertrauten Gespräch zwischen dem ursprünglichen Ich und Du.

Aber allerdings: Unser Haus kann sich erweitern. Es wird

dann laut, zwar zunächst erst von Weinen, aber mehr und mehr von Lachen und Jubelgeschrei. Liebkosungen, Belehrungen, Mahnungen, Warnungen, Scheltworte tönen dazwischen; auch die Strenge greift ein. Unser Haus wird eine Erziehungsanstalt. Die wichtigsten und bedeutungsvollsten Pflichten der Ehe, die Vater- und Mutterpflichten beginnen. Wie viel auch allmählich der Schule überlassen wird, nicht blos im Unterrichte, sondern auch in der Erziehung: Unser Haus soll und darf es sich nicht nehmen lassen, daß die Erziehung seine Hauptaufgabe ist. Es darf nie vergessen, daß Charakter und Gesinnung wesentlich durch sein Vorbild gebildet, nach seinem Grundton gestimmt werden. Da müssen alle Keime des Guten und Göttlichen im Herzen der Eltern sich entfalten zur Blüte und Frucht. Dann wird die Antwort des Kinderherzens nicht ausbleiben. Aus Abhängigkeitsbewußtsein, aus Furcht und Ehrfurcht, aus dankbarer Gegenliebe, welche durch die zuvorkommende Liebe geweckt ist, erwächst die kindliche Pietät, der freudige Gehorsam, das zuversichtliche Vertrauen auf Liebe und Weisheit, und auch abgesehen von besonderer und absichtlicher Pflege der Religion ist Unser Haus schon damit zur Kirche geworden.

Es will noch größere Dimensionen annehmen. Geschwister gesellt sich zu Geschwister. Die Genossen im Spiele schließen, trotz manches Haders, doch die ersten Freundschaftsbande. Auf Freundlichkeit wird gehalten und auf Gefälligkeit; das Aeltere schützt das Jüngere, der Bruder die Schwester. Gemeinsamkeit aber des Blutes, das Band der Nationen, und Gemeinsamkeit der ersten Objekte der Pietät, das Band der Religionen, derselbe Gang der Entwickelung und Gewonheit und die zunehmende Süßigkeit der ältesten Erinnerungen aus der Jugendzeit legen den Grund zu einer Selbstverständlichkeit gegenseitiger Zuversicht und Zuverlässigkeit der Freundschaft, die später nur selten sich findet.

Aber im Spiel und Ernst des kleinen Lebens messen sich auch die Kräfte und schleifen die Härten und Schroffheiten aneinander sich ab; viel von dem elterlichen Erziehungswerk übernehmen die Kinder unter sich, und wirksamer oft, weil sie vertrauter mit den

gegenseitigen Fehlern, weil sie in Zureden, Vorstellen und Bitten unerschöpflich, auch da noch zu wirken im Stande sind, wo die Eltern mit Strafen schon bis zu einer Schranke gekommmen. Kleine Aemter und leichte Pflichten gewönen früh die Einzelnen daran, dem Ganzen zu dienen und collidirende Wünsche und Neigungen werden in der heranwachsenden Schar durch eine gewisse Selbstverwaltung am ehesten ausgeglichen.

Das Geschwisterleben wird so die Vorschule des nachbarlichen und bürgerlichen Gemeinschaftslebens. Unser Haus ist die früheste Gemeinde.

Und nun möchten wir eine Grenze ziehen und das Tor schließen: Unser Haus sind die Unsrigen, die sich gewält aus freier Liebe, die uns und sich untereinander angehören, durch Bande des Blutes, beides von Gott gefügt in Geist und Natur: das ist Unser Haus!

Aber wie häufig können wir diese Grenze nicht innehalten und wie wenig dürfen wir sie dann inne halten wollen! Je fleißiger der Mann erwirbt für sein Haus, und je freier die Frau als seine Gefärtin und Freundin sich in ihrem Kreise soll bewegen können, desto unvermeidlicher wird fremde Hülfe. Die wir aber so unserem Haushalte anschließen, die dürfen wir nicht mehr als Fremde behandeln, sie gehören nun mit zu unserm Hause.

Und doch ragt da aus ganz anderem Gebiete in das Reich der Liebe der Begriff des Rechtes hinein. Der Contract bestimmt und regelt Leistung und Gegenleistung. Herrschaft und Dienende spiegeln den Unterschied von Obrigkeit und Untertanen ab. Mehr als je müssen gesetzliche Ordnungen fest und pünktlich wiederkehrend dem frei ändernden Belieben und Ermessen ein Ziel stecken. Die Gütigkeit der Herrschaft in freundlicher, nachsichtiger Behandlung, die Treue der Dienenden in Fleiß, Ehrlichkeit und persönlicher Anhänglichkeit, vermag auch dies fremde Element in das Heimisch-Behagliche unseres Hauses hereinzuziehen.

Aber je blühender das Haus, desto größer der Hausstand, und nehmen wir Alle, die Dienste bietend, auch der geistigsten Art, unserem Hause sich anschließen, hinzu: Hauslehrer, Lehrerinnen und

Hausarzt, so ist Unser Haus zu einem Abbilde des organisirten Volkslebens geworden, ein Staat im Kleinen. Und dieses Ganze leitend, ordnend und erhaltend mit persönlicher Verantwortung fült der Hausherr allerdings etwas von der Bürde des Herrschers, die nur dadurch erleichtert wird, daß sein Gesammtministerium ihm in einer Person zur Seite steht und daß je mehr und vollkommener dies seine Frau ist, desto weniger von einer Ministerkrisis oder von zwei Seelen in der Hausregierung die Rede sein kann.

So wird also in vielen Fällen ein erweiterter und vervollständigter Kreis unser Haus ausmachen. Aber dieser Kreis allein und immer? „Er macht ein Haus:“ das sagen wir von Jemand, der an der gelungenen Gestaltung seines Hauses auch Andere, ja Viele teilnehmen läßt. Unser Haus wäre wieder herabgesunken zu der ursprünglichen Burg des Engländers, wenn wir mit der ganzen Mannigfaltigkeit unseres Haushaltes uns auf uns selbst beschränken wollten. Eine wesentliche, ja allein durch unser Haus mögliche Tugend ist die Gastfreundschaft. Nicht blos der Gesundheit, sondern auch der Geselligkeit wegen wenigstens das eine größere Zimmer in unserem Hause. Nicht blos für uns, sondern auch zu Anderer Freude, die immer freundlichere Einrichtung, die immer reichere Ausstattung von Haus und Hausgerät. Auch die aus unserer persönlichen Eigentümlichkeit hervorgehende Gestaltung des geistigen Lebens, die unser Haus darstellt, ist nicht blos für uns da, sondern zum Austausche mit Anderen. Wie wir sie an diesem so ganz individuell gearteten Product persönlicher Eigenheiten, das Unser Haus heißt, teilnehmen lassen, so nehmen wir wiederum Einblick in die Eigentümlichkeiten ihres Hauses. Die Gastfreundschaft ist nicht blos das Zeichen für vorhandene Bekanntschaft, sondern auch die Fürerin von oberflächlicher Bekanntschaft zu tieferem Verständnisse der Persönlichkeit. Das häusliche Leben, Einrichtung und Umgebung gibt den Schlüssel zu vielem, was draußen uns rätselhaft erscheint und läßt uns gerechter und milder beurteilen, was uns vorher vielleicht abstieß. Nicht selten auch wird aus anfänglicher Gastfreundschaft ware, dauernde Herzensfreundschaft. So ist unser Haus durch seine

Geselligkeit ein Band der Geister und Herzen und nirgends vermag die Geselligkeit ihren erquickenden und woltuenden Einfluß so zu bewären, als wo sie an unser Haus sich anschließt.

Aber ihren woltuenden Einfluß schließlich auch im eigentlichsten und tiefgreifendsten Sinne. Unsere der Erholung gewidmete Geselligkeit sammelt den Freundeskreis der mehr oder weniger Gleichgesinnten und Gleichgestellten. Von ihr gilt das Wort: „Gleich und Gleich gesellt sich gern." Aber wie die Freude das Herz wolwollender macht, so darf auch der gesellige Trieb bei der Gemeinschaft der Freunde und Genossen nicht stehen bleiben. Die Befriedigung, die wir in diesem Kreise empfinden, läßt uns den jähen Abstand jeglichen Mangels an Befriedigung in unmittelbarer Nähe nicht gleichgültig ansehen. Unser Haus öffnet seine Tore auch der Not und der Armut. Und gerade in ihre Häuser treten wir hinein, wo uns warhaft daran liegt Hülfe zu bringen und zwar die rechte Hülfe. Nicht Bettler ziehen wir an uns, aber Hausarme hängen uns an als Schutzbefohlene.

Die barmherzige Liebe ist der Revers der gastfreien. Wer für festliche Bewirtung von Freunden übrig hat, muß auch für die Stillung des Hungers übrig haben; wer zu Gaben einladet, muß auch für Gaben anklopfen können. Der Verkehr dieser Armen mit unserm Hause ist aber kein einseitiger, nicht blos von ihnen zu uns, sondern hauptsächlich von uns zu ihnen. Denn gerade die Pflege von Hausarmen in ihren Häusern eröffnet jenes Verständnis der Persönlichkeit und ihres Geschickes, das für die gründliche Abhülfe der Not so unentbehrlich ist. Die Quellen der Not und gerade dieser Not, treten nirgend so klar vor Augen wie in der häuslichen Umgebung. Aber auch nirgend so die nötigen und die möglichen Mittel der Hülfe. Und unter diesen ist durchaus nicht immer das Geld das notwendigste und heilvollste, sondern weit öfter das warme, teilnehmende Herz, der eingehende, verständige Rat, das aufmunternde Beispiel. Daß von dem Ideale Unseres Hauses oft sogar die ersten Anfangsgründe fehlen: das glückliche eheliche Leben, die sich ergänzende pflichttreue Tätigkeit seitens des Mannes und der Frau, die rich-

tige Kinderzucht, Sparsamkeit und Mäßigkeit — das sind gewönlich die Hauptschäden die der Heilung bedürfen.

Wenn überall, wo Unser Haus das ersehnte und erstrebte Ideal ist, auch die Hausarmenpflege mit in dieses Ideal hineingenommen und aufrichtig zu realisiren gesucht würde, wieviel könnte von jenen Schäden geheilt werden! Ja, Unser Haus in seiner Vollendung liefert keinen geringen Beitrag zur Lösung der brennenden Frage des umfassendsten Gesellschaftskreises, zur Lösung der socialen Frage.

So hat sich uns aus kleinen Anfängen ein stattlicher Palast erbaut. Unser Haus ist eine Welt geworden und spiegelt die Welt im Kleinen: ein warer Mikrokosmos. Erbaut durch alle guten Geister der Liebe: von der Zärtlichkeit der Gatten und der Eltern an durch kindliche Pietät und Geschwisterfreundschaft, durch Gütigkeit und Treue zwischen Herrschenden und Dienenden bis zur Gastfreiheit und Barmherzigkeit.

Wir haben es Unser Haus genannt vornehmlich als unser deutsches Haus. Die Ehre, die unser deutscher Stamm von jeher den Frauen erwiesen, ist Grund dieses Gedeihens gerade des deutschen Hauses, denn die Frau ist die Seele des Hauses, wie die Seele echter Weiblichkeit die Liebe. Unsere Frau ist unsere Hausehre und die höchste Ehre der Frau das gute Haus. Aber wir gestehen gern unseren Stammesverwandten, den Engländern zu, daß durch Pflege des Familienlebens das englische Haus sich neben das deutsche zu stellen berechtigt ist.

Ja wir entlehnen auch schließlich von ihnen die Bezeichnung unseres Hauses als Burg. Unser Haus ist die Burg aller Sitte, aller Sittlichkeit, damit aber die Burg und Bürgschaft aller Kraft und aller Tüchtigkeit, die von da hinausgeht in die Welt. Unser Haus ist nicht meine Burg und nicht unsere Burg, aber die Burg unseres Volkes und Vaterlandes, die Burg aller waren, reinen Menschlichkeit.

Das Kind in seiner Stellung zum häuslichen Leben.

Zwei Aeußerungen hört man nicht selten, die eine vorwurfsvoll: „In diesem Hause dreht sich doch alles nur um die Kinder!" Die andere billigend, weil geradezu fordernd: „Das Kind muß der Mittelpunkt des Hauses sein!" An jeder dieser Aeußerungen ist etwas Berechtigtes; jede für sich gibt ein Zuviel. Das Ergebnis näherer Ewägung wird deshalb nicht sowol Entscheidung für die eine oder andere sein dürfen, als das rechte Maß zwischen beiden.

Auch der Ausdruck ist zweiseitig: Das Kind in seiner Stellung zum häuslichen Leben. Ist die Stellung gemeint, welche die Eltern dem Kinde im und zum häuslichen Leben zu geben haben, oder die, welche das heranwachsende Kind zu nehmen hat? Der letzteren Fassung scheint die Wage mehr zu Gunsten der Entscheidung zu neigen, welche nicht will, daß alles sich um das Kind drehe; das Kind selbst soll sich doch gewiß nicht zum Mittelpunkt machen und sich als solchen ansehen wollen; für die erstere scheint die Forderung an der Stelle zu sein: Eltern sollen entschieden die Kinder zum Mittelpunkt machen. Dennoch ist nicht one weiteres durch die eine oder andere Fassung jener Zwiespalt entschieden. Denn wenn die Kinder ihre Stellung zum häuslichen Leben nicht so nehmen sollen, daß sie sich als Mittelpunkt und Hauptpersonen ansehen, müssen die Eltern diesen Gesichtspunkt auch für sich in ihrer erziehenden Tätigkeit aufnehmen und ihm Ausdruck geben auch durch die Tat; und wenn die Eltern die Kinder so ansehen sollen, als wären sie Mitttelpunkt des Hauses, müssen auch die Kinder eine

Berechtigung haben, sich so anzusehen, und sie muß ihnen auch irgendwie von den Eltern zugestanden werden.

Der erste Schritt der Betrachtung wird sich selbstverständlich dem häuslichen Leben zuwenden, zu welchem Stellung genommen werden soll, und da drängt sich eine doppelte Tatsache auf. Einmal, daß häusliches Leben vorhanden ist und also auch möglich überhaupt one Kinder: Wie viele Ehen bleiben kinderlos, und wie manches Mal macht der Tod die Ehe wieder kinderlos! Jedes Haus hat eine Zeit, wo noch kein Kinderleben sich in ihm bewegt, und gerade das vollendete häusliche Leben, das gelungenste, weist am Ende wieder das kinderlose Haus nach, obwol sie alle am Leben sind! Darf also one weiteres zum Mittelpunkt des häuslichen Lebens gemacht werden, was zum Begriff des Hauses nicht notwendig gehört, one welches das Haus offenbar auch registrirt werden und existiren kann? Sodann auch das Haus selbst, seine Gründung wie seine Gestaltung, läßt Auffassungen zu, bei welchen die Rücksicht auf die Kinder die letzte Stelle einnimmt. Der Mann, welcher sich durch Heirat ein eigenes Haus gründet, ist sicher nicht zu tadeln, wenn er damit die feste Stelle sich schaffen will, von der aus er seinen bürgerlichen Beruf mit gesammelten Kräften erfüllen, seinerseits die Welt mitbewegen kann. Die Beiden, welche miteinander den Herd bauen, stellen, was nie dem Einzelnen gelingt, in der Vereinigung der beiden einzigen Grundunterschiede des menschlichen Geschlechtes das Bild der menschlichen Individualität in der Gemeinschaft dar, welche, wie mannigfaltig gestaltet, doch unter jeder Gestalt einer der Bestandteile ist, aus welchen sich auch die größesten geordneten Gemeinschaften der Menschen vom Dorf bis zum Staat zusammensetzen. Das Haus als Pflanzstätte des künftigen Geschlechts, dürfte nicht one weiteres als die höchste, jedenfalls nicht als die einzige Auffassung des Hauses angesehen werden. Ehescheidungen wegen Kinderlosigkeit mag der Staat vom praktischen Standpunkt aus gestatten; dem Einzelnen werden wir nimmer zugestehen, daß er den höchsten sittlichen Begriff vom Hause habe, wenn er aus keinem andern Grunde eine Ehe auflöst. Auch die sittliche

Bestimmung des Hauses one Rücksicht auf Kinder läßt gegen die Stellung dieser als Mittelpunkt jenes Lebens Bedenken aufsteigen.

Aber kehren wir nun in das Haus selbst ein und vergegenwärtigen wir uns die verschiedenen Kreise seines Lebens. Der erste ist offenbar das Leben von Mann und Weib, das Verhältnis der Gatten zu einander. Wir haben bereits gesehen, es gründet für sich schon das Haus. Ein pflichtenreiches, kraftreiches und anmutreiches Leben vermag zu entstehen auch one Kinder. Die Pflichten, welche der Mann nun übernimmt: für den vergrößerten Hausstand zu sorgen und das für seine Erhaltung Nötige herbeizuschaffen, die Gattin und den Hausstand zu beschützen gegen Unbill von Menschen wie gegen die mannigfachen Unglücksfälle, die störend oder vernichtend eingreifen könnten, soweit solcher Schutz Menschen möglich ist, das Haus richtig zu leiten und zu regieren, schließt die ganze Fülle von Arbeitsamkeit, Redlichkeit, Treue in dem bürgerlichen Beruf, der seinen Erwerb abgibt, in sich, die ganze Vorsorglichkeit, Umsicht, Tapferkeit männlichen Charakters, die ganze weit über die eigene Person hinausgehende Verantwortungsfähigkeit, die ganze Sittlichkeit des eignen Beispiels, die ganze Kraft und die ganze Weisheit und die ganze Freundlichkeit der Liebe. Für das Mädchen gestalten sich überhaupt die vereinzelten Pflichten ihres bisherigen Lebens erst, wenn sie Frau wird — aber auch sogleich damit — zu einem festen Berufsleben, ja sofort zu dem spezifisch weiblichen Beruf: das Feld der Wirtschaftsfürung allein schon stellt ihr mit seinen tausend scheinbaren Kleinigkeiten und Aeußerlichkeiten einen nicht minder reichen Stoff des Fleißes und der Arbeit und einer fast noch mehr bis in das Einzelnste gehenden Treue und Genauigkeit als dem Manne sein bürgerlicher Beruf; die Aufgabe, das häusliche Leben freundlich zu gestalten, fordert nicht blos den Schönheitssinn und seine unermüdliche Beteiligung für das in die Sinne Fallende, sie verlangt noch mehr jede schöne Eigenschaft der Seele in Lieblichkeit, Freundlichkeit, Friedfertigkeit, Dienstwilligkeit; die Forderung dem Manne Gefärtin des Lebens und beste Freundin zu sein, nimmt jede Empfänglichkeit und Tüchtigkeit

des Verständnisses und jede Begabung des weiblichen Gemüts bis zur lautersten Frömmigkeit in Anspruch. Welche Quellen der mannigfaltigsten und weitreichendsten Kraft aber damit sich auftun und wie schön und reich an den echtesten Freuden sich dabei das Leben zu gestalten vermag, bedarf keiner Ausfürung. Zum Trost für kinderlose Ehen darf das Ergebnis gezogen werden, daß die Notwendigkeit von Kindern für die Entfaltung der Ehe und ihre Bedeutung nicht vorliegt. Mittelpunkt für das eheliche Leben sind mithin die Kinder one weiteres nicht. — Aber eine bedeutende Erhöhung der Innigkeit desselben und seiner Schönheit sind sie doch? Auch das nicht überall und unbedingt. One Zweifel gibt es Fälle genug, wo Kinder ein neues Band zwischen Ehegatten gewoben, das lockere fester geknüpft haben; one Zweifel vermögen sie, indem sie den Beruf der Ehegatten erweitern und vertiefen, auch die Kraft, welche aus dem Ehebunde fließt, zu verstärken und die Empfindung seiner Schönheit zu erhöhen. Aber es ist auch nicht zu leugnen, daß sie sehr oft die Veranlassung gewesen, an der die nicht tiefer begründete Ehe gänzlich auseinandergegangen ist, daß sie die Quelle auch sehr vieler Zwiespältigkeiten und Störungen des ehelichen Friedens geworden sind und werden, daß sie dem unbedingten Genuß der Eheleute an einander und mit einander auch Hemmung und Begrenzung auferlegen. Daher die Tatsache, daß Eheleute oft ganz zufrieden sind, wenn sie keine Kinder haben: sie sehen die Möglichkeit der Lasten und Bedenklichkeiten und haben, weil ihnen die Erfarung und Erlebung fehlt, keine entsprechende Vorstellung von der Bedeutung und dem Glück des Kinderdaseins im Hause.

Immerhin aber wird es deshalb auch schon in Bezug auf diesen ersten Kreis, die Ehe, auf die Stellung ankommen, welche nur in Bezug auf ihr gegenseitiges Leben die Eltern den Kindern oder die herangewachsenen Kinder sich selbst geben. Die Eheleute werden in den Kindern nichts anderes sehen dürfen, als den Ausdruck ihrer gegenseitigen Liebe, und in der Beweisung ihrer Liebe an ihnen immer nichts anderes geben wollen, als auch einen Be-

weis ihrer Liebe zu einander. Sie werden, wie überall nichts Drittes, so auch die Kinder sich nicht zwischendrängen lassen dürfen zwischen ihre Beziehungen zu einander, weder daß die Liebe zu einem Kinde größer werde als die zu dem Manne oder der Frau, noch daß das Kind zum Vertrauten werde bei etwaigen Mishelligkeiten. Die herangewachsenen Kinder aber werden auch ihrerseits das Band, das ihre Eltern mit einander verbindet, als ein Heiligtum zu verehren haben: alles geflissentlich zu vermeiden, was es lockern, alles herbeizufüren haben, was es erhalten und inniger machen kann. Ja auch die heranwachsenden Kinder werden in der Erhaltung der Einigkeit und Innigkeit der Eltern einen Beweggrund mehr finden, ihrem Willen nachzukommen und in der Störung derselben durch ihre Unbotmäßigkeit zugleich eine Erschwerung der Schuld ihres Ungehorsams.

Allein wenn auch zu diesem Kreise der Ehe nicht notwendig Kinder hinzukommen müssen, um ein Haus und häusliches Leben zu constituiren — wie denn mit Notwendigkeit überhaupt nichts weiteres hinzuzukommen braucht — und wenn auch Pflicht und Kraft und Schönheit der Ehe nicht unbedingt an Kinderdasein gebunden ist, immerhin bildet das Eintreten der Kinder eine so bedeutende Bereicherung des Hauses und ist zugleich etwas so überwiegend Vorkommendes, daß sofort zwei eigne neue Kreise des häuslichen Lebens dadurch entstehen, die, sobald noch weitere sich hinzufügen, allerdings von selbst eine Mittelstellung erhalten: der Kreis der Eltern und Kinder und der Kreis der Geschwister.

Und hier bietet sich allerdings die Frage der Mittelstellung auch der Kinder hauptsächlich zur Betrachtung, ja auf das Verhältnis der Eltern zu den Kindern und umgekehrt bezieht sie sich eigentlich; nur, daß es eben nicht richtig ist, das ganze häusliche Leben allein auf dies Verhältnis zu beschränken und zwar selbst im Interesse der Kinder. Aber es ist auch zweckmäßig, nur unter diesem Gesichtspunkt diesen Kreis des häuslichen Lebens hier zu betrachten; denn es würde sich sonst um nichts weniger als um die ganze Wissenschaft der Pädagogik handeln.

Allerdings beginnt das Kind sofort mit seinem Eintritt in die Welt sich die Mittelstellung im Hause anzueignen, und sie darf ihm nicht verweigert werden, je mehr es selbst dabei unbewußt ist. Zwar in der Stunde der Geburt steht noch immer das Interesse für das Leben der Mutter über dem des Kindes. Aber sobald das Kind geboren, sobald die Mutter aus der Gefar ist, dreht sich eine Zeitlang alles im Hause mit Recht um das Neugeborene. Denn der Mensch ist das hülfloseste Geschöpf von der Welt, und nur durch allseitige Sorgsamkeit kann sein junges Leben erhalten werden. Darum müssen selbst die Interessen des Mannes, was Behaglichkeit, Annehmlichkeit des Hauses betrifft, für eine Zeitlang zurückstehen, und nur sein bürgerlicher Beruf bestimmt die Grenze, wo nicht mehr. Alle übrigen Factoren des Hauses dürfen für sich so wenig wie möglich Rücksicht in Anspruch nehmen und müssen so viel wie möglich bereit sein, für das Gedeihen des kindlichen Lebens beizutragen. Doch wird auch hier bekanntlich das Maß sehr verschieden durch den Umstand bestimmt, ob als das erste oder als ein wie viel späteres ein Kind zur Welt kommt, und seine Stellung auch nur als zeitige Hauptperson im Hause modificirt sich danach oft nicht unbeträchtlich. Für die Mutter wird jedoch die Besorgung oder Ueberwachung der ersten leiblichen Pflege unbedingt die Hauptfrage und das Hauptaugenmerk sein, nach dessen Befriedigung auch ihre andern häuslichen Pflichten sich einzurichten haben, und der Mann wird das billigen; alle Uebrigen werden selbstverständlich es sich gefallen lassen müssen.

Aber anders stellt sich schon die Sache, sobald aus der leiblichen Pflege mit dem Hervortreten und allmählich Darübersichstellen des geistigen Elements im engeren Sinne das Werk der Erziehung wird. Wenn Fröbels System — auch in seiner eigentümlichsten Entfaltung, wie es dieselbe nur in Kindergärten findet, die über den Raum des einzelnen Hauses hinausgehen — Berechtigung haben soll, so muß es dieselbe auch nach der Seite finden, daß es bei aller Bedeutung, welche es dem kindlichen Leben zuerteilt, auch das junge Kind schon für einige Stunden des Tages dem Hause ent-

zieht, und wenn die Berechtigung der Schule längst anerkannt ist, so ist nicht aus den Augen zu lassen, daß den Hauptteil des Tages sie doch das Kinderleben in Anspruch nimmt, d. h. die kleinen Haustyrannen werden gerade im Interesse der bessern Erziehung gezwungen, eine Zeitlang aus ihrem Reiche zu weichen, ihre Mittelstellung aufzugeben und das häusliche Leben auch für andere Zwecke freizulassen. Auch der Privatunterricht tut übrigens dasselbe; ja jede Vertretung der Mutter auch für leibliche Pflege hat zugleich diese Seite, daß sie die alles beherrschende Stellung des Kindes beschränkt und den übrigen Interessen des häuslichen Lebens wieder Raum schafft. Dessenungeachtet ist es war, daß selbst bei Kindergarten und Schule das Haus noch immer gewissermaßen vom Kinde beherrscht wird. Insofern damit der Begriff eines Berufs in wie immer leichter Weise auch an das kindliche Leben herantritt, ergeht sogleich an das Haus die Forderung, mit seinen Ordnungen und Einrichtungen sich ihm möglichst unterzuordnen und nur der Beruf des Mannes bildet die noch höhere Instanz. Aber je mehr das Haus auf sein gemeinsames Leben und die Eltern auf sorgfältige Leitung der Kinder halten, werden einerseits insbesondere Frühstücks- und Mittagsstunden, andrerseits die Arbeitszeit der Kinder und ihre notwendige Beaufsichtigung eben durch die Rücksicht auf die Kinder wesentlich mit bestimmt werden. Gerade jene ernsthafte Teilnahme, die in Kindergarten wie in Schule auch die Gesellschaft und der Staat an dem Werk der Erziehung beweisen, zeigen dasselbe als ein solches Heiligtum, daß es natürlich ist, wie ein Haus, dem es einmal anvertraut worden und von dessen Erfassung desselben wesentlich das Gedeihen auch außerhalb abhängt, ihm eine beherrschende Stellung in seinem Leben einräumen muß. Und den Regulator trägt die Erziehung selbst in sich. Denn je verständiger dieselbe aufgefaßt und geübt wird, desto weniger wird sie selbst machen wollen, desto mehr wird sie sich auf Beobachten und Richtunggeben zurückziehen, desto mehr wird sie auch dabei frei zu lassen suchen, desto früher wird sie sich selbst immer mehr entbehrlich zu machen streben. Je mehr die Kinder heranwachsen, desto mehr wird einerseits gerade

darin, daß in der ganzen Persönlichkeit der Eltern, in jeder ihrer Darstellungen in- und außerhalb des häuslichen Lebens ein Vorbild würdigster Menschengestaltung sich kundgebe, andrerseits, daß in dem ganzen Leben des Hauses in allen seinen Beziehungen und Kreisen der richtige Geist und Ton herrsche, die eigentlich erziehende Macht liegen. Und sofern das nicht plötzlich da sein kann, erst wenn es besonders gebraucht wird, muß von Anfang an auch darauf das Augenmerk der Eltern gerichtet sein, und sofern nichts warhaft gelingt, was lediglich des Beispiels und einer bestimmten Wirkung auf Andere wegen unternommen wird, muß auch bei aller Rücksicht auf die Kinder von Anfang der Blick der Eltern ein freier und weiterer bleiben.

Auch die Stellung, welche die Kinder selbst zu den Eltern und hinsichtlich des Erzogenwerdens zu dem häuslichen Leben zu nehmen haben, unterstützt dies. Es ist schon angedeutet, wie wenig angemessen es erscheinen könne, daß für sich selbst die Kinder die Mittelstellung beanspruchten. Ueberall ist der möglichst hohe Anspruch der Mittelstellung einer Gefahr der Selbstsucht ausgesetzt. Diese auszutreiben und die Liebe an ihre Stelle zu setzen, die, richtig geleitet, auch alle Kräfte in sich hat und entfalten wird, welche für das Gedeihen der Gemeinschaft wie der Einzelnen die heilsamsten sind, ist zusammengefaßt die ganze Aufgabe der Erziehung. Sie hat daher schon bei dem kleinen Kinde, wärend sie ihm alle Aufmerksamkeit widmet, das Geschäft, dem Sinne, der alles gern einzig für sich in Anspruch nehmen, alles zu seinem Genuß machen möchte selbst bis zur Vernichtung hin, zu wehren. Daß mit dem Immermehrbewußtwerden des Kindes dieser Sinn nicht bewußte und beabsichtigte Folgen erhalte, daß nicht der Egoismus Princip werde, dazu wird gerade das allseitig gemütreiche Leben des Hauses der Entwickelung des Verstandes zur Seite zu treten haben. Das Ehren der Eltern, welches von dem äußerlich bescheidenen Betragen der Kinder durch alle Stadien des Gehorsams bis in die achtungsvolle Behandlung hindurchgeht, welche auch die selbständig gewordenen Kinder den Eltern bis an das Grab zu erweisen haben, ist

das Gegenteil von jedem anspruchsvollen und herrischen Wesen, das aus der Einbildung, Hauptperson im Hause zu sein, bei der Jugend so leicht erwächst.

Die Stellung, welche im Kreise seiner Geschwister das Kind einnimmt, ist damit auch zugleich gekennzeichnet. Auf diesem Boden der Gleichheit, diesem häuslichen Abbild der Volksgemeinschaft unter ihrer Obrigkeit, dieser Uebungsschule des rein menschlichen und nachbarlichen Verkehres, ist nichts unangemessener, als wenn entweder von den Eltern einem Geschwister über den anderen eine höhere Stellung zuerteilt oder von einem Geschwister vor den andern eine solche beansprucht wird. Durch Vorziehung der Jüngsten oder Anmutigsten wie durch Anmaßung der Aeltesten, der leiblich oder geistig Stärksten wird am sichersten jene Eintracht gestört, welche der natürliche Ausdruck des Freundschaftsverhältnisses ist, auf welches Geschwister von Natur angewiesen sind. Nur die Mittelstellung ist berechtigt, welche unbefangen und unbeabsichtigt etwa Eins aus dem Kreise dadurch einnimmt, daß es der gemeinsame Anziehungspunkt für die Uebrigen ist, daß von ihm am meisten ausgeht, was Alle in der Liebe zu einander und zu den Eltern am freudigsten vereinigt.

Wir nennen wol im schönsten Sinne ein reiches Haus, wo reicher Kindersegen waltet, und doch ist der Reichtum des häuslichen Lebens auch mit diesem Kreise durchaus nicht erschöpft. Wie wenig zur Notwendigkeit des häuslichen Lebens die Kinder gehören, geht vielleicht mit am schlagendsten daraus hervor, daß nicht einmal zum Begriff des Hausvaters sie gerade erfordert werden. Bekanntlich bezeichnet dieser Ausdruck bei dem Volke, dem auch wir die Grundlage unserer Rechtsverhältnisse zum großen Teile verdanken, den Hausherrn in seiner Stellung zur Dienerschaft. Es braucht auch heut zu Tage in materieller Beziehung nicht einmal ein reiches, kaum einmal ein wolhabendes Haus zu sein, an welches sich nicht in irgend einer Weise dienende Kräfte so anschlössen, daß sie, für ihre Dienste irgendwie von dem Haupte des Hauses miterhalten, zur Hausgenossenschaft gehörten. Das ganz eigentlich so bezeich-

nete Verhältnis von Herrschaft und Dienstboten ist in dieser Beziehung die weitverbreiteste Erweiterung des Hauses; aber in der mannigfaltigsten Abstufung schließen der Gattung noch verwandte Verhältnisse sich an: der Lehrbursche, der Gehülfe, welcher Kost und Wonung bei Meister und Principal hat, wird auch ein Factor für das häusliche Leben. Die Gesellschafterin, die Erzieherin, der Hauslehrer, so geistig ihre Dienste sein mögen, soweit sie geistig selbst die Herrschaft überragen können, dürfen da am wenigsten ausgelassen werden, wo von der Stellung der Kinder zum häuslichen Leben die Rede ist.

Und welche Stellung nehmen nun nach dieser Seite des Hauses hin die Kinder ein? Selbst von denen in der bunten Reihe dieser Persönlichkeiten, die eigens um ihretwillen dem Hause zugesellt werden, gilt es doch kaum von einer andern als der Amme, daß für sie unbedingt das Kind der Mittelpunkt ihres Anteils am häuslichen Leben zu sein habe; für die Kinderfrau und das Kindermädchen wird in dem Maße diese unbedingte Stellung überall beschränkt werden, als die Kinder zum Bewußtsein mehr und mehr gelangend, auch zum Gehorsam gegen sie und zur Achtung vor der Person Erwachsener angehalten werden müssen. Erzieherin und Hauslehrer, wie gewissenhaft sie auch ihren Beruf nehmen mögen, haben um so mehr durch eigne Haltung wie durch das Benehmen der Eltern gegen sie überall den Kindern nichts so sehr als den Eindruck zu benehmen, daß sie nur für ihren Dienst da wären, geschweige etwa gar in ihrem Dienste ständen. Als Stellvertretung und Ergänzung der Eltern gilt von ihnen im Wesentlichen dasselbe in Beziehung auf die Kinder wie von jenen; nur um der nicht absoluten Stellung im Hause willen in verstärktem Maße. Hinsichtlich der andern Dienenden und der eigentlichen Dienstboten im Hause, die nicht ausschließlich für sie da sind, ist die Stellung der Kinder teils eine erschwerende, teils eine erleichternde. Erschwerend, sofern sich der Umfang der Arbeiten vergrößert und viele davon dennoch der Kinder wegen übernommen werden müssen; sicherlich noch erschwerender, je mehr eine verfehlte Erziehung der Lust

zur Unordnung und Zerstörung seitens der Kinder Raum läßt; am erschwerendsten, wo gar die Eltern den Kindern ungezogenes und anspruchsvolles Benehmen gegen die Dienstboten gestatten. Erleichternd, wenn die Lieblichkeit kindlichen Wesens auch ihnen Freude gibt bei den Unannehmlichkeiten und Lasten ihres dienenden Berufes, manche Launenhaftigkeit der Eltern ausgleicht und manche eigne zerstört, wenn nicht wenig kleine Dienste, zu denen sonst sie von der größeren Arbeit hinweg müßten, von den jüngeren Kindern, wenn ein Teil der häuslichen Arbeiten von den heranwachsenden Töchtern übernommen werden. Auf Achtung der menschlichem Persönlichkeit, auf Lernen von den Erwachsenen, auf Mithelfen in der Arbeit von den Eltern angewiesen, werden die Kinder leicht vor dem Wan bewart werden, als ob die Dienstboten ihre Dienstboten wären; andrerseits, je mehr sie heranwachsen, bei aller Freundlichkeit und allem berechtigten Vertrauen doch vor sogenannter Vertraulichkeit abgemant und sich selbst zurückhaltend, werden sie den Bedenklichkeiten entgehen, welche für das sich erst entfaltende und leicht verletzte, noch schwache Gemüts- und Geistesleben des Kindes und namentlich für die Sittigkeit der heranwachsenden Jungfrau nicht selten der zu frühe und tiefe Einblick in weniger überwundene Naturroheit oder selbst in noch weniger scharf empfundene Unsittlichkeit der Anschauungen und Grundsätze wie der Behandlungen und der Formen des Lebens hat.

Denn allerdings selbst bis auf die Formen muß ja die Erziehung sehen und auch dem Schönen, Anmutigen und dadurch Erfreuenden fällt ein bedeutender Teil ihrer Aufgabe zu. Hat ja doch das Haus ganz mit Recht auch dafür seinen eignen Kreis. „Ein Haus machen" brauchen wir wol als Ausdruck für die Gastfreiheit des Hauses. Wir denken dabei überwiegend an größere Geselligkeit und die knüpft sich wieder an Reichtum des Hauses; aber gleichviel ob reich oder arm: irgend welche häusliche Geselligkeit gehört allerdings mit zu dem Begriff des häuslichen Lebens von dem gegenseitigen Einzelbesuch an bis zur Gesellschaft. Durch sie vornehmlich wird die Geltung des Hauses als selbst ein Individuum in der Zal derer, welche einen geordenten Kreis der

großen menschlichen Gesellschaft bilden, dargestellt; durch sie jener zur würdigen Gestaltung auch des Hauses erforderliche Austausch und gegenseitige Einblick in die Mannigfaltigkeit der Gestaltung häuslichen Lebens geboten. Das Bedürfnis der Geselligkeit vermag nirgends tiefer und voller befriedigt zu werden, als in ihrem Anschluß an das Haus, und in der häuslichen Geselligkeit zeigt sich dem einsichtigen Urteile am schnellsten oft der Wert und die Leistung eines ganzen häuslichen Lebens. Wenn nun von der Stellung auch zu diesem Kreise des Hauses für die Kinder die Rede ist, sollen wir sie etwa für die Geselligkeit vorzugsweise bilden? soll diese für sie, sollen sie für diese eine Mittelstellung einnehmen? Offenbar hat die Geselligkeit eine große Bedeutung für das Kind: das Spiel gehört wesentlich in ihre Sphäre; die gesellige Organisation des Spieles ist ein Hauptverdienst der Fröbel'schen Methode; die Geselligkeit ein Hauptmoment des Segens der Kindergärten. Auch der Segen des Geschwisterverhältnisses hat hierin seine besondere Geltung. Aber das erziehende Moment dieser Geselligkeit liegt gerade besonders darin, daß es jene Mittelstellung, jene Wichtigkeit des einzelnen Kindes aufhebt; was Auffallen, Prunken, Hervortreten und Hervortretenwollen in der Geselligkeit, sei es durch leibliche oder auch durch geistige Vorzüge herbeifürt, ist gewiß verkehrt in der Erziehung. Darum ist in der Geselligkeit der Kinder selbst, je umständlicher, je prunkvoller sie wird, desto mehr die richtige Stellung des Kindes verfehlt; darum ist nichts so sehr zu vermeiden, als das Hineinfüren der Geselligkeit der Größeren in das kindliche Leben. Kinderbälle sind eine Carricatur des Lebens der Erwachsenen, bei denen es one Carricaturgestalten der Einzelnen nie abgeht und die, wiederholt, ihre Verzerrung auch in das Innere hineintragen. Nicht minder verkehrt oft ist das Hineinfüren der Kinder in die Geselligkeit der Erwachsenen: das Präsentiren vor der Gesellschaft, das Gestatten des Mitsprechens. Schon um der Störnng willen, der das Behaglichkeits- und Wolseinselement der Geselligkeit am wenigsten ausgesetzt werden darf, sind Kinder nur in dem Maße des allmählichen Heranwachsens nach und nach bei Besuch

und Geselligkeit des Hauses zuzulassen. Dann vermag auch das Lernen der Sitte und das Gewönen daran, sowie die Aufnahme mancher Unterhaltung, die Kenntnis mannigfacher Persönlichkeiten bildend zu wirken. Aber weil die Geselligkeit der Erwachsenen die Gegenwart der Kinder vielfach ausschließt und weil die Freude an Geselligkeit, auch an der des eignen Kreises leicht den Ernst und den Arbeitssinn abschwächt, der nicht früh genug gewönt werden kann, wird allerdings alle häusliche Geselligkeit soviel wie möglich in Bezug auf Art und Häufigkeit ihres Auftretens auch Rücksicht zu nehmen haben auf das Kinderleben im Hause.

Aber Gastfreundschaft hat auch noch eine andere Bedeutung als die des Verkehrs der Freude. Sie war in früheren Zeiten die an das Haus sich schließende Woltätigkeit. Mannigfache Formen hat seitdem die Woltätigkeit angenommen, aber war bleibt es doch, daß keine Art derselben so gründlich ihre Aufgabe zu lösen vermag als die, welche sich an das Haus schließt, und daß auch heut kein Haus sein eigentümliches Leben völlig darzustellen vermag one häusliche Woltätigkeit. Zur Stellung des Hauses als Bestandteil der Gemeinde gehört sein Verkehr auch mit ärmeren Häusern. Kein Haus darf one Hausarme sein. Daß ein oder mehrere ärmere Familien dem Hause sich anschließen, von seinen Mitgliedern besucht werden, sich an die Genossen desselben um Rat und Beistand wenden dürfen; daß die Quellen der Armut, auch die sittlichen, an Ort und Stelle erkannt, die jedesmal eigentümlichen Wege der Abhülfe eingeschlagen, dem Neuentstehen und der Fortpflanzung des Unglücks bis in die folgenden Generationen hinein vorgebeugt werden könne, das ist ein Segen, den so nur die häusliche Armenpflege zu bringen vermag. Seine allgemeine Verbreitung als etwas dem richtigen Hause notwendig Zugehöriges ist die sicherste Lösung der Armutsfrage; die Ausgleichung der grellsten Unterschiede der bürgerlichen Gesellschaft erfolgt nicht zuverlässiger als auf diesem Wege. Auch für die Kinder ist die Teilnahme an diesem Kreise häuslichen Lebens die richtigste Beteiligung an der für Keinen abzuweisenden, zu Jedes Pflicht gehörigen Forderung der Woltätigkeit. Die Sitte,

ihnen gelegentlich Almosen in die Hand zu stecken, um sie einem zufälligen unbekannten Bettler zu geben, bei dem Keiner fragt, ob er dessen bedürftig oder würdig sei und ob er es zu etwas anderem als zur Fortsetzung des Müßigganges und des Lasters verwende, ist oft nur die Schule eines weichlichen, verschwenderischen, sehr bequemen und seinem sittlichen Wert nach mehr als fraglichen Mitleids. Das gelegentliche Mitnehmen der Kinder in die Häuser der Armen lehrt sie früh die Unterschiede menschlichen Schicksales, die Gestalten des Ernstes und der Not des Lebens kennen, vermag sie mit Anerkennung und Dankbarkeit für das eigene Los zu erfüllen, weist sie auch allmählich auf die Quellen der Armut hin und ist am besten geeignet, namentlich den Kindern der Armen gegenüber sie sinnen und erfinden zu lassen, um auch ihrerseits durch eigene Tat oder kleine Opfer Beisteuer zur Hülfe zu bringen. Keinem Kinde, das von dem heiteren Lichte der Geselligkeit wieder und wieder bestralt wird, sollte diese Ergänzung durch die Schatten- und Nachtseiten der Gesellschaft für seine Entwickelung fehlen.

Das sind die mannigfachen Kreise des häuslichen Lebens. Weit über die Kinderstube hinaus dehnen sich die Räume des Hauses. Aber auch weit über das Haus hinaus wächst das Kinderleben und damit der Zweck seiner Entwickelung. Soll die Forderung „das Kind muß der Mittelpunkt des ganzen häuslichen Lebens sein" nur den ganzen Ernst, die Treue, die Sorgsamkeit, die Unermüdlichkeit der erziehenden Liebe seitens der Eltern ausdrücken, so hat sie ihre volle Berechtigung. Aber dazu gehört auch, daß das ganze häusliche Leben den ganzen Reichtum aller seiner eigentümlichen Gaben und Kräfte voll und frei entfalten und auf das Kind wirken lassen könne. Vor allem aber zu meiden ist, daß dem Kinde nicht anerzogen werde der Sinn, der für sich selbst die Forderung stellt: „Es müsse sich alles nur drehen um die eigne Person" anstatt des Sinnes, der überall zuerst und zuletzt nur Gemeinschaft bauen und nur für dieselbe und in ihr sich geistig selbst ausbauen will.

Die Schule und der Religionsunterricht.

Die Frage nach dem Religionsunterricht in der Schule hat neuerdings eine hervorragende Stellung eingenommen auf Grund der vielberegten Frage über confessionelle oder confessionslose Schulen. Es ist hier nicht der Ort, die Veranlassungen alle noch einmal herzuzälen, welche diese letztere Frage wiederholt auf die Tagesordnung nicht blos der Kammern, sondern auch der Presse, der Vereine, Versammlungen, ja Gespräche gebracht haben; aber es ist nicht zu umgehen, um die Position klar zu legen, doch auf die geschichtliche Sachlage wenigstens hinzuweisen.

Die Frage, ob confessionelle oder confessionslose Schule, ist nicht zunächst dieselbe mit der nach dem Religionsunterricht in der Schule. Sie hat einen viel weiteren Umkreis. Sie ist in Preußen aufgeworfen worden bei Gelegenheit der Ansprüche der Regierung, jeder Schule, zunächst der Volksschule, dann aber auch den höheren Schulen einen bestimmten religiösen, ja confessionellen Charakter aufzuprägen: Forderungen, die auch der neueste Unterrichtsgesetz-Entwurf (1870) wiederholt. Bei diesen Ansprüchen handelt es sich nicht blos um den Religionsunterricht, weder: ob er überhaupt ein Gegenstand des Schulunterrichts sein solle, noch welche Stelle er unter den Unterrichtsgegenständen einzunehmen habe, sondern es handelt sich darum: 1. daß alle Schulen nach Religion oder Confession eingeteilt und benannt werden, nicht blos als jüdische und christliche, sondern auch katholische und evangelische und sogenannte Simultanschulen, und zwar dies nicht blos auf Grund des Bekenntnisses der Bevölkerung, in deren Mitte sie bestehen und mit-

hin deren Kinder, die sie besuchen, sondern wesentlich auf Grund ihres Ursprungs, des Herkommens, der Stiftungen, der besonderen Statuten u. s. w. 2. Daß je nach dieser Classification an jeder Schule das Lehrerpersonal und der Dirigent angestellt werden, entweder nur nach Einer Confession oder bei gemischten Bevölkerungen und Schulen nach bestimmten Zalenverhältnissen für die eine und für die andere bis soweit, daß eine katholische Stelle an solcher Schule, wenn sie frei wird, nur wieder durch einen katholischen, eine evangelische nur wieder durch einen evangelischen Lehrer besetzt werden darf. 3. Daß die Beaufsichtigung der Schule, wenigstens der Elementar- und Mittelschule, oft aber auch der höheren, entweder in erster Instanz oder aber in Teilung mit anderen Instanzen dem Geistlichen als Specialaufseher, dem Superintendenten oder Erzpriester als Kreisaufseher, mithin kirchlichen Organen übertragen wird und werden muß. 4. Daß überhaupt bei der Leitung des ganzen Schulwesens den Behörden der Kirche, Consistorien, Oberkirchenrat, Bischöfen nicht blos eine nicht zu überhörende Stimme, sondern ein entscheidender und tätiger Anteil gegeben wird. Bei diesen Fragen tritt die nach dem Religionsunterricht zunächst noch ganz in den Hintergrund. Hier fragt es sich also: ist das ganze Unterrichtswesen überhaupt Staats- oder Kirchenangelegenheit, in letzter und entscheidender Instanz Staatsangelegenheit allein, oder so, daß der Staat erst überall die obersten evangelischen Kirchenbehörden oder den Bischof zu Rate ziehen oder gar befragen muß? Sollen die Lehrerbildung, die Seminarien, die Lehrpläne, die sämmtlichen Unterrichtsgegenstände, die Lehre und Lehrbücher u. s. w. nach dem Maßstab der religiösen Bekenntnisse oder nach den Principien der wissenschaftlichen Pädagogik eingerichtet werden? Soll darum, daß Jemand Geistlicher ist, gleichviel wie es mit Begabung, pädagogischer Ausbildung und Uebung steht, er schon der jedesmal Geeignetste sein, um Schulen zu beaufsichtigen, und weil er Superintendent ist, der geschickteste Schulaufseher oft allein oder doch entscheidend für einen ganzen Kreis? Soll an einer Schule, die überwiegend von christlichen

Kindern besucht wird, ein Lehrer auch z. B. für Mathematik, Sprachen u. s. w. nur darum nicht angestellt werden oder wenigstens kein Recht haben angestellt zu werden, weil er ein Jude ist, an einer Schule in einer überwiegend evangelischen Stadt kein Lehrer deshalb allein, weil er Katholik ist und umgekehrt? Soll überhaupt schon durch solche Benennungen: katholische, evangelische, Simultan-Schule u. s. w. der Eindruck, als ob es sich bei der Schule nicht um Wissenschaft und Erziehung, sondern um Kirche und Bekenntnis handle, sowie der Eindruck von der Zwiespältigkeit der Nation in religiöser Beziehung nicht blos den Erwachsenen immer wieder wachgerufen, sondern auch schon dem aufwachsenden Geschlecht aufgedrängt werden? Der Religionsunterricht wird bei der Beantwortung und Regelung dieser Fragen mit in Betracht kommen; es wird die Art und Weise, wie im einzelnen die Einrichtungen getroffen werden, durch die Rücksicht auf ihn modificirt werden. Aber das Ob, ob Kircheninteresse oder Schulinteresse, ob Staat und Commune oder Kirche und Geistlichkeit das entscheidende Moment abzugeben haben, kann ganz unabhängig vom Religionsunterricht entschieden werden. Dagegen ist für die Beantwortung der Religionsunterrichtsfrage diese Entscheidung allerdings von Interesse. Wer die Schule als kirchliches Institut betrachtet und sie so eingerichtet weiß, wird natürlich den Religionsunterricht als Schulgegenstand fordern und ihm eine bevorzugte Stellung einräumen; wer nicht, der kann entweder durch sehr entschieden confessionelle Stellung dazu kommen, den Religionsunterricht ganz aus der Schule entfernt zu wünschen, damit er ganz sicher in kirchlichen Händen bleibe, oder er kann gerade im Interesse einer freien religiösen Entwicklung es für unbedingt notwendig halten, daß nicht die Kirche, sondern die Schule den Religionsunterricht ordne und erteilen lasse.

Gehen wir also zuerst zu der Entscheidung dieser Generalfrage über, so ist eine solche zu treffen ebenso nach vernünftigen Erwägungen aus dem Begriff der Sache, wie nach der geschichtlichen oder auch gesetzlichen Sachlage. Die Schule ist ihrem Wesen nach zuerst und vor allem **Unterrichtsanstalt**. Es kommt in ihr auf das Mit-

teilen von Kenntnissen an, für welches das Haus nicht ausreicht; von den Kenntnissen vor allem, welche zu einem dem gegenwärtigen Standpunkt unseres Volkes entsprechenden Bildungsgrade gehören, welche heut zu Tage als solche angesehen werden, die den Menschen erst zum Menschen machen, sodann auch von den Kenntnissen, welche zu irgend welcher nützlichen Tätigkeit in der menschlichen Gesellschaft ihn befähigen. Das ist ihr erster Zweck. Aber dieses Mitteilen von Kenntnissen ist nach jener zuerst genannten Seite ein Teil der menschlichen Ausbildung überhaupt, also der Erziehung, und kann auch nicht zweckentsprechend geschehen, zumal bei Kindern, one daß zugleich erziehlich auf sie gewirkt wird. Und so stellt sich die Schule von selbst auch als Erziehungsanstalt hin und tritt dadurch dem Hause ergänzend zur Seite. Auch hier freilich ist ihr nächstes Feld die Erziehung des Erkenntnisvermögens; daher das Halten auf solche Lehrmethode, bei der Beobachten, Nachdenken, Klarheit geweckt und genärt wird: eine für das ganze Leben höchst wesentliche Mitgift. Allein teils ist dies für sich auch nicht zu erreichen, teils würde es, blos einseitig getrieben, später ebenso schädlich wie nützlich wirken, und darum wird auch auf Gemüts-, Gesinnungs- und Characterbildung immer mit Rücksicht genommen werden müssen. Obenan und als der Zweck, für den keine andere Gemeinschaft vorhanden oder in gleicher Weise geeignet ist, steht aber jene Aneignung von Kenntnissen mit der Ausbildung des Erkenntnisvermögens. Eine Schule, in der man nichts lernt, ein Lehrer, bei dem man nichts lernt, sind verurteilt, auch wenn sie noch so viel beitragen mögen zu guter Sitte und Sittlichkeit.

Von da aus würde nun die Gemeinschaft, welche die Schule einzurichten, zu leiten, zu beaufsichtigen hätte, die Gemeinschaft der Wissenschaft sein. Um so mehr, als auch die Erziehung, wie sie namentlich außerhalb des Bereichs der Eltern zu üben ist, ein Gegenstand der Wissenschaft ist. Aber wir haben wol Institute der Wissenschaft, eine selbständig organisirte Corporation der Wissenschaft existirt jedoch nicht. Die Organisation der Wissenschaft ist vielmehr dem Staate überlassen, der dieselbe auch in ihren höchsten

Instituten, wie Akademien und Universitäten, außer entsprechenden Privilegien für einzelne besondere Rechte mit eigner Hand leitet. Um wie viel mehr scheint er daher befähigt, sie auch für die niedriger stehenden Institute, die Schulen, gleichviel ob höhere oder niedere, zu treffen, zumal es von Bedeutung ist, daß das ganze Unterrichtswesen, wenn es seinen Zweck erreichen soll, nach einem einheitlichen Plane eingerichtet und als ein Ganzes gefürt werde. Dazu kommt, daß der Staat überhaupt als die Zusammenfassung der geordneten menschlichen Gesellschaft für ein bestimmtes Volk erscheint und daß in ihm die verschiedenen bürgerlichen Berufszweige und Tätigkeiten ihre Einheit haben. An dem Gedeihen also der allgemeinen Menschenbildung, wie sie dem jedesmaligen Standpunkte der Nation entspricht, wie an der Erreichung der besonderen Berufstüchtigkeit, wozu bei einem Jeden die Schulbildung die Grundlage geben soll, hat er das vornehmste Interesse. Einen nächsten Concurrenten scheint er nur in der Familie zu haben. Den Eltern und dem Hause gehört das Kind zunächst an und dem Hause auch die Aufgabe der Erziehung, in welche die Schule nur ergänzend eingreift. Allein wieder ist die letzte Einheit auch für die Häuser der Staat. Als Zwischenstufe bietet sich hier die Gemeinde, die Stadt- oder Landgemeinde mit ihren Verbindungen. Sie wird der Boden sein, auf welchem sich die Ansprüche des Staates wie der Familie am richtigsten ausgleichen, auf welchem auch die eigentlichen Lebenstätigkeiten für die Schule sich zu bewegen haben. Die Ziele, die Wege, die Forderungen, welche der Staat für die Schule im ganzen wie für die einzelnen Schulgattungen stellt, finden in den größeren und kleineren Gemeindekörpern ihre Ausfürungen und Anwendungen auf die einzelnen Schulen. Selbstverwaltung der Gemeinden wird die nötige Freiheit der Modificationen, das Zuströmen der erforderlichen Mittel und die lebendige Teilnahme der besten Kräfte sichern. Aber immer werden doch auch die Gemeinden in dem Staat ihre höchste organische Einheit erkennen, immer wird ihre Wirksamkeit durch ihn bedingt sein: die oberste Staatsleitung bleibt also auch hier bestehen. Auch als Gemeindeinstitut

bleibt doch die Schule, gleichviel ob im einzelnen aus Gemeindemitteln oder unmittelbaren Staatsfonds erhalten, Staatsanstalt.

Aber findet nun in diesem ganzen Gedankengange die Kirche gar keine Stelle? Es ist doch nicht ein bloses Vorgeben, sondern geschichtliche Tatsache, daß einst die christliche Kirche eine Erzieherin der Menschheit gewesen und namentlich wir Deutschen haben dies anzuerkennen: die Civilisation auch in Bezug auf Kenntnis und Erkenntnisausbildung ist unsern barbarischen Voreltern mit der Christianisirung gekommen. Es ist ebenso Tatsache, daß die Reformation es zu einer ihrer ersten Aufgaben gemacht hat, sich der Schulen anzunehmen und namentlich den verwarlosten Volksunterricht wieder aufzurichten. Sollte dies nicht auf eine Notwendigkeit hinweisen, auch die Kirche bei der Schule hervorragend zu beteiligen?

Es kommt hier zunächst auf den richtigen Begriff der Kirche an. Die christliche Kirche, welche unsere Voreltern zugleich civilisirt hat, indem sie sie zu Christen gemacht hat, ist eben das Christentum selbst gewesen, welches damals noch in gar keiner andern Form vorhanden war als in der einer Kirche. Die Sorgsamkeit der auftretenden Reformation für die von der Kirche vernachlässigten Kinder und das von ihr vernachlässigte Volk war zum Teil eben ein Zeichen, daß die Reformation ein lebendiges Christentum wiederbringen wollte, welches wie den Staat, so auch die Schule als wesentlich christliche Institute anerkannte. Allein die Kirche als Institut ist nur die Organisation der religiösen Gemeinschaft, d. h. der Gemeinschaft, welche für den Frieden des Gemüts durch Verkehr mit Gott sorgt. Dieses Institut als wesentliche Erziehungsanstalt der Menschen ansehen ist wesentlich katholisch; es hängt zusammen mit der Stellung einer Hierarchie den Laien gegenüber, mit der Auffassung von Kirchenzucht als einer Hauptsache des kirchlichen Lebens. Namentlich zu den Kindern hat die Kirche als Institut keine nächste Beziehung. Die Taufe nimmt die Kinder nicht in dies Institut auf, sondern in die Gemeinschaft des Christentums überhaupt, der Confirmandenunterricht und die Confirmation treten da ein, wo mit der Erziehung der erste Abschnitt gemacht werden soll. Die Kirche

mit ihrem Trost für die Schmerzen und Leiden des Lebens, mit ihren Stärkungen gegen die Versuchungen der Sünde, mit ihrer Versönung unter den Qualen des Gewissens gerade da, wo der Mensch bei sich und bei Menschen keinen Halt und keine Hülfe findet, soll den Erwachsenen Ersatz geben helfen für das, was den Kindern wesentlich Eltern und Lehrer gewären sollen, und für Zustände, die in einer Tiefe, wo Menschen nicht helfen können, Kindern kaum zum Bewußtsein kommen.

Indes gerade durch diese Bedeutung für die Erwachsenen geht diesen selbst die Bedeutung dessen, was sie bringt, nämlich der Religion, für das Menschliche überhaupt auf, durch sie empfinden sie die Notwendigkeit, auch bei ihren Kindern eine solche Wirksamkeit vorzubereiten, sie wenigstens vor allem, was dieselbe unmöglich machen könnte zu bewaren: und von da aus legt sich wenigstens eine Rücksichtnahme auch auf die Kirche bei der Einrichtung der Schule an.

Aber in der Tat bietet auch unsere bisherige Construction Anknüpfungspunkte für die Kirche. Der erste ist, daß doch auch der Unterricht nur ein Teil der Erziehung ist und diese ist nicht zu vollenden one Religion: indes hier könnte man eben hinweisen einerseits auf das Haus, andererseits auf den Confirmandenunterricht. Der andere ist die Wirkung auf Gesinnung, Gemüt, Character, die, wo sie Frucht geben soll, nicht one Religion zu erreichen ist. Der dritte, daß auch die Religion eine Seite hat, die den Kenntnissen angehört und daß darum der Religionsunterricht doch wieder auf die Kirche füre. Indes auch da bietet sich vermittelnd die Gemeinde dar, auf deren Boden und in deren Element das eigentliche Leben der Schule sich bewegt und gestaltet. Die Gemeinde nämlich ist ja nicht blos eine bürgerliche, sondern immer auch zugleich eine kirchliche, sei es nun einfach katholisch oder evangelisch abgegrenzt, oder gemischt, gelegentlich selbst jüdisch. Wenn der Schwerpunkt der Schulverwaltung in der Gemeinde liegt, so werden auch jene religiösen Interessen durch den jedesmaligen religiösen Typus der Gemeindemajorität gewart sein. Dazu kommt, daß auch die einzelnen

Persönlichkeiten der Lehrer irgend ein Verhältnis zu einer religiösen Gemeinschaft repräsentiren und es gerade für alles Religiöse mehr als für irgend etwas anderes auf die Persönlichkeit ankommt. Endlich, daß auch in jeder richtig organisirten Kirche der Gemeinde eine grundlegende Stelle zukommt. Die verschiedenen Kirchen werden deshalb nur insofern beteiligt zu werden brauchen, als sie einerseits ihre Wirkung in der Gemeinde und an den Persönlichkeiten unverwehrt üben können, andrerseits berechtigt sind zu fordern, daß dem religiösen Interesse in der Schule nicht geradezu entgegengearbeitet werde, ja daß auch die für ihre Arbeit nötige Vorbildung z. B. für den Confirmandenunterricht die Kinder erhalten. Aber das macht in keiner Weise eine Mitleitung der Kirche als Institut notwendig. Sie hat sich dazu einfach an den Staat zu wenden. Der hat in seinen Schulplänen die Rücksicht auf das religiöse Element mit aufzunehmen, der hat zu wachen, daß in keiner Weise Beeinträchtigungen geschehen und hat Ausgleichungen zu treffen nicht blos bei Verunglimpfungen der Religion überhaupt, sondern auch der einen Religion oder Confession durch die andere, ja er hat gesetzlich die Normen festzustellen, bei welchen Zalenverhältnissen in jeder Schule der religiösen Minorität eine besondere Berücksichtigung etwa durch Einrichtung eines besonderen Religionsunterrichts gewärt werden muß.

Mit dieser aus der Natur der Sache sich ergebenden Ordnung stimmt aber auch der Rückblick auf die historischen Gestaltungen und damit auf das gewordene Rechtsverhältnis gerade im preußischen Staat. Die ausfürliche Darlegung davon geben Gneist's vortreffliche Schriften über die confessionelle Schule und über die Selbstverwaltung der Volksschule. Hier genügt es darauf hinzuweisen, daß die Schule, wo und so lange sie unter Leitung der Kirche gestanden, sowol im Katholicismus als auch in protestantischen Ländern ihrer Aufgabe mehr und mehr sich nicht gewachsen gezeigt hat. Bei der Bedeutung, welche schon für sich selbst das kirchliche Institut hat, konnte die Schule immer nur als Stiefkind gelten, wenn auch als ein noch so sehr geliebtes. Namentlich aber ist die neuere Pädagogik eine zu große Wissenschaft geworden, als daß sie nur wie ein

Anhängsel der Theologie behandelt werden könnte. Und darum hat sich denn geschichtlich gerade in Preußen ein Rechtszustand entwickelt, der die Schule auch gesetzlich von der Kirche loslöste und unter den Staat stellte. Schon König Friedrich Wilhelm I. erkannte als eine Pflicht des Staates für die Erziehung seiner Bürger zu sorgen. Von ihm rürt der gesetzliche Schulzwang her, welcher die Eltern selbst bei Strafe nötigt, ihren Kindern die Schulbildung zu Teil werden zu lassen. Andrerseits machte die allmähliche Entstehung und Zusammensetzung gerade des preußischen Staates den großen Grundsatz der Parität, d. h. der Gleichberechtigung der verschiedenen Glaubensbekenntnisse, zu einer Lebensfrage des Staates: der Schulzwang durfte nicht zwingen, auch in das Institut einer andern Religion die Kinder zu schicken. Und dazu kam schließlich die finanzielle Frage: die Erhaltung der Schule wurde der Gemeinde auferlegt und diese wieder konnte nicht gezwungen werden, ein kirchliches Institut etwa einer andern Confession zu erhalten. Diese Rücksichten auf den Schulzwang, die Parität und die Schullast haben denn auch die Gesetzgebung des preußischen Landrechts bestimmt, nach welcher die Schule Staatsanstalt ist unter wesentlicher Beteiligung der Gemeinde. Spätere Versuche, durch ein besonderes Schulgesetz die verschiedenen Interessen zu reguliren, sind alle gescheitert. Auch die gegenwärtige Staatsverfassung verheißt nur ein Schulgesetz, aber eben deshalb gilt bis zu dessen gesetzlicher Feststellung der landrechtliche Rechtszustand. Daß die Schule dabei nicht wesentlich zu leiden habe, beweist das Aufblühen des preußischen Schulwesens unter der Regierung Friedrich Wilhelms III. und der Verwaltung des Ministeriums Altenstein, welche die gesetzliche Ban festhielten: Preußens Schulwesen wurde das Muster für Europa. Was die Abweichung von dieser Ban, was die Versuche, die Schule mit der Kirche zu verschmelzen, wie sie seit 1840 und namentlich seit 1848 unter den verschiedenen Ministerien unternommen worden sind, für Resultate gehabt haben, beweisen die Regulative und ihre Wirkungen auf Lehrer- und Schülerbildung.

Von welcher Seite wir also die Sache betrachten mögen, ob

aus dem Begriff der Schule heraus oder nach den geschichtlichen Erfarungen oder nach dem was in Preußen selbst Recht geworden: die confessionelle Schule haben wir zu verwerfen, sowol nach ihren Benennungen: evangelisch, katholisch, simultan u. s. w., als nach ihrer Maßgabe für Anstellung von Lehrern und Directoren, als nach ihrer selbstverständlichen Beaufsichtigung durch Geistliche, als nach der Leitung oder Mitleituug des Schulwesens durch die Kirche. In der Frage: Confessionelle Schule oder confessionslose Schule? stellen wir uns auf die Seite der confessionslosen Schule. —

Aber schon Gneist macht darauf aufmerksam, daß wenn der gesetzliche Stand des Schulwesens in Preußen in das Auge gefaßt wird, der Ausdruck „confessionslose Schule" nicht correct sei. Dasselbe Gesetz, welches in Preußen die Schule von der Kirche löst und zur Staatsanstalt macht, erklärt doch den Religionsunterricht für obligatorisch, d. h. für einen Unterrichtsgegenstand, der in keiner Schule fehlen darf, und wärend es die Erteilung anderen Unterrichts in confessioneller Weise verwehrt, verlangt es, daß der Religionsunterricht confessionell erteilt werde. Es hat mithin die Schule dann allerdings einen Bestandteil, nämlich den Religionsunterricht, durch den sie mit der Confession, dem bestimmten religiösen Bekenntnis, verbunden ist; sie kann also in der Tat richtiger Weise nicht confessionslos genannt werden, wenn sie auch von allen andern Abhängigkeiten von der Kirche gelöst ist. So lange es sich nur um jene Hauptfrage dreht, um die positive Bezeichnung des Gegensatzes gegen confessionelle, d. h. durch die Kirche und den kirchlichen Character bestimmte Schulen, so sieht man leicht über die Ungenauigkeit in dem Ausdruck weg; es dürfte Verblendung oder Verleumdung genannt werden, wenn die Gegner der confessionellen Schule one weiteres als solche bezeichnet wurden, welche die Schule religionslos machen wollten. Aber allmählich haben sich allerdings mehr und mehr Solcher gefunden, welche mit dem Ausdruck Ernst machen wollen, welche auch dieses letzte Band zwischen der Schule und der Kirche, der Schule und der Confession lösen möchten: und

hier eben liegt gegenwärtig das Gewicht der Frage nach dem Religionsunterricht.

Genau genommen sind es wieder zwei Fragen, die durch die Betrachtung jenes Rechtszustandes angeregt werden: die eine durch die obligatorische Stellung des Religionsunterrichts überhaupt in der Schule, die andere durch die Verpflichtung, ihn confessionell zu erteilen. Die eine richtet sich auf die ganze Existenz des Religionsunterrichts als Schulgegenstand, die andere auf die Art und Weise seiner Behandlung. Und nach diesen beiden Beziehungen wird auch die Sache betrachtet werden müssen. Das Hauptgewicht scheint sogar bei dem zweiten zu liegen. Sobald nämlich der Religionsunterricht nicht confessionell erteilt werden müßte, so möchte er immerhin obligatorisch sein und wir dürften doch von confessionslosen Schulen reden; die Vorstellung andrerseits, die man sich von confessionell zu erteilendem Religionsunterricht macht, ist zwar nicht bei Allen, aber bei Vielen ein Grund, weshalb sie ihn ganz aus der Schule entfernt wünschen.

Dessenungeachtet ist zuerst die Frage zu beantworten: Soll überhaupt die Schule Religionsunterricht erteilen oder nicht? Denn mit ihrer Verneinung würde die zweite von selbst fallen. Nach unserm letzten erwänten Gesichtspunkte bei der Vorfrage, der Betrachtung des geltenden Rechts, ist sie in Preußen bereits entschieden: nach ihm ist bis jetzt noch der Religionsunterricht obligatorisch. Aber nach geschichtlicher Betrachtung ist sie noch nicht entschieden: es gibt auch Länder, in denen der Religionsunterricht in der Schule nicht erteilt wird, ja gesetzlich nicht erteilt werden darf, und Holland besonders wird oft gerühmt wegen der günstigen Resultate. Doch sind die Resultate noch sehr jung; sie werden auch entgegengesetzt beurteilt und die Verhältnisse des Landes, die Stellung der Parteien sind so besondere, daß sie nicht one weiteres maßgebend sein dürften für andere Länder. Die Hauptentscheidung werden wir wieder da suchen müssen, wo wir sie auch zuerst gesucht haben, in dem Gegenstande selbst.

Wir haben als die Aufgabe der Schule hingestellt in erster

Reihe zu unterrichten, dann aber auch durch allen Unterricht zu erziehen. Hat die Religion etwas, worin unterrichtet werden muß und vermag dieser Unterricht erziehend zu wirken, so gehört er one Zweifel unter die Aufgaben der Schule. Nun ist ja das Wesentliche in der Religion der Verkehr mit einer höchsten Macht, mit Gott und die Erfüllung des Gemüts mit Frieden und Kraft durch diesen Verkehr: und dies scheinen ja keine Gegenstände des Unterrichts zu sein. Allein dieser Verkehr ist von der ältesten Zeit her in der Menschheit geübt worden und dieser Friede gesucht worden in Anknüpfung an eine bestimmte Gestalt des menschlichen Bewußtseins als Gottesbewußtsein; dieses Gottesbewußtsein hat sich mit den verschiedenen Völkern verschieden entwickelt; diese verschiedenen Entwicklungen haben die verschiedenen Religionen gebildet. Von der Eigentümlichkeit seiner Religion aber ist jedesmal bedingt worden das ganze Leben eines Volkes in Kunst, Wissenschaft, politischer und sittlicher Gestaltung; der Fortschritt der Religionen bezeichnet den Fortschritt in der allmählichen Entfaltung des menschlichen Wesens und Geistes in allen seinen Kräften; der religiöse Proceß ist der der Culturgeschichte der Menschheit. One die Religionskenntnis sind mithin die Erzeugnisse der Kunst, der Wissenschaft, selbst die Gestaltungen des politischen Lebens eines Volkes nicht zu verstehen; aber noch weniger der Entwicklungsgang der Menschheit; am wenigsten die volle Eigentümlichkeit des menschlichen Wesens. Und hier muß auch sogleich hervorgehoben werden die besondere Eigentümlichkeit der jüdischen und christlichen Religion. Empfiehlt schon der Umstand, daß diesen beiden Religionen, wenn auch in sehr verschiedenem Maße, wesentlich die ganze Bevölkerung des civilisirten Europa's angehört, sie vor allem unserer Berücksichtigung, mehr als etwa die chinesische, indische u. s. w. und knüpft die christliche zunächst geschichtlich an die jüdische an: so ist auch nicht zu verkennen, daß den antiken Religionen gegenüber mit ihrem Einfluß auf Kunst und Wissenschaft und Staatsleben die jüdische als eine höhere Entwicklungsstufe sich documentirt durch ihr tieferes Eingehen in das sittliche Wesen des Menschen, ihr Erfassen der menschlichen Freiheit

und Verantwortlichkeit, der Kämpfe mit der Sünde, der Macht des Gewissens; daß aber die christliche überhaupt erst den ganzen Reichtum des Gemütslebens aufgeschlossen hat, die gewaltigsten Kräfte des Geistes und der Liebe entbunden, das ware Leben der Sittlichkeit aufgedeckt, den göttlichen Kern im Menschen und das Eine verbindende Band der ganzen Menschheit erst kennen gelehrt hat.

Die Religion bietet also one Zweifel einen unendlichen Reichtum von Unterrichtsstoff, von Gegenständen, über die man belehrt werden kann und muß, und es wird auch nicht zu leugnen sein, daß dieser Stoff allein schon im höchsten Grade geeignet sei, erziehlich zu wirken, d. h. nicht blos auf den Verstand und das Erkenntnisvermögen bereichernd, schärfend und vertiefend, sondern wesentlich auch auf Gemüt, Gesinnung und Character, ja daß eine wirkliche Erziehung dieser letzteren one den religiösen Unterricht gar nicht denkbar erscheint. Und darum muß er auch schon der Kindheit nahe gebracht, darum, was die Entwicklung der Menschheit geleitet hat, auch in die Entwicklung jedes einzelnen Menschen hineingewoben werden.

Den Aufgaben der Schule also widerspricht der Religionsunterricht als solcher durchaus nicht, er gehört vielmehr wesentlich in sie hinein. Aber es könnte sich nun die Frage stellen: ob die Schule im Stande sei, dieser Aufgabe zu genügen und ob sie die beste Anstalt sei für ihre Erfüllung?

Das Erste, um der Aufgabe seitens der Schule genügen zu können, ist das notwendige Gesondertsein des Unterrichtsstoffes in der Religion von dem, was ihr sonst als Verkehr mit Gott, als Ringen nach Frieden zugehört. Und da ist wieder nicht zu verkennen, daß diese Sonderung geschehen sei. Freilich in den classischen Religionen nicht. Die Documente der griechischen und römischen Religionen liegen wesentlich in ihren Gebilden der Kunst, in Bau- und Bildwerken, aber auch in Dichterwerken, sowie in den Leistungen der Wissenschaft. Homer ist die Bibel der Griechen; in Plato und Aristoteles, in Cicero und Seneca findet die religiöse und sittliche Weltanschauung bei der Darlegung der Philosophie ihren Ausdruck. Anders im Judentum und im Christentum. Der höheren Bedeu-

tung und dem höheren Standpunkte der Religion gemäß, hat sie in beiden sich eigene und eigentümliche Documente geschaffen, Schriften, die unmittelbare Erzeugnisse gerade des religiösen Bewußtseins sind, die die Religion darstellen und ihr dienen wollen und sollen. In dieser Beziehung ergibt sich also für die Schule nicht blos die Möglichkeit, einen besonderen Unterrichtsstoff zu behandeln, sondern es ergibt sich vielmehr die Forderung, daß, wärend was in der griechischen und römischen Religion von Bildungsstoff vorhanden ist, in den Stunden, welche sich mit den Documenten des classischen Altertums beschäftigen, an diesen selbst aufgezeigt und hervorgehoben werden kann und soll, für die jüdische und christliche Religion dies nicht nebenbei geschehen könne und dürfe, also z. B. nicht etwa beim Lesebuch oder bei unseren classischen Dichterwerken, sondern in eigenen und bestimmten Stunden, welche genug zu tun haben werden, den vorhandenen Stoff zu bewältigen.

Eine andere Frage ist: ob der Unterrichtsstoff gerade für das Schulalter, für die Kindheit geeignet sei? Von vornherein wird sich pädagogisch annehmen lassen, daß was zum großen Teil aus einem mehr kindlichen Zeitalter der Menschheit stammt, auch für die Kinder geeignet sei: wenn die classischen Schriftsteller der Griechen und Römer auch eben deshalb der Jugend nicht entzogen, sondern für ein vorzügliches Bildungsmittel derselben gehalten werden, so stellt sich das Alte Testament, das classische Buch des jüdischen Volks, ihnen der Zeit nach teilweise noch voran. Die Schriften aus dem Kindheitsalter des Christentums aber reihen sich wieder an sie fast wie ihre Fortsetzung. Aber neben die Frühe der Zeit tritt dann die Kindlichkeit gerade der religiösen Anschauung und als etwas, das für diese von besonderem Gewicht ist, die dem Kinde besonders naheliegende Darstellungsweise, das Naive und Poetische. Es wäre ein Jammer, wenn unsere Kinder aufwachsen sollten one so viele einfache und liebliche Erzählungen des Alten wie des Neuen Testaments auch nur kennen gelernt zu haben und in sie eingefürt zu sein; aber es wäre ein nicht wieder gut zu machender Schade, wenn sie aufwüchsen, one daß ihnen von frühester Jugend auf mit

Sicherheit die einfachsten Grundgesetze alles sittlichen Lebens, wie sie das Alte Testament und die Anschauungen des sittlichen Menschen-Ideals, wie sie das Neue Testament aufstellt, in die Seele geprägt würden! Wenn dies erst von den Geistlichen geschehen soll im Confirmandenunterricht, so ist es zu spät; auch muß der Geistliche bestimmte Kenntnisse für die Aufgabe, die er zu leisten hat, bereits als Besitz fordern. Daß aber dieser erste Unterrichtsstoff nur von Geistlichen zweckmäßig dem Kinde mitgeteilt werden könne, wäre doch ein Armutszeugnis, das dem Lehrerstande ausgestellt würde; nur freilich wird auch für diesen Gegenstand besondere Vorbildung des Lehrers und Vorbereitung zu fordern sein, wie eben für jeden andern auch.

Damit sind wir aber schon in die andere Frage mit eingetreten: ob die Schule die beste Anstalt sei, diese Aufgabe des Religionsunterrichts zu leisten? Die, welche den Religionsunterricht aus der Schule entfernt wünschen, wollen ihn dem Hause und der Kirche überlassen wissen. Daß nun die Religion diesen beiden Gebieten angehört, ja selbst näher noch als der Schule, muß zugestanden werden. Ebenso, daß gerade die geistigen Eigenschaften, für welche in der Erziehung das religiöse Element seine unmittelbarste Bedeutung hat: Gemüt, Gesinnung, Character, auch die Seiten sind, auf welche die Erziehung des Hauses noch mehr wirken kann und soll als die Schule. Aber andererseits wird die religiöse Einwirkung des Hauses doch wesentlich zu bestehen haben in den religiösen Persönlichkeiten der Eltern, dem frommen Geist und der frommen Sitte des häuslichen Lebens, sie wird sogar am meisten wirken, wo sie one besondere Gestaltung gerade in religiöser Form die Motive der Anschauungs- und Beurteilungsweise, wie die Behandlungsweise des Lebens überall im Hause durchdringt, gerade wie auch für die erziehende Tätigkeit des Lehrers und der Schule diese Art der religiösen Wirkung von Innen heraus die hauptsächlichste ist. Dagegen ist zu dem, was der religiöse Unterricht zu wirken hat, in den meisten Häusern weder Zeit noch Geschicklichkeit, in sehr vielen auch gar nicht der Sinn und die Lust. Wollten wir unter den Verhältnissen, wie sie faktisch bestehen, nicht blos auf dem Lande, sondern vielleicht noch

mehr in den Städten, und nicht blos im Proletariat, sondern auch unter den Geschäftsleuten und in der sogenannten vornehmen Welt, der Familie allein den religiösen Unterricht der Kinder überlassen: Tausende würden aufwachsen, one je von Gott gehört zu haben, one die Gebote: „Du sollst nicht töbten, stehlen, ehebrechen" kennen zu lernen, geschweige von den viel tieferen und zarteren Zügen und Forderungen der Frömmigkeit oder Sittlichkeit Ahnung und Anschauung zu erhalten. Soll aber der Kirche der religiöse Unterricht überlassen bleiben, so würde das, wenn dieser Uebelstand aufgehoben werden sollte, ein viel früheres und tieferes Eingreifen des kirchlichen Instituts in das Familienleben nötig machen, als es von evangelischer Seite irgend gewünscht werden möchte und im Zusammenhang damit eine ganz andere und mächtigere Einrichtung der Kirche fordern: es wäre eben mehr oder weniger nur möglich durch hierarchische Organisation und Kirchenzucht über die Eltern. Oder aber, wenn die Kirche erst mit dem Confirmandenunterricht eintreten sollte, würde ein weit ausgedehnterer Unterricht der Art erfordert werden, als er jetzt irgendwo besteht, weil alles das nachzuholen wäre, was sonst der Schulunterricht von religiösem Unterrichtsstoff bereits bewältigt hat. Wäre aber gemeint, innerhalb der Schulzeit zwar Raum frei zu lassen für die Religionsstunden, aber diese durchaus nur durch kirchliche Organe und unter Leitung der Kirche one allen Einfluß der Schule besorgen zu lassen, so möchten gerade die Uebelstände, um derentwillen man den Religionsunterricht aus der Schule entfernt wünscht, in verstärktem Maße wiederkehren. In katholischen Ländern und Landesteilen ist dann der Religionsunterricht gänzlich und one Remedur und Controle seitens der Schule und der Schulbehörden in die Hände des Clerus gelegt; bei orthodoxen Zuständen der evangelischen Kirche bleibt an vielen Orten keine Möglichkeit und Aussicht dem zu entgehen, daß den Kindern in der Schule Ansichten unter göttlicher Autorität eingeprägt werden, welche denen der Eltern wie der Schule entschieden widersprechen. Namentlich der Widerspruch und der gelegentlich feindliche Kampf zwischen dem, was der Religionsunterricht lehrt und was andere

Schulgegenstände, wie Naturwissenschaft, Geographie, Geschichte, hat gar keine sichere Ausgleichung; Gesetze von Außen her und Normativbestimmungen könnten höchstens gelegentlich seine schwersten Ausbrüche treffen und meist erst, nachdem sie eingetreten sind. Die Seele des Kindes ist in der Tat nicht das geeignetste Feld, solche Widersprüche in sich zu verarbeiten. Auch für Staat und Kirche gibt diese Unterstellung der Unterrichtsgegenstände unter verschiedene Autoritäten eine unvermeidliche Quelle immer sich wiederholender Conflicte. Dagegen sind diese nicht zu befürchten, wenn auch der Religionsunterricht denselben Behörden unterworfen ist wie jeder andere, wenn er in dieselbe Regelung des Schul- und Lehrplans aufgenommen wird in Harmonie mit der Stufe der Schule und Klasse überhaupt, wenn er von Lehrern und womöglich von denselben Lehrern erteilt wird, welche auch andern Unterricht geben. Bessere Vorstudien der Lehrer dazu, tiefer gehendes Verständnis und wärmere Teilnahme, sorgsamere Behandlung des schwierigen Gegenstandes möchte, wie gesagt, wol zu wünschen sein, als sich jetzt hier und da findet: aber dann wird nicht blos vor orthodoxen Uebertreibungen, sondern auch vor nihilistischen Profanirungen der Unterricht bewart sein und daß er im ganzen mit besserer Methode und seinem pädagogischen Zweck gemäßer gegeben werde, als von nichtpädagogischen Geistlichen, ist ebenfalls warscheinlich.

Allein eben die Art und Weise des Unterrichts! Hier liegt ja, wie wir schon früher bemerkten, der eigentliche Stein des Anstoßes. Das geltende Gesetz in Preußen macht den Religionsunterricht nicht blos obligatorisch, sondern fordert auch, daß er confessionell erteilt werde. Wird das die Schule im Stande sein und wird sie es wollen oder wollen dürfen? Ein Teil des Anstoßes dürfte hinweggenommen werden, wenn in dem Stoff des Religionsunterrichts die richtigen Grenzen inne gehalten werden. Die Glaubenslehre als solche, dieser wesentliche Gegenstand gerade der Confession, ist nicht Gegenstand des Schulunterrichts; wird sie es vielleicht auf der höchsten Stufe, so dürfte sie es doch nur geschichtlich, also gewissermaßen vergleichend werden, und überwiegend in wissenschaft-

licher Behandlung. Die Glaubenslehre, wie alles, was zu der bestimmten lebendigen Beteiligung an einer besonderen Kirchengemeinschaft gehört, ist ein Gegenstand des Confirmandenunterrichts. Der Religionsunterricht in der Schule hat es vor allem mit dem Geschichtlichen der Religion zu tun; aber da freilich nicht blos und wesentlich mit geschichtlicher Darstellung, als vielmehr mit der lebendigen Anschauung der geschichtlichen Documente. Die Bibel Alten und Neuen Testaments, von den Denkmälern der Reformation die für den Unterricht ja verfaßten Katechismen, der kleine Luthersche und der Heidelberger, sind mit Recht im evangelischen Unterricht immer schon als die eigentlichen Behandlungsgegenstände angesehen worden. Mit diesen die Kinder bekannt zu machen, aber so bekannt zu machen, daß ihnen die Eigentümlichkeit des zu Grunde liegenden Gottesbewußtseins dadurch zum Verständnis gebracht wird und daß auf ihr Gemüt und ihre Gesinnung und ihren Character dadurch eingewirkt wird: das ist die Aufgabe des Lehrers. Und dazu gehört freilich confessioneller Unterricht. Das kann nur Jemand, der selbst in einer bestimmten Confession steht und lebt. Von da aus wird mit Recht gefordert, daß in einer überwiegend evangelischen Religionsstunde nur ein evangelischer, in einer katholischen nur ein katholischer, in einer jüdischen nur ein jüdischer Lehrer Religionsunterricht erteilen dürfen; von da aus fordert es die Gerechtigkeit, bei bestimmter Schülerzal für den Religionsunterricht Simultanstunden einzurichten oder auch Andersgläubige von dem Religionsunterricht zu dispensiren; von da her und in dieser Beziehung wird auch ein Mitaufsichtsrecht den Kirchen gestattet werden müssen. Aber daß darum die Kirche oder Geistliche den Unterricht erteilen müßten, folgt daraus nicht; ein sogenannter Laie kann ebenfalls sehr warm und innig an seiner Confession hängen und aus ihrem Geiste heraus Schrift und Geschichte der Kirche behandeln. Und ausgeschlossen wird auch bei diesem confessionellen Unterricht jeder Fanatismus, jede solche Darstellung, welche die Kinderseelen mit Haß und Verachtung gegen ihre andersgläubigen Mitschüler erfüllen könnte, jede solche Darstellung, die mit dem Unterricht in

andern Lehrobjekten in unlösbaren Conflict geraten würde. Es sind diese zum Teil auch gesetzlich vorgesehenen Begrenzungen des Confessionalismus auch im Religionsunterricht in Preußen geboten durch die drei Grundsätze von Schulzwang, Parität und Schullast der Gemeinden, auch für die weitere Behandlung des Stoffes sehr wichtig. Sie legen auch der überwiegend dogmatischen Ausnutzung des Geschichtlichen Zügel an, sie werden der Erklärung und Anwendung des Geschichtlichen auf das specifisch Religiöse und auf das Sittliche Nachdruck verleihen.

Aber derselbe Grund, welcher confessionelle Behandlung verlangt, nämlich das rechte Verständnis des den geschichtlichen Documenten zu Grunde liegenden Gottesbewußtseins und die Einwirkung auf Gemüt, Gesinnung und Character, macht consequenter Weise auch anderes noch nötig. Er wehrt der blos gedächtnismäßigen Einprägung des Stoffes, er schränkt das Auswendiglernen ein. Kernsprüche und Liederverse von echt religiösem und sittlichem Gehalt, Bewarer in der Versuchung, Maner zum Guten, Tröster in der Not mögen gelernt werden, so fest und sicher, daß sie auch im Sturm des Lebens und im Alter nicht verloren gehen und darum auch als eins der ersten, selbst wenn ihre ganze Bedeutung, ihre ganze Tragweite noch nicht gefaßt werden kann: hier heißt es für das Leben lernen! Aber wie auch deren nicht zu viel, so daß der Wert der Perlen unter der Menge sich verliere, so sollten Geschichten nie auswendig gelernt, sondern nur in allen ihren wesentlichen Zügen, insbesondere in ihrer Pointe dem Kinde zum klaren Bewußtsein gebracht werden. Auf Fähigkeit des Wiedererzälens ist viel weniger zu halten als darauf, daß aus dem Neuen Testament keine Erzälung, aus dem Alten Testament keine bedeutendere dem Kinde gänzlich unbekannt oder in ihrer Pointe unverstanden bleibe; daß beim Verlassen jeder Schule ein Ueberblick über den Inhalt der Briefe auch des Neuen Testaments wenigstens so weit gegeben sei, daß das Kind doch wisse, wo es Aufschluß über wesentliche Fragen des religiösen und sittlichen Lebens zu suchen habe. Noch weniger sollte freilich auf das Auswendiglernen des Katechismus Wert gelegt

werden. So selbstverständlich es ist, daß sein biblischer Text: die zehn Gebote, das Glaubensbekenntnis, Vaterunser u. s. w. von jedem gewußt und behalten werde, so wenig versteht sich das für alle Erklärungen derselben. Hier sollte Auswal getroffen werden. Die Schwerbehaltlichkeit, die Unverständlichkeit, die selbst wieder Erklärungen nötig macht, der dogmatische Gehalt, der teils über die Aufgaben der Schule hinausgreift und in den Confirmandenunterricht gehört, teils mit der heutigen Fassung der Dogmatik nicht übereinstimmt, der ausgeprägte confessionelle Character bei Kindern gemischter Confession, d. h. nicht blos evangelischen und katholischen, sondern auch lutherischen und reformirten, die in unirten Religionsstunden etwa unterschiedslos Luthers Erklärungen lernen müssen: das alles macht das Auswendiglernen höchst bedenklich und raubt eine kostbare Zeit, die der Beschäftigung mit der Bibel bei weitem nutzvoller zugewendet würde. Ein weises Bekanntmachen mit dem Inhalt der immerhin noch viel köstliches enthaltenden Lutherschen Meisterschrift, aber dazu auch mit dem Inhalt des nicht weniger schätzereichen Heidelberger Katechismus würden dem Zwecke des Religionsunterrichts viel mehr entsprechen.

Und endlich auch für die Anordnung und Verteilung des Stoffes dürfte das, was der Forderung des confessionellen Unterrichts zu Grunde liegt, nicht one Bedeutung sein. Stärker ausgeprägt als zwischen Luthertum und Reformirtentum, Katholicismus und Protestantismus ist doch offenbar der Confessionsunterschied zwischen Christentum und Judentum: es ist nicht blos ein Confessions- sondern ein Religionsunterschied, und alle Anknüpfung historischer Herkunft des ersteren von dem letzteren hebt diesen Unterschied nicht auf. Da kann es höchst fraglich erscheinen, ob der Anfang, den wir allem Religionsunterricht in der Schule geben, nämlich mit dem Alten Testamente, wirklich der richtige sei? Ob es richtig sei, unsern Kindern unter der höchsten göttlichen Autorität, mit der alles Religiöse an die Seele gebracht wird, zuerst das Judentum zu bringen statt des Christentums? Ob es namentlich richtig sei, mit derselben göttlichen Autorität ihnen als Allererstes ge-

rade solche Anschauungen zu bringen, wie über die Entstehung der Erde, die überwiegend naturgeschichtlicher und geschichtlicher Art, zu dem specifisch Religiösen der Bibel nach christlicher — selbst nach kirchlich-consistorialer Auffassung — nicht gehören und die, wärend sie einerseits wie eine Grundlage sich festsetzen, andrerseits gerade zuerst in Gefar kommen können, durch andere Unterrichtsgegenstände gestürzt zu werden, oder gedankenloses Dulden von Gegensätzen oder verwirrende Conflicte in dem fortschreitenden kindlichen Bewußtsein zu erzeugen. Natürlicher muß es erscheinen, bei entschieden christlichem Bewußtsein auch sofort mit der christlichen Religion anzufangen. Daß der Durchgang durch das Judentum nicht um des historischen Zusammenhanges willen absolut notwendig sei, hat der Apostel Paulus mit seiner reichen Tätigkeit und seinem großen Gewinn aus der Heidenwelt bewiesen; schwerlich haben die Galater viel vom Alten Testament gewußt und sicherlich hat er es ihnen nicht zuerst eröffnet. Daß der historische Gang für das Unterrichten keineswegs die notwendige Methode sei, bezeugt die neuere Pädagogik mit ihrem Anschauungsunterricht, und nicht erst Diesterweg sondern schon Pestalozzi. Von dem Naheliegenden, Anschauungbietenden soll überall ausgegangen werden; von der Heimatskunde beginnen wir Geographie und Geschichte, trotzdem unser Vaterland nur ein Land inmitten des Erdbildes ist und unsere vaterländische Geschichte fast die ganze Weltgeschichte voraussetzt. Sollte es nun nicht möglich sein, auch den Religionsunterricht der Kinder mit dem Neuen Testament zu beginnen? Sind nicht die evangelischen Geschichten auch so überaus kindlich, daß wir ja noch kleineren als schulpflichtigen Kindern zum Weihnachtsfest davon erzälen? Ist das Bild eines Kindes wie Jesus Christus, das zum Manne wird, ist der biographische Character in seiner Einheitlichkeit, ist der engere Ramen der evangelischen Geschichte, ist der fesselnde Inhalt vom Leben und Leiden, vom Sterben und der ganzen Glorie desselben, ist vor allem auch der geistige Gehalt, auch der leicht verständliche und sich so anziehend bietende der Lehre in Bergpredigt und Gleichnissen und so vieles andere nicht ganz geeignet, Kindern vorgefürt

zu werden? Und geschieht es denn nicht auch schon in allen Schulen, wenn gelegentlich der Feste mit einem Male Geschichten aus dem Leben Jesu vorgefürt werden, aber eben nur gemischt und so, daß das Alte Testament den Vorrang hat, woraus sowol das Erste genommen wird als auch das Meiste? Warum nun nicht sofort und allein mit dem Leben Jesu anfangen? Warum nicht diesen Eindruck vor allem der kindlichen Seele einpflanzen? Warum nicht das reine Bild seiner Persönlichkeit als das gottgewollte und gottwolgefällige dem Kinde zuerst vorfüren statt so vieler sittlich bedenklicher Erscheinungen, an denen im Alten Testament Gott Wolgefallen hat? Warum nicht zuerst mit dem Begriff von Gott als Vater das Herz erfüllen, für den doch auch am unmittelbarsten die Anschauung dem Kinde sich bietet, der doch der warste ist und von dem aus allein doch alle anderen Prädicate erst richtig verstanden werden können? Indem mit dem Neuen Testament die göttliche Autorität, unter der alles religiöse auftritt, zuerst an das Kind kommt, werden nicht Natur- und Weltgeschichte die ersten religiösen Gegenstände für dasselbe, sondern Gottes von der Sünde erlösende Liebe. Ungestört und one empfindbaren Widerspruch als gegen erste Gotteswarheiten dürfen Geschichte und Naturgeschichte ihre Resultate vortragen. Indem das Alte Testament erst auf der zweiten Stufe behandelt wird und mit geringerem Gewicht als das Neue, tritt es auch für das Kind in die Abhängigkeit von dem Neuen, die ihm faktisch zukommt, sein Licht ist nur ein abgeleitetes, der vergleichende Maßstab mit den Aussagen andrer Religionen ist näher gelegt, die historische Auffassung gesicherter. Und die alttestamentlichen Geschichten verlieren warlich nicht darunter! Die warhafte Classicität, die ihnen vielfach zukommt, wird viel unbefangener empfunden und viel unbestrittener aufgenommen werden; der eigentümliche Vorzug der jüdischen Religion vor den heidnischen wird in weit helleres Lichte treten als da, wo sie zum unwillkürlichen Vergleich mit dem Christentum herausfordernd, entweder leicht mehr als billig zu kurz kommt oder den eignen Character des Christentums trübt. Es sind dies mehr Andeutungen zu weiterem Durch-

denken als direkte Vorschläge; der praktische Versuch müßte erst das Praktische erweisen, aber die Tragweite eines solchen Aufbaues des Religionsunterrichts auf der alleinigen Grundlage des Neuen Testaments ist nicht zu unterschätzen.

Auch die Forderung des confessionell zu erteilenden Religionsunterrichts ist mithin nicht so gefärlich, wie sie erscheint. Wird darunter nicht ein wesentlich nur dogmatischer oder ein confessionell fanatischer Unterricht verstanden, so ist sie sogar die einzig correcte. Ein sogenannter allgemeiner Religionsunterricht, den man ihr entgegengestellt hat, ist eine eben solche Abstraction, wie eine allgemeine oder natürliche Religion und bis jetzt noch nirgends geleistet worden. Müßte aber zugegeben werden, daß ein principiell katholischer oder principiell jüdischer Lehrer den Religionsunterricht gar nicht anders erteilen könnte, als wesentlich nur dogmatisch oder gar fanatisch — wie Manche dies ja sogar für den Geschichts- und andern Unterricht behaupten — so würde daraus nur der pädagogische Vorzug des Protestantismus hervorgehen, in dessen Princip dies beides entschieden nicht liegt, und die pädagogische Mangelhaftigkeit der andern Confessionen. Es würde für einen paritätischen Staat sich daraus nur die doppelte Notwendigkeit ergeben, auch den von diesen Confessionen erteilten Unterricht unter strenger Controle zu halten, damit nicht gesetzlich unzulässige Verletzungen Andersgläubiger einträten, aber es würde lediglich den betreffenden Religionsgesellschaften zu überlassen sein, auf welchen andern Wegen als denen des Schulunterrichts sie etwa den principiellen Schärfen, one die sie nicht meinen fertig werden zu können, Nachdruck zu geben vermöchten. Es liegt auch hierin nur ein verstärkendes Moment, allen Unterricht, auch den religiösen, ausschließlich der Schule zuzuweisen, welche Anstalt des Staates ist und bleibt, und nicht der Kirche.

Von welcher Seite wir also die Frage des Religionsunterrichts betrachten mögen: wir kommen immer wieder auf seinen Anschluß an die Schule. Wie sie selbst ihn nicht entbehren kann, wie sie ihre Aufgaben nicht alle und nicht gänzlich zu erfüllen vermöchte one ihn, so ist er doch hinsichtlich der allgemeinen pädagogischen Zwecke

bei ihr in den besten Händen. Aber die Confessionalität, die für seine lebensvolle Erteilung Bedingung ist, ist es nicht für die Schule. Auch bei confessionellem Religionsunterricht muß doch die Schule der Kirche gegenüber selbstständig bleiben, sie darf keine confessionelle Schule werden. Sie darf der Kirche nur soviel mitbestimmenden Anteil gestatten, als das religiöse Element in ihr fordert; die Entscheidung verbleibt auch da überall dem Staat. Und dennoch wird die Lösung der Schulfrage nur erfolgen mit der Lösung der Kirchenfrage. Nur die auf ihrem richtigen Princip richtig eingerichtete Kirche wird die Schule auch freiwillig aus ihren Händen geben. Nur sie wird Lehrer liefern, welche, den Ansprüchen jeder Wissenschaft, in der sie unterrichten, und der Pädagogik zugleich genügend, dem religiösen Element sein volles Recht geben. Nur sie wird eine solche Auffassung und Behandlung des religiösen Unterrichtsstoffes möglich machen, welche mit keinem anderen Unterrichtsgegenstande in Conflict kommt. Darum ist die gegenwärtig vielfach herrschende Spannung zwischen Schule und Kirche — wie natürlich unter den bestehenden Verhältnissen — doch kein wünschenswerter Zustand; Kirche und Schule sind auf Freundschaft angewiesen. Darum ist aber auch die Beschränkung des Interesses für die Schule hinsichtlich der kirchlichen Angelegenheiten blos auf die Frage der Confessionalitäten der Schulen oder gar blos auf den Religionsunterricht in der Schule eine Beschränktheit. Wer für die Schule Interesse hat, muß vor allem und überall der Kirche helfen, daß sie sich richtig auf ihren richtigen Principien aufbauen könne: Die Loslösung der Kirche vom Staat und ihr Aufbau auf der Gemeinde ist die erste Bedingung zur allseitig consequenten Durchfürung der Schule als Staatsanstalt und ihrer heilsamen Verwaltung durch die Gemeinde.

Civilehe und Trauung.

Der Ruf nach Civilehe ist in der neuesten Zeit allgemeiner, lauter und dringender geworden als in den früheren Jaren. Der Widerstand gegen sie scheint an Umfang verloren zu haben: gewichtige Stimmen aus Kreisen, die sich früher gegen sie erhoben haben, sind verstummt oder erheben sich wol gar für sie*). Aber doch ist der Widerstand immer noch heftig genug. Insbesondere in der conservativen Partei, im evangelisch-orthodoxen Lager und in der katholischen Kirche. Sie wird als eine Rechtsverletzung der Kirche gegenüber verrufen; Entchristlichung ja Entsittlichung der Ehe und der Familie wird ihr Schuld gegeben; man wolle die Trauung ihnen rauben: wird dem Volk, wird insbesondere den Frauen gepredigt.

Die kirchliche Einsegnung der Ehe, die Trauung, wird demnach hingestellt als das, was ursprünglich in der christlichen Gemeinschaft die Ehe zur Ehe gemacht habe. Dem widerspricht die Geschichte. Die ersten Christen, Bürger des römischen Reichs, eine religiöse, kaum geduldete, bald verfolgte Secte, schlossen ihre Ehe vor den römischen Beamten. Wenn sie vorher oder nachher den Segen und das Gebet der Kirche nachsuchten, so hatte das für

*) So z. B. ein ungenannter aber one Zweifel hochstehender „Schwäbischer Theologe" in seiner Schrift: „Die Friedensaufgabe der evangelischen Kirche. Tübingen 1871", die in den Kreisen der Berliner Octoberversammlung als sehr bedeutend besprochen wurde. Er erklärt sich sehr nachdrücklich gegen die Menge „der Vorurteile und Misverständnisse in Betreff der Civilehe" und verlangt mit Zurückweisung aller anderen Arten die obligatorische Civilehe.

Rechtsgültigkeit der Ehe, für Eigentum der Gatten, Erbrecht der Kinder u. s. w. gar keine Bedeutung: die Eheschließung war bürgerlich. Allmählich wurde diese Nachsuchung kirchlichen Segens zur Sitte, deren Vernachlässigung in der christlichen Gemeinde immer mehr gemisbilligt wurde: aber für größere Allgemeinheit der Sitte sprechen doch die Zeugnisse erst vom Ende des vierten Jarhunderts an. Im Mittelalter fiel der Kirche mit der geistlichen Gerichtsbarkeit auch die Eheschließung zu. Die Kirche war wie die Vertreterin der Sittlichkeit so auch die alle verschiedenen Volksstämme und ihre Ordnungen überragende Einheit und ihr Einfluß in dieser Beziehung für die Sicherheit und Heiligkeit der Ehe wesentlich heilsam: aber auch bei der Erhebung der Ehe zum Sacrament wurde dennoch die rechtliche Geltung nicht an die Trauung geknüpft, sondern an das gegenseitige Uebereinkommen der Eheschließenden. Noch immer mußten Concilien und Päpste gelegentlich darauf drängen, daß der dennoch rechtsgültige Bund nicht one kirchlichen Segen bleibe. Ja das Tridentinische Concil, welches nach den Erschütterungen der Reformation in dieser Beziehung das katholische Eherecht abschließt, kann doch nicht weiter gehen als daß es die Gegenwart des Pfarrers und der Zeugen bei der Erklärung des Uebereinkommens zum Erfordernis der kirchlich und rechtlich gültigen Ehe macht. Die Trauung ist noch heut nach katholischem Eherecht nicht der unentbehrliche Act, one den die Ehe nicht zu Stande kommen kann; selbst Sacrament ist die Ehe one sie.

Die evangelische Kirche schloß sich dieser Sachlage an. Bei der Heftigkeit, mit welcher namentlich die lutherische Orthodoxie heut zu Tage gegen die Civilehe eifert, ist es ihr wol in die Erinnerung zu rufen, das ihr Vater Luther, dessen Lehre sie dem Worte Gottes als unvergänglich zur Seite setzt, in seinem Traubüchlein vom Jare nach der Eröffnung des Tridentinischen Concils, vom Jare 1546, den Ehestand „als ein weltlich Geschäft" erklärt, darin den Geistlichen nichts gebüre zu ordnen und zu regieren; nur wo man der Kirche Segen begehre, solle der Geistliche schuldig sein, über die Brautleute zu beten oder auch sie trauen. Gerade

der Umschwung der Verhältnisse, der durch die Reformation constatirt, immer mehr sich verfestigte, ließ die Notwendigkeit kirchlicher Mitwirkung zur sittlichen und rechtsgültigen Abschließung der Ehe zurücktreten. Das Christentum als Gemeinschaft der Sittlichkeit war nicht mehr durch die Kirche allein vertreten; der moderne Staat wurde die Quelle und Zusammenfassung aller Rechtsverhältnisse, auch der der Familie, ja der Kirche. Er wurde vielfach nun auch die höhere Einheit für die Unterschiede katholischer, lutherischer, reformirter Bewoner, die er umschloß. Wenn darum auch in der Form der Eheschließung durch kirchliche Trauung noch nichts geändert wurde, so wurde doch, wie die ganze Kirche vom Staat aus regiert, auch der Geistliche gleichsam nur als der mit der Eheschließung beauftragte Staatsbeamte angesehen, die rechtliche Gültigkeit aber noch immer von den Rechtslehrern in der alten Weise definirt als nicht durch den religiösen Act erst hervorgebracht, sondern durch das Uebereinkommen der Eheschließenden. Erst am Ende des 18. Jarhunderts, erst in der Gesetzgebung, der auch unser preußisches Landrecht angehört, wurde die kirchliche Trauung förmlich als der einzige gesetzliche Act für das Zustandekommen der Ehe sanctionirt.

Die Trauung ist also in ihrer rechtlichen Gültigkeit noch kaum ein Jarhundert alt. Aber sie trägt auch durch das Zustandekommen ihrer Rechtsgültigkeit in jener Zeit ein sehr entgegengesetztes Gepräge, als man ihr heut seitens der Gegner der Civilehe geben möchte: nicht aus der Ehrfurcht vor der Kirche wesentlich hat sie ihre Stellung erlangt, sondern aus dem Vollgefül der absoluten Macht des Staates, der sich auch der Kirche one weiteres zu seinen Zwecken bediente: wie um die Untertanen in Gehorsam zu erhalten, wie um von der Kanzel herab seine Verordnungen zu verkündigen, so auch, um durch ihre Diener das Rechtsverhältnis der Familie zu begründen.

Mit einer Verletzung also des Rechts der Kirche, welche in der Forderung der Civilehe liege, sieht es mislich aus. Die eigentliche Rechtsgültigkeit der Trauung ist sehr modernen Ursprungs. Die

Ehen der ersten Christen im römischen Reiche waren vielmehr Civilehen. Das sittliche Element der Ehe aber, dessen Anerkennung im Mittelalter allerdings hauptsächlich, ja allein von der Kirche zur Geltung gebracht wurde, ist seit der Reformation nicht blos in der Kirche gewart. Die Reformation hat unter Aufhebung der ausschließlichen Christlichkeit des religiösen Instituts oder der Kirche, auch den Staat ausdrücklich als eine göttliche Institution anerkannt. Eine Entchristlichung oder Entsittlichung kann es also ebenfalls nicht genannt werden, wenn der Staat die Eheschließung in die Hand nimmt.

Aber fragen könnte man allerdings: warum eine so alte Sitte wie die Eheschließung durch Trauung, die sich historisch gebildet und schließlich sogar zum Rechte geworden, jetzt auf einmal durchbrochen und aufgehoben werden soll?

So von heut ist freilich der Durchbruch nicht! Auch die formell gesetzliche Anordnung der Civilehe ist durchaus nichts neues. Sie ist nur wenige Jarzehnte jünger in Frankreich als die gesetzliche Sanction der Trauung in Preußen; sie besteht seit lange in Belgien und Holland, in verschiedenen deutschen Staaten; sie besteht vor allem so lange wir die Rheinprovinz besitzen, in unserem eigenen Vaterlande Preußen im Gegensatze zu dem Rechte der alten Provinzen. Sie hat neuerlich auch in Italien Eingang gefunden. Evangelische wie katholische Länder haben bereits reiche Erfarungen in betreff ihrer gemacht. Und sie ist auch kein gewaltsamer Durchbruch. Sie ist ebenfalls zu Stande gekommen auf geschichtlichem Wege, durch historische Notwendigkeit. Wenn im modernen Staat genau genommen der Geistliche immer schon in der Trauung einen doppelten Act vollzog, einmal den civilrechtlichen, den er durch die überwiegend unkirchlichen Aufnahmen des Aufgebots mit seinen fast polizeilichen Untersuchungen einleitete, und dann den kirchlichen in der religiösen Ansprache und dem Segen, so machte sich die Loslösung des rechtlichen Actes von seiner Person und der Kirche, die er vertrat, überall da zu einer Notwendigkeit, wo die kirchlichen Forderungen mit den rechtlichen in unlösbaren Conflict gerieten.

Auch hier brachte die Reformation den ersten Anlaß. Gemischte Ehen zwischen Katholischen und Evangelischen die nun möglich wurden, konnten nur dann one Rechtsverletzung durch Trauung zu Stande kommen, wenn keine der beiden Kirchen an den ihr nicht angehörigen Teil Bedingungen für die Ehe stellte, zu denen er nach bürgerlichem Recht nicht verpflichtet war. Als gegen das Ende des vorigen Jarhunderts der römische Stul von einer milderen Praxis zu einer strengeren überging, als er die Erziehung aller Kinder in der katholischen Religion zur Bedingung für kirchliche Einsegnung machte, da war der Anlaß zu einer Menge von Streitigkeiten geboten, für welche die Uebergabe der Eheschließung an den Staat das weitaus beste Schlichtungsmittel schien. Einen andern Anlaß gab das preußische Landrecht. Als es die Ehe zwischen Juden und Christen untersagte, erschien die Lästigkeit einer solchen Bestimmung, an welche sich — zumal bei beiderseitiger religiöser Indifferenz — die Herzen keineswegs immer kehrten und die auf religiös ebenso indifferente Katholiken und Evangelische nicht angewendet wurden, nur zu beseitigen durch Einrichtung einer Eheschließung, in welcher weder der jüdische Rabbiner den christlichen, noch der christliche Geistliche den jüdischen Teil im Sinne einer fremden Religion sittlich verpflichtete. Neuen Anlaß brachten die Bewegungen der dreißiger Jare in der katholischen wie in der evangelischen Kirche, die zu der Bildung freier Gemeinden fürten; weder evangelische noch katholische Trauung konnte für solche eintreten, die weder die eine noch die andere anerkannten. Noch neueren gab der Sieg der orthodoxen Richtung in den evangelischen Kirchenbehörden, welche in buchstäblicher, den Geist hintenanstellender Auslegung der Bibel und in unmittelbarer Codification der Forderungen des Reiches Gottes für die höchste Sittlichkeit zu Staatsgesetzen die Ehescheidung der katholischen Strenge möglichst nahezubringen suchte. Da sie den Staat zur Aenderung seiner Gesetzgebung über Ehescheidung nicht bewegen konnte, verbot sie den Geistlichen ihrer rechtlichen Verpflichtung zur Trauung nachzukommen und machte die Gestattung auch nur des Aufgebots bei der Trauung

Geschiedener von einer consistorialen und oberkirchenrätlichen Revision des durch rechtskräftiges Erkenntnis im Namen des Königs entschiedenen Processes abhängig. Für wen diese Revision ungünstig ausfiel, der vermochte innerhalb der Kirche keine Eheschließung zu finden. Den neuesten Anlaß hat das jüngste römische Concil gebracht mit seiner Infallibilitätslehre und der daraus hervorgegangenen Spaltung in der katholischen Kirche. Welcher Seite gehört fortan die rechtsgültige Trauung zu? soll der Staat ihre Anerkennung den Altkatholischen verweigern, denen er im Grunde Recht zu geben geneigt ist? soll er die bei weitem größere Majorität der Ehen rechtlos erklären, die unter der Autorität des infalliblen Papstes geschlossen werden? Nur wenn er selbst die Eheschließung in die Hand nimmt, scheint der Ausweg gefunden.

Es sind unendlich viele Unzuträglichkeiten, unendlich viele Verletzungen des persönlichen Rechtes, Tyrannisirungen natürlicher Neigungen, Mishandlungen heiliger Gefüle, welche in allen diesen Fällen eintreten, so lange die Eheschließung nur auf kirchlichem Wege erlangt werden kann. Glaubte nicht die Mehrzal sich vor der eigenen Erfarung solcher Ausnahmen gesichert, oder aber entzögen sich nicht die Details der meisten dieser Fälle naturgemäß der Oeffentlichkeit: ein wahrer Sturm hätte sich längst für die Civilehe erhoben! Aber es reicht heut zu Tage auch nicht mehr aus, auf diese mehr oder weniger ausnahmsweisen Fälle die Einfürung der Civilehe zu begründen. Die nicht blos auf dem Gebiet der Eheschließung, sondern ebenso auf dem der Personalstandsregister, der Begräbnisangelegenheiten, der Schule, ja für das ganze staatliche und ebenso für das kirchliche Verfassungsgebiet sich aufdrängende Notwendigkeit einer durchgehenden Trennung von Kirche und Staat macht auch die Einfürung der Civilehe zu einer nicht länger aufzuschiebenden Notwendigkeit. Dazu kommt, daß sie bereits durch Art. 19 der Verfassungsurkunde preußisches Recht ist und nur noch, wie so mancher andere Artikel derselben Verfassung, des Gesetzes harrt, das sie in das Leben füren soll.

Aber auch die Anläufe dazu sind bereits längst genommen

worden. Der conservativen und kirchlich-orthodoxen Partei sollte es unvergessen geblieben sein, daß im Jare 1849 bei der Revision der Verfassungsurkunde ihre Fürer, der verstorbene Stahl und der noch lebende Obertribunals-Präsident Uhden und Genossen ebenso wie aus der vermittelnden Partei der einstige Präsident des Ober-Kirchenrats v. Uechteritz und Genossen Anträge auf Civilehe gestellt haben. Wenn auch nur facultativ, so kann Civilehe ihnen doch nicht etwas gewesen sein, was dem christlichen und sittlichen Character des Staates oder der Ehe schnurstracks zuwider wäre oder mit dem Recht der Kirche sich absolut nicht vertrüge. Sodann hat die Regierung selbst in den Jaren 1860 und 1861 schon einen Gesetzentwurf auf Civilehe eingebracht, der von dem Abgeordnetenhause mit großer Majorität angenommen, am Herrenhause gescheitert ist. Zuletzt hat, was von noch größerem Gewicht, zwar keine Regierung, aber die Vereinigung der bedeutendsten juristischen Autoritäten, der achte Juristentag*) in Heidelberg im Jare 1869 sich fast einstimmig für die obligatorische Civilehe ausgesprochen. Ueberall ist somit der Ruf nach Civilehe nichts neues, überraschendes, auch nicht das blose Geschrei Unkundiger und Unberufener.

Allein wie steht es mit der schuldgegebenen Aufhebung der Trauung, wenn Civilehe eintritt? oder wenigstens mit dem Ansehen und der Würde derselben, wenn sie nicht mehr der einzige oder eigentliche Act ist, durch den eine Ehe rechtsgültig wird? Sind hier nicht die Anklagen namentlich von kirchlicher Seite her begründet?

Die Beantwortung dieser Frage hängt wesentlich von der Art der Civilehe ab. Es haben sich geschichtlich drei verschiedene

*) Ein Separatabdruck aus den Verhandlungen dieses Juristentages bringt zwei Gutachten des Prof. Dr. Gneist über „die bürgerliche Eheschließung", welche in kürzester Weise das wesentlichste Material für die Behandlung dieser Frage zusammenstellen und auch hier vielfach benützt sind. Vielleicht hat die Form juristischer Gutachten die Verbreitung dieses Schriftchens nicht so weit durchdringen lassen, wie es im Interesse der Sache wünschenswert wäre.

Arten heraus gebildet: die Notcivilehe, die facultative und die obligatorische. Wärend wir Preußen in unserer Rheinprovinz bereits seit Jarzehnten die obligatorische Civilehe besaßen, hat man sich im Jare 1847, als das Entstehen der Dissidentengemeinden irgend eine Aushülfe unumgänglich machte, seitens der Regierung doch zu nichts anderem verstanden als zu der sogenannten Notcivilehe. Wo der Notstand obwaltet, daß die Trauung durch die Geistlichen der evangelischen und katholischen Kirche nicht erlangt werden kann, weil die zu Trauenden keiner von beiden Religionsgemeinschaften angehören, da allein darf durch die Erklärung vor dem Richter die Ehe geschlossen werden. Und diese Notcivilehe wird seitdem auch in Anwendung gebracht bei Verheiratungen von Christen mit Juden und in den Fällen der Ehescheidung, wo die kirchlichen Behörden die Wiedertrauung nicht gestatten, die davon Betroffenen aber sich dieser Entscheidung nicht fügen wollen.

Jedesmal ist dazu das vorherige Ausscheiden aus der gesetzlich privilegirten christlichen Kirchengemeinschaft Bedingung. Erst der aus der Landeskirche ausgeschiedene Christ kann mit einer Jüdin die Notcivilehe schließen und umgekehrt. Beide Teile, sowol wem als Geschiedenen die Wiedertrauung nicht gestattet worden ist, als die, welche einen Geschiedenen heiratet, müssen vorher aus der Landeskirche ausgetreten sein.

Es liegt auf der Hand, daß bei dieser Art der Civilehe allerdings die Trauung ausgeschlossen ist; die Eheschließenden sind nicht mehr in den kirchlichen Gemeinschaften, in denen Trauungen vollzogen werden. Aber es liegt auch auf der Hand, daß die Notcivilehe, so lange die Trauung die Sitte ist, alle die, welche sie benützen, mehr oder weniger mit einem Makel behaftet, der unter Umständen vollständig unverdient sein kann und der ihnen jedenfalls one Rechtsspruch angeheftet wird. Damit ist auch die Verwerflichkeit dieser Einrichtung ausgesprochen.

In Anbetracht solcher Uebelstände haben im Jare 1849 Stahl und Genossen die facultative Civilehe beantragt. Dieselbe war es, welche 1860 und 1861 die Regierung vorgelegt und die

Majorität des Abgeordnetenhauses nicht blos gegen die conservativen sondern auch gegen entschieden liberale Stimmen, denen diese Art der Civilehe nicht genügte, angenommen, das Herrenhaus aber verworfen hat. Die facultative Civilehe stellt die Wal vollständig frei zwischen Trauung und Eheschließung vor dem Richter. Sie nötigt also nicht zum Austritt aus einer der christlichen Religionsgemeinschaften, um civiliter verehelicht zu werden, sie gibt auch den Nichtmitgliedern freier Gemeinden die Möglichkeit dieser Eheschließung. Sie hebt auch die Trauung nicht absolut auf. Aber sie beseitigt sie allerdings für die, welche die Civilehe wälen: es gibt nur eins von beiden, entweder vor dem Richter oder vor dem Geistlichen: wer mit dem Gericht zu tun hat, hat mit der Kirche nichts mehr zu tun und umgekehrt. Insofern ist es also auch hier war, daß mit der Civilehe die Trauung ausgeschlossen wird, ja die Trauung in absolutem Gegensatz wider die Civilehe steht. Aber damit wird auch ein gewisses Verhältnis der Feindschaft zwischen beiden gesetzt. Auch hier wird die Civilehe, da die Trauung einmal die hergebrachte Sitte ist, zunächst als eine Ausnahme angesehen, die wol ihre Gründe haben werde und der Verdacht und der Makel wird bleiben. Dadurch wird aber zugleich der Staat getroffen; die völlig gleiche Stellung der bürgerlichen und der kirchlichen Eheschließung ist nur scheinbar. Das staatliche Institut steht nicht ebenbürtig dem kirchlichen in der öffentlichen Meinung, sondern nach wie vor nur als ein Notbehelf. Die facultative Civilehe ist dadurch, daß sie nicht blos um der Eheschließung willen aus der Kirche hinausdrängt, ein Fortschritt gegen die Notcivilehe, aber sie schließt doch eine freiwillige Abwendung von der Kirche in einer der wesentlichsten Handlungen des Lebens in sich, sie kündigt einen Zerfall mit dieser an und verletzt zugleich die Würde des Staates.

Daher haben alle entschiedenen Geister seit lange schon die dritte Art der Civilehe, die obligatorische, gefordert und auch jenes Gutachten des achten Juristentages kommt auf sie hinaus. Bei ihr ist die Eheschließung vor dem Richter für Alle und Jeden ver-

bindlich; nur sie macht rechtlich die Ehe zur Ehe. Keine Trauung darf geschehen one sie; jede erst, nachdem sie vorangegangen. Erst die richterliche Bescheinigung über ihre Vollziehung ermächtigt den Geistlichen zur Trauung. Notwendig ist die Trauung bei ihr nicht, insofern wer dieselbe nicht begehrt, auch one Trauung durch den Civilact rechtsgültig verehelicht ist; aber auch gehindert ist Niemand durch sie, sich nachher trauen zu lassen. So völlig unwar ist es, daß die Civilehe die Trauung aufhebe! Aber auch das ist nicht der Fall, daß wärend die Not- und die facultative Civilehe den staatlichen Act mit Makel behaften oder geringschätziger erscheinen lassen, die obligatorische etwa umgekehrt den kirchlichen Act, die Trauung, herabsetze. Vielmehr erhält der kirchliche Act nun erst seine der Religion entsprechende Würde. Wärend bei der gegenwärtigen Gesetzgebung die Kirche verpflichtet ist, jedem, auch der nichts von ihr wissen will, der ihr widerstrebt und sie verachtet, der widerwillig ihre Worte hört und nach ihrem Segen gar kein Begehren hat, dennoch eine kirchliche Handlung aufzudrängen, und ein jeder solcher, wenn er in die Ehe treten will, zu der Unsittlichkeit gezwungen ist, einen kirchlichen Act zu begehen, auch wenn sein Herz nichts davon weiß noch will, wird durch die obligatorische Civilehe der kirchliche Act eine Sache rein der Freiwilligkeit. Niemand, dem es blos um sein Recht zu tun ist, braucht eine kirchliche Handlung zu vollziehen und die Kirche darf voraussetzen, daß Keiner zu ihr kommt, dem es nicht um die religiöse Weihe zu tun ist. Nur aber, wenn es freiwillig und von Herzen geschieht, wird alles, was dem religiösen Leben angehört, würdig behandelt. Dazu kommt die erhöhte Rechtssicherheit, welche bei der Notwendigkeit jede Ehe erst richterlich abschließen zu lassen, einem für die Rechtsverhältnisse so wichtigen Bunde verliehen wird. Es ist in der Tat von dem Geistlichen schwer vorauszusetzen, daß er mit derselben Zuverlässigkeit, welche das Studium und die Praxis dem richterlichen Beamten verleihen, die mannigfachen oft nicht unverwickelten Rechtsuntersuchungen vornehme und Rechtsfragen löse, und doch ist die von ihm vollzogene Trauung und das allein kirch-

lich ausgestellte Trauzeugnis die einzige Grundlage, auf der für Generationen hinaus entschieden wird!

Aber gerade an jene Freiwilligkeit knüpft sich ein letzter Einwurf gegen die Civilehe. Wird nicht, fragt man, wenn die Trauung freiwillig ist, bald Niemand sich mehr trauen lassen? Nun, wenn dies allgemein oder auch nur überwiegend geschähe, so wäre es ein sicheres Zeichen, das die Trauung dem gegenwärtigen Bewußtsein nicht mehr entspräche und eine ihre Aufgabe richtig würdigende Kirche könnte dann kein Interesse daran haben, sie noch aufrecht zu erhalten. Sollte aber nur die bestimmte Art, wie manche Trauungen vollzogen werden: die blos salbungsvolle kirchliche Phraseologie, die vollständige Leerheit an allem, was in solchen Momenten Herz und Geist bedarf, die vollständige Beziehungslosigkeit zu dem Eigentümlichen des richtigen häuslichen Lebens u. s. w. das Enthalten von der Trauung hervorrufen, so möchte die Freiwilligkeit dieses Actes vielleicht ein heilsamer Sporn für viele Geistliche werden, ihrer Trauhandlung mehr Inhalt und den richtigen Inhalt zu geben und ware Freunde der Kirche könnten das nur mit Freuden begrüßen. Indessen hat auch die Erfarung längst jene Befürchtungen widerlegt. Nicht blos das überwiegend katholische Frankreich kennt die Vernachlässigung der Trauung nur als eine seltene Ausnahme, sondern ebenso die evangelisch und katholisch gemischte Bevölkerung unserer Rheinlande. Und will man für Frankreich auf die geistlichen Zwangsmittel der katholischen Kirche, für die evangelische Bevölkerung der Rheinlande auf die Anregung sich berufen, die das Zusammenleben mit der katholischen Bevölkerung gibt — was doch beides bei weitem zur Erklärung nicht ausreicht —, so ist ein noch gewichtvollerer Belag das überwiegend protestantische Oldenburg, wo, freilich bei facultativer Civilehe, aber doch immer auch bei Freiwilligkeit der Trauung unter 6000 Eheschließungen nur 28 Civilehen vorkamen und diese einzig und allein auf Baptisten und Methodisten und auf gemischte Ehen fielen*). Es zeugt

*) Siehe Gneist: die bürgerliche Eheschließung S. 11.

nicht blos von einem sehr geringen Vertrauen zu der Kirche — das ja gegenwärtig nur zu sehr gerechtfertigt ist — es zeugt auch von Verzweiflung an der Kraft des religiösen Lebens überhaupt, insbesondere aber an dem sittlichen Ernst in unserem Volke, wenn gefürchtet wird, die Mehrzal oder auch nur eine große Zal werde nach einer höheren Weihe des entscheidensten Lebensschrittes kein Begehren haben, das weibliche Gemüt insbesondere werde sich befriedigt fülen, wenn es in seinen heiligsten Angelegenheiten allein dem juridischen Rechte genügt hat.

Vielmehr ist hier eine Unzureichendheit der Civilehe anzuerkennen, nach welcher die Erwartungen von ihr auch wieder nicht allzu hoch gespannt werden dürfen. Für die Conflicte in den gemischten Ehen z. B., welche aus den Forderungen der katholischen Kirche auf katholische Kindererziehung hervorgehen, mag die Einrichtung der Civilehe gelegentlich eine vorsichtigere Haltung der Geistlichkeit empfehlen, den Kernpunkt der Beschwerden aber hebt sie nicht auf. Nicht blos rechtlich, sondern auch kirchlich gültig eine Ehe zu schließen ist nach katholischem Eherecht, wie wir gesehen, auch one Civilehe möglich, aber ein streng katholisches Gewissen wird sich nimmer befriedigt fülen one die priesterliche Trauung und die kann keine Einrichtung der Civilehe erzwingen. Immerhin ist jedoch die größere Reservation, welche die obligatorische Civilehe der katholischen Kirche auferlegen könnte, auch schon ein Gewinn und das heftige Widerstreben, das dieses Institut zu aller Zeit bei ihr gefunden hat, ist ein Beweis, daß sie es fürchtet. Ebenso werden in der evangelischen Kirche die Kämpfe nicht ausbleiben. Die strengeren Richtungen werden immer eine Civilehe, der nicht die Trauung folgt, als nicht vollgültig christlich ansehen und wo Kirchenzucht eingerichtet ist, wird ihr Verfaren sich gegen solche Glieder der Gemeinde richten. Allein trotzdem werden so viele Schäden der Gegenwart geheilt, so unaufhaltsam drängt die Notwendigkeit der Trennung von Kirche und Staat überhaupt auch auf Trennung in diesem Stück, so sehr verlangt die Würde des Staates wie die richtig verstandene Würde

der Kirche zugleich diese Lösung, daß die Frage der Einfürung der Civilehe kaum noch eine Frage der Zeit sein darf.

Bereits ist im letzten Reichstage darauf hingewiesen worden, wie die Ausdehnung eines gemeinsamen Rechtes über ganz Deutschland auch für sie den einzelnen Ländern die Lösung bringen würde. Bekanntlich ist die Zustimmung der Regierungen zu dieser Ausdehnung mehr als fraglich. Aber auch im günstigsten Fall der Zustimmung würde eine lange Frist bis zur Ausfürung verstreichen. Die Landtage der einzelnen Länder werden darauf nicht warten dürfen. Für uns in Preußen liegt neben dem überaus drängenden Conflicten und der hohen Spannung des ganzen Verhältnisses von Kirche und Staat die Pflicht der Erfüllung eines Verfassungsartikels vor und die Ausgleichung einer Rechtskluft zwischen dem Osten und Westen desselben Landes.

Der Conflict, welchen die Infallibilitätslehre dem Staate der katholischen Kirche gegenüber aufgedrängt hat, möchte wol vorzugsweise der Grund sein, weshalb gegenwärtig wirklich mit einem Civilehegesetz vorgegangen werden soll. Es würde sich den andern Maßregeln anschließen, welche man bereits der katholischen Kirche gegenüber eingeschlagen hat: den Ergänzungsparagragphen zum Strafgesetzbuch wider den Misbrauch geistlicher Amtsgewalt, dem Gesetz über die Schulaufsicht, die nicht mehr durch die Kirche sondern unbeschränkt durch den Staat geübt werden soll; möchte es dann nur weniger den Charakter eines blosen Notstandsgesetzes tragen als jene! Aber was davon verlautet, klingt nicht erfreulich. Man spricht von einer monströsen Vereinigung der beiden ersten Arten der Civilehe, von einer facultativen Notcivilehe! Nicht jeder, aber wer bei seiner Kirche die Trauung nicht hat finden können, soll, auch one aus der Kirche zu scheiden, berechtigt sein, civiliter sich verehelichen zu lassen. Der katholische Priester also würde in der Tat mit seiner Weigerung one Versprechen katholischer Kindererziehung die Ehe einzusegnen, ihre Schließung nicht mehr hindern, auch der evangelische Ober-Kirchenrat nicht mit seiner Nichtanerkennung eines Scheidungsgrundes: aber die Brandmarkung bliebe nach wie vor dem Institut

des Staats aufgeheftet und die Trennung von Kirche und Staat, nach der unsere Zeit unaufhaltsam hindrängt, bliebe unvollzogen! Doch wir wollen nicht vorgreifen, sondern das Nähere abwarten. Nur das Eine möge jedem feststehen: mit keiner Lösung sich zu begnügen, die nicht völlig dem Staate gibt was dem Staate gehört und der Kirche, was allein der Kirche gebürt. Und das ist unter allen bekannten Versuchen bisher keiner andern Einrichtung gelungen als der obligatorischen Civilehe.

Nachschrift.

Nachdem der Vortag bereits gedruckt ist, werde ich noch auf einen Einwurf aufmerksam gemacht, der vielfach gegen die Civilehe erhoben werde und nicht wenig geeignet sei, ihr Gegner zu bereiten. Es ist dies die durch sie hervorgerufene Kostspieligkeit und Umständlichkeit der Eheschließung. Was die Kostspieligkeit anbetrifft, so würde es selbstverständlich im Interesse des Staats und noch mehr vielleicht der Kirche liegen, eine Doppelzalung oder auch nur einigermaßen erhebliche Steigerung der Gebüren zu vermeiden. Die richtige Organisation der Kirche, aus der auch der Wegfall der Stolgebüren alsbald resultiren dürfte, würde dies leicht ermöglichen. Was aber die Umständlichkeit angeht, so ist auch in Städten das etwaige Mitbringen von Zeugen vor den Richter unbequem und auf dem Lande der Weg nach der Stadt freilich weiter als zum Prediger. Allein gerade diesen Schwierigkeiten vermögen wir im Interesse der Ehe selbst ein nachteiliges Gewicht nicht beizumessen. Wir haben nichts gegen die Theorie, welche der Eheschließung möglichst wenig Hindernisse bereiten will: wir halten die Familie für ein so bedeutungsvolles Gut, daß wir wo möglich Niemand von ihm ausschließen möchten. Aber darum wollen wir auch dem niedrigen Sinne keinen Vorschub leisten, der den bedeutungsvollsten Schritt des Lebens sich so bedeutungslos und mühelos wie möglich machen möchte und ihn weit zurückstellt hinter jeden, durch den er den kleinsten Geldgewinn erlangen kann. Wenn, um irgend ein Wirtschaftsgerät zu kaufen, um eine Kleinigkeit zu verkaufen, wenn um einen Termin in einem Streitobject weniger Groschen

der Bauer willig in die Stadt fährt, soll er es weniger willig, wenn es gilt den Bund der Ehe zu schließen? Gerade dem gemeineren Sinn wird durch die größere Mühe die Sache selbst auch wichtiger erscheinen, wie gerade ihm auch der Act des mit einer gewissen Furcht betrachteten Gerichtes die Sache ernster machen wird als der einer Kirche, die ihm nicht imponirt. Will man aber zumal bei dem Uebergange und bei weiteren Entfernungen Erleichterungen eintreten lassen, so wird zuletzt noch immer die Aushülfe bleiben, daß wo Niemand sonst geeignet dazu ist, der Geistliche des Orts selbst mit dem Civilstandsact im Namen des Staates betraut werde, der aber von dem der Trauung durchaus unabhängig und den gesetzlichen Formen entsprechend zu halten ist. Bei einer guten Gemeinde- und Kreisordnung aber werden sich auch noch andere Aushülfen finden lassen. Immerhin sind die Gründe, welche die Einfürung der Civilehe fordern, viel zu gewichtig, als daß sich bei der Einsicht in sie nicht der gute Wille einstellen sollte, der derartige Schwierigkeiten der Ausfürung leicht überwindet; daß sie nicht unüberwindlich sind, beweisen die Länder, in denen bereits Civilehe besteht und nicht als Last empfunden wird. Sollte aber die Einrichtung der Civilehe uns irgend mit dazu verhelfen, endlich eine gute Gemeinde- und Kreisordnung sowie eine der Kirche entsprechende Verfassung zu erhalten, so ist das noch ein Grund mehr, weshalb wir auf sie drängen müssen.

Das Berufsleben und unser Lebensberuf.

Das Berufsleben und unser Lebensberuf — möge das Wort des Dichters:

„Prächtiger als wir in unserm Norden
„Wont der Bettler an der Engelspforten,
„Denn er sieht das ewig einz'ge Rom!"

einiges Licht in das Dunkel dieses Ausdrucks tragen. Berufsleben und Lebensberuf scheinen dasselbe zu sein. Der Bettler gehört ja wol zu den Existenzen, die ihren Lebensberuf verfehlt haben; dessenungeachtet hat er einen solchen so gut wie jeder von uns, und jedenfalls repräsentirt er uns am entschiedensten den Menschen one Berufsleben. Seine Untätigkeit und darum seine Hülflosigkeit charakterisiren den Mangel eines solchen: geordnete Arbeit und darauf sich gründende eigne Erhaltung der Existenz sind des Berufslebens hervortretende Merkmale. Aber erschöpfen die beiden auch den Lebensberuf? Ist der Mensch wirklich nur da, zu arbeiten und von seiner Arbeit das Dasein zu fristen? — Trotz des mangelnden Berufslebens wont der Bettler unseres Dichters prächtiger als wir, weil er das ewig einzige Rom sieht. Der Dichter appellirt hier an den im Süden bis in die untersten Stände, bis in die elendesten Existenzen verbreiteten Schönheitssinn; das unvergleichlichste Kunstwerk von Göttern und Menschen, von Natur und Geschichte, stellt er in Rom uns vor Augen und damit jene edle Pracht, die erquickend, beruhigend, versönend und erhebend auch auf das Elend der Erde wirkt.

W i r sehen noch mehr in Rom. Die W e l t g e s c h i c h t e rollt sich in ihm vor unseren Blicken auf, das Centrum geschichtlichen und po-

litischen Lebens, das Völkerdasein in Krieg und Recht stellt sich vor unseren Geist. Die Gegenwart drängt mehr noch als sonstige Zeiten das kirchliche Rom unseren Gedanken auf: das Papsttum mit seiner, wenn auch nur äußerlichen Pracht, von der es selbst im Sinken nicht läßt, ruft uns doch die geistige Weltmacht in die Seele zurück, die in der Religion nicht blos der Vergangenheit angehört, sondern über alles Zeitliche hinaus in das Ewige hineinragt. In der Tat: das ewig einzige Rom! Kunst, Wissenschaft, politisches Leben, Religion in keinem Worte so lebendig concentrirt wie in diesen drei Buchstaben! Und warum so ergreifend? Warum für jeden geweckten Menschengeist so zauberhaft anziehend? Weil dem Zauberkreise unseres Lebensberufes angehörig alle diese Gebiete auch dann sind, wenn unser Berufsleben nur einem oder auch im engsten Sinne keinem derselben seine bewußt schaffende Tätigkeit widmet.

Nur ein Gebiet vermissen wir noch. Es scheint dem Bettler fern zu liegen und sein Fehlen oder seine Verkümmerung möchten wir für die schwerste Last seines Elends halten: Das Haus und der sich ihm anschließende Kreis der Liebe und Freundschaft! Aber dieser Trost, oft der einzige des Armen, verbirgt sich nicht selten geflissentlich den Blicken des vorübereilenden Woltätigen. Vor zwanzig Jaren ist Niemand in Rom gewesen, dem nicht der lame Bettler der Spanischen Treppe statt des gewönlichen kläglichen Misericordias! sein fröhliches Buon giorno! entgegengerufen, und nach wenigen Tagen wurde auch ihm erzält, wie der Alte seine Vigne besitze, daß er einige seiner Töchter mit 2000 Scudi ausgestattet habe und jeden Morgen von seinem Diener auf einem wolgefütterten Esel zur Stelle gebracht, abends zu Weib und Kindern und heiteren Freunden zurückgefürt werde. Im leichtlebigen Süden viel mehr als im Norden verträgt auch dieses allermenschlichste Verhältnis sich mit dem Bettler, auch dieser innigste Kreis des Lebensberufes ist mit dem Blicke auf ihn unserem Horizonte nicht entrückt.

Anschaulich fürt so in einem Bilde der Dichter uns vor, was dem prüfenden Verstande weit auseinander liegt. Vorahnend läßt er

uns vereinigt sehen, was wir jetzt in seinem Unterschiede zu betrachten beabsichtigen. So wenig lastet auf dem Betteln Schande in Rom, daß es eben auch wie ein Handwerk, wie ein Berufsleben erscheint. In dem Bettler des Dichters sehen wir Berufsleben und Lebensberuf so in eins verschmolzen, wie wir es kaum in seinem entschiedensten Gegenbilde, dessen Ehre derselbe Dichter singt, wieder finden werden: in den Frauen!

Aber was er so in einander verschlungen hat, löst auch der Dichter. Aus dem Süden, in den er uns für einen Augenblick entfürt, ruft er uns wieder zurück. „Wir in unserem Norden:" das sind die, in deren Namen er spricht und für die er, trotz aller fremden Pracht, die er preist, als Anwalt auftritt. Der Norden ist das Klima wie der Boden der Gegensätze. Hier werden sie erzeugt, hier treten sie schärfer auf, hier werden sie nicht blos schärfer, sondern auch feiner empfunden. Dem Norden gehört auch vor allem das ruhigere Prüfen, das schärfere Unterscheiden, wie die lebenerhaltende so auch die Arbeit des Denkens an.

Uns liegt daran, zunächst Berufsleben und Lebensberuf denkend auseinander zu halten, ihren Unterschied uns klar zu machen. Auf den ersten Anblick, sagten wir, scheinen sie Vielen dasselbe zu sein; der Sprachgebrauch läßt gelegentlich ein Wort mit dem anderen in gleich gutem Rechte tauschen. Und doch decken sich beide nicht, und doch ist gerade der bemerkte Misstand, daß das Leben oft so gestaltet wird, als deckten sich beide und gingen wesentlich ineinander auf, die hauptsächlichste Veranlassung zu dem gegenwärtigen Vortrage.

Wir haben schon gesagt: das Berufsleben ist im Gegensatze zu dem, was das Bild des Bettlers uns darbietet, Arbeit und Existenzerhaltung. Das letztere ist nicht notwendig damit verknüpft: manche verdanken die Mittel für ihr und der Ihrigen Leben nicht ihrer Berufsarbeit; die unmittelbare Beziehung auf den Erwerb entadelt nicht wenig das Berufsleben, aber wir sind doch gewönt, wie eine allgemeine Ordnung, von der eben nur gelegentliche Ausnahmen stattfinden, den Zusammenhang zwischen der Berufsarbeit

und der Lebenserhaltung anzusehen. Das Berufsleben ist der geordnete Beitrag, den der Einzelne zu der gemeinsamen Arbeit seines Volkes, ja der Menschheit leistet und als ein Ergebnis menschlicher wie göttlicher Gerechtigkeit bringt seine Arbeit ihm die Frucht von der er sich selbst und seine Arbeitskraft wieder närt: ein Abbild des Kreislaufs in der Natur. Aber eben deshalb erscheint es leicht wie ein geschlossenes Ganzes, keinen Raum lassend für weiteres und anderes Leben. Und doch ist das Leben außerhalb seiner Grenzen noch so reich! Und doch weist gerade die geordnete Gesellschaft, innerhalb der von Berufsleben allein die Rede ist, jeden auf eine größere Gemeinschaft hin durch irgend eine lebendige Teilnahme an dem Berufsleben jedes Anderen! Denn das Berufsleben Aller umfaßt ja auch Alles: nicht blos jede Arbeit an materiellem oder geistigem Stoffe, für den einzelnen Lebensbedarf oder das Leben der Gemeinschaft, — es ist ein Zweig des Wissens oder der Kunst, keine Lust und ihre Bereitung, aber auch kein Schmerz, keine Seelenkämpfe und ihre Versönung und Ueberwindung, für die nicht auch ein besonderes Berufsleben sich gebildet hätte.

Indes der Lebensberuf, in jedem Einzelnen hinausragend über sein Berufsleben, durchbricht auch die erstarrende und ertödtende Festigkeit dieser Schranken und muß sie durchbrechen, um den über jede Stellung und jegliche Tätigkeit erhabenen ersten und höchsten, den *Menschenberuf* nicht aus den Augen zu verlieren.

Mit dem bürgerlichen Beruf, von dem wir ausgegangen, sind wir freilich in eine Gemeinschaft getreten, die nicht der *Zeit* nach die erste ist, in der unser Lebensberuf beginnt. Aber lassen wir uns gefallen, von ihm zu beginnen. Wir im Norden sehen Arbeit doch als die Seele des Lebens an; Centrum unseres Lebensberufes ist uns doch das Berufsleben; wir sind darum sicher, von ihm ausgehend den ganzen Kreis der Erscheinungen an uns vorüberwandeln zu sehen. Unseren *bürgerlichen* Beruf: so nennen wir auch das Handwerk des Kriegers wie die jede Zunftschranke und jede Amtsstellung überfliegende freischöpferische Tätigkeit des Künstlers. In Welt- und Staatsleben sind wir eingereiht mit ihm. Aber haben

wir selbst diesem unseren Anteil schon abgetragen mit aller Treue, Gewissenhaftigkeit, allem Fleiße und aller Geschicklichkeit des Berufsmenschen? Nein! Nicht blos unsere Mitbürger, selbst unsere Frauen erheben größeren Anspruch. Auch ihnen schlägt das Herz höher, auch sie haben nur volle Achtung für den Mann, der ein Herz hat auch für seines Volkes Wol, den Bürgersinn und Gemeinsinn beseelt; sie verstehen, daß für das Vaterland ihm kein Opfer zu groß sein dürfe, sie sind bereit in den Zeiten der Gefar ihn selbst wie ihre Söne hinzugeben und beweisen durch solches Verständnis und solche Bereitschaft, daß sie auch auf diesem Gebiete den Lebensberuf weiter fassen als das Berufsleben.

Aber die Größe eines Volkes, das Gedeihen eines Staates, der Ruhm des Vaterlandes, wenn auch stets patriotische Liebe und Opferbereitschaft all seiner Bürger dazu erforderlich, beruht schließlich doch auf diesen nicht allein: der Bildungsstand und das Geisteskapital sind der Staatsschatz und der Nationalreichtum, die eine unversiegbare Quelle werden wie alles Wolstandes und aller Wolfart, so auch jeder warhaft segensreichen Erfüllung der Mission eines Volkes. Dazu aber ist sittliche und geistige Zucht und Erziehung nötig, immer weiter sich verbreitendes, immer tiefer eindringendes Forschen. Erkenntnis und Wissenschaft auf allen ihren Feldern, auf allen ihren Stufen, von der Kinderschule an bis zur Hochschule, in den gemeinsamen Arbeiten ihrer Akademien wie in dem stillen Sammelfleiß des einsamen Gelehrten — sie heben den Schatz, sie sind die erobernden Mächte, welche die Natur dem Geiste unterwerfen und dienstbar machen.

Was wir von unserem bürgerlichen Berufsleben aus für ihre Erweiterung und Hebung beitragen können: das beizutragen, aber nicht blos was wir von ihren Eroberungen nur für unser Berufsleben nutzbar machen können, auszubeuten — sondern an jedem Fortschritt, an jedem Aufschwung, an jedem neuen Siege des forschenden Menschengeistes herzlichen Anteil zu nehmen, von jedem Standorte aus unseren eigenen Horizont der Erkenntnis und des Wissens nach allen Seiten hin immer weiter

und heller zu machen — das ist eine Forderung unseres Lebensberufes.

Und doch ist auch alles Wissen nur dann eine Macht und der Gemeinschaft nur warhaft zu Gute kommend, wenn getragen von der rechten Persönlichkeit! Die blos aufspeichernde Gelehrsamkeit oder prunk- und beifallsüchtige Wissenseitelkeit begraben wie der Geizige die Frucht unendlich mühsäliger Arbeit mit sich und dem eigenen Leben oder entzünden irrefürende Lichter, die nicht das Gefundene für Vieler Augen und Verständnis erhellen, sondern den Finder selbst mit trügerischem Glanz umstralen. Viel Selbstverleugnung, Selbstentsagung und stets wiederholte Selbstprüfung, viel Bescheidenheit den eigenen Leistungen und Erfolgen gegenüber, und doch viel Mut und viel Begeisterung, viel Glaube und unbedingte Hingebung an die Warheit bei unermüdlicher Lust an der Arbeit und Bereitschaft immer wieder neue Anfänge zu machen, gehören zu jeder echt wissenschaftlichen Wirksamkeit, und diese fundamentalen Erfordernisse des wissenschaftlichen Berufslebens, sie gehören zugleich zum Lebensberuf eines Jeden, sie allein genügen dem kategorischen Imperativ des Menschenberufes, eine *sittliche Persönlichkeit* zu werden. Aber in der geheimen Werkstätte der Persönlichkeit, wo des Gewissens eherne Stimme tönt, wo die Gesinnung geschmiedet und gestält und geläutert wird, da ruht auch die höchste Pflicht und das herrlichste Gut unseres Lebensberufes. Und dies ist das recht gepflegte und recht verwaltete Heiligtum der *Religion*, die Eintauchung des irdischen Lebens in das göttliche, jenes Wirken und Erhalten und Wiederherstellen des Friedens, der Einheit mit sich selbst, des schönen Gleichgewichtes des Gemüts, das nur durch immer erneuten Verkehr mit dem Gott, den es verehrt, zu Stande kommt. Von dieser Bildung der sittlichen und religiösen Persönlichkeit aber, die, warhaft geübt, vor jeder eitlen, engherzigen und lonsüchtigen Lebensfürung schützt, ist die Sicherheit segensreichen Wirkens mit der ganzen gesammelten Kraft auf allen Gebieten unseres Handelns und die Ungetrübtheit jeder Freude und jedes Genusses abhängig. Das religiöse ist das Centrum unseres

inneren Lebens wie das Berufsleben das des äußeren. Die beiden Pole einer Ellipse sind einander nicht gleichgültig. Das Gleichgewicht unseres Lebens kommt schwerlich heraus, wo der eine den ganzen Umfang ausschließlich beherrschen will. Leider ist unsere Zeit noch weit entfernt, die hohe Bedeutung der Religion für die ganze Gestaltung des menschlichen Lebens zu begreifen.

Schwere Verirrungen haben diese Verkennung und Unterschätzung herbeigefürt. Verirrungen der Religion bald auf das Staatsgebiet, bald auf das der Wissenschaft; nicht am wenigsten aber auch, obwol am wenigsten beachtet, auf das der Kunst. Wir reden nicht von jenem kindlichen Dienste,den gern und freundlich einst die Kunst der Religion geleistet, die sie als ihre Mutter verehrte, nicht von jenem geschwisterlichen Nebeneinanderleben, in dem die Eine wie die Andere mit ihren besten Gaben dem Menschen besten Dienst erweisen will — wir reden von jener unnatürlichen Vermischung, wo Religion Kunst und Kunst Religion sein will, aus der zu jeder Zeit nur bösartige Misgestalten hervorgegangen sind, unkünstlerische auf dem Boden der Kunst und irreligiöse auf dem Boden der Religion.

Warlich nicht in den Jesuitenkirchen mit ihren Bildern und Decorationen wont die Pracht, welche auch in künstlerischer Beziehung Rom zum ewig einzigen macht und unserem Norden hilft keine Religion, welche die ernste Arbeit des Geistes und Gewissens durch Sinnen- und Empfindungsreize in Genuß verwandeln möchte. „Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst!" Der Freude dient die Kunst, der Freude, die durch die Macht des Schönen auch die Sinnenwelt adelt, auf den Schwingen der Phantasie über die bedrängte Welt der Wirklichkeit hinausträgt und das Herz öffnend, das Gemüt erfrischend, den Geist befreiend, mit der neuen Lust auch neue Kraft gibt, den Kampf mit der Arbeit des Lebens wieder aufzunehmen. Durch eigenste freie Schöpfungen, durch Ausprägung des Idealen in jeder Form auch der alltäglichen Umgebung, durch Ausstattung des geselligen Verkehrs der Menschen mit den gediegensten Unterhaltungsmitteln, schafft die Kunst der Freude ein reiches

Lebensgebiet. Durch Eingehen der Verbindung mit ihr wie durch Aufnehmen des Maßes, das sie nie überschreitet, wird jede Freude des blos nichtigen, vorüberrauschenden und berauschenden Charakters entkleidet, wird an die Stelle gar mancher verderblichen eine sicher heilsame Wirkung ihr verliehen. Edle, reine Freude aber aus dem Leben zu streichen, wird und muß unserer Zeit fern liegen, so fern wie die weltflüchtige und darum unmenschliche Ascese des Mittelalters. Das Bedürfnis nach Freude wird mit uns geboren — wer dürfte, soweit dasselbe berechtigt ist, dem was es zur menschenwürdigen Befriedigung kommen läßt, die Aufnahme in den Lebensberuf versagen?

Aber nicht alle Freuden erschafft erst die Kunst, mag sie auch viele zu veredeln und jede zu erhöhen im Stande sein. Es wäre um die armen Menschen trübe bestellt, wenn sie auf jegliche Lebensfreude zu verzichten hätten, bis die Kunst hülfreich einzutreten vermöchte. Eine Freude und der Quell vieler reinen und schönen Freuden wächst in und mit jedem Menschen auf; sie wird mit dem Kinde schon geboren. Unter allen Geselligkeitskreisen, die ja die Gemeinschaften der Freude sind, ist der erste und zugleich herrlichste jener natürlichste: das Haus; an ihn schließen wir auch am liebsten und am wirksamsten für den Zweck geselliger Freude die anderen an: der Freundeskreis, in dem wir nur die Erweiterung unseres Hauses empfinden, ist der, in welchem wir uns am wolsten fülen. Nicht blos das göttliche Kunstwerk, die sich erschließende Blüte der Kindesnatur, bietet im Hause ihre stets wechselnden und neuen Freuden, sondern die Liebe mit ihrem Geben und Nehmen, die Kraft alles häuslichen Lebens, ist selbst und in sich schon Seligkeit. Aber grade weil die Liebe die Triebkraft des Hauses ist, ist seine Aufgabe auch nicht blos Freude und Genuß zu schaffen. Das neue Menschengeschlecht soll aus diesem Kreise hervorgehen, besser als die Väter fortzufüren was sie begonnen, aufzunehmen was sie liegen gelassen, vollendeter darzustellen was ihnen noch nicht gelungen: das weitgreifendste, schwerste und größte aller Werke, die Erziehung, erhält in dem engen Raume des Hauses seine bestimmende Grundlage. Aber in

solchem Bildungsgeschäfte lernen und läutern sich zugleich die Bildenden selbst durch die und an denen, die sie erziehen. In der Gemeinschaft dieser Aufgabe wie in der Gemeinschaft des innigsten Erlebens, Mitfreuens und Mitleidens, entbindet sich alles Eigenste und Beste aus dem tiefsten Grunde der Seele. Und Männliches und Weibliches, Jung und Alt, Ueber- und Untergeordnetes, Verwandtes und Fremdes, ja in den schutzverwandten Hausarmen auch die socialen Gegensätze in sich schließend, versinnbildlicht das Haus die ganze menschliche Gesellschaft; eine Vorschule für jedes Verhältnis in ihr, eine Rüststätte für jede Arbeit, die sie fordert, eine Zufluchtstätte bei jeder Unbill und die beste Ruhestätte nach jeder Ermattung die sie bereitet. Das Leben des Hauses ist so sehr Abschluß wie Anfang jeder Lebensbewegung, daß, wie es allein das Berufsleben der schöneren Hälfte der Menschheit auszufüllen vermag, auch kein Mensch sein sollte, der nicht mit hervorragendem Anteile es in seinen Lebensberuf mit aufnähme.

Lebensberuf: wir wollen stehen bleiben bei der Spanne zwischen Wiege und Grab, die wir Leben nennen, wir wollen die Grenze der Zeitlichkeit nicht überschreiten; wir wollen auch den allerweitesten Begriff eines Berufs für die Menschheit in seiner verschwimmenden Unbestimmtheit, von der Mission der Menschheitsgenien bis zur Bereitschaft des Samariterdienstes in Not- und Unglücksfällen bei Seite lassen, ebenso den allerengsten des individuellen Lebensberufes in seinem oft so entschieden bestimmenden Einfluß auf das Berufsleben; wir beachten nur das überall in der civilisirten Menschheit Jedem Naheliegende: und doch wie reicher Inhalt hat sich uns dargeboten! Staat und Familie, Wissenschaft und Kunst, Religion und Geselligkeit erheben ihre Ansprüche an uns, und welchen dieser Ansprüche dürften wir ganz zurückweisen, wenn wir selbst des Namens Mensch würdig sein wollen? Das wenigstens ist uns klar: unser jeweiliges Berufsleben deckt unseren Lebensberuf noch lange nicht, unser wirklicher Beruf reicht weit hinaus über Stand und Stellung. —

Wird es uns denn aber so leicht, der Pflicht unseres Lebens-

berufs zu genügen? Unser Dichter beginnt das Lied, in dem er uns in unseren Gegenstand eingefürt, mit der Erinnerung: „Lieben Freunde, es gab schönere Zeiten als die unsern!“

Er weist uns in das classische Altertum zurück und wer wollte leugnen, daß ein wesentlicher Reiz seiner Schönheit, das Anmutende jener Zeiten eben darin liege: daß wenigstens seiner Breite nach der Lebensberuf leichter erfüllt werden konnte und besser erfüllt wurde als zu unseren Zeiten? Weit zurück trat für den Freien die Sklaverei des Berufslebens, und nicht blos das Spiel und die Kunst, und im Zusammenhang mit dieser auch die Religion, sondern ebenso die Wissenschaft wie das Staats- und Volksleben fanden Zeit und Raum bei allen Besten, ihren ernstesten Anteil, ja ihre tatkräftige Teilnahme auf sich zu ziehen. Aber auch der Süden, in den uns mit den im Eingang erwänten Zeilen unser Dichter versetzt, bietet nicht blos in dem Bettler ein nur scheinbar glücklicheres Los. Auch wer dort ein Berufsleben hat, wer die Arbeit kennt und Arbeit treibt, wer von ihr lebt und zu leben angewiesen ist, hat zum bei weitem größesten Teile, wenn nicht zu allen, so doch zu manchen der uns vorgefürten Kreise unseres Lebensberufes ein nicht weniger nahes Verhältnis als zu dem seines Berufslebens, oder doch Zeit und Lust zu universeller Bildung, zu harmloser Freude an und in dem allgemeinmenschlichen Lebensberuf. Und dies gilt nicht blos von dem Süden, dem Rom angehört, oder von den Stämmen, die nach ihm sich nennen, sondern auch in unserem deutschen Süden ist es war, daß im allgemeinen das Berufsleben aller Stände Raum und Zeit genug noch übrig läßt für die mancherlei weiteren Gebiete des Lebensberufes. Es sind wesentlich „Wir in unserm Norden,“ bei denen sich im großen und ganzen die Sache anders gestaltet.

Bei uns nimmt tatsächlich das Berufsleben einen so großen Teil des Lebens ein, daß auch für die Anschauung unwillkürlich Berufsleben und Lebensberuf unterschiedslos zusammen zu fallen scheinen. Die erste Frage in betreff jedes uns Unbekannten: „Was ist der Mann?“, die so oft und mit Recht bespöttelte Titelsucht stehen im Zusammenhang mit dem unwillkürlichen Drange, in

seinem Berufsleben den ganzen Menschen zusammen zu fassen. Und wenn die Verteilung größerer oder geringerer Wertschätzung nach der Art des Berufes und der Höhe der Stellung oft ebenso inhuman wie ungerecht ist, so legt sie doch mit ein Zeugnis ab, daß eben auf den Beruf ein vorzugsweiser Wert gelegt wird. Gar kein Berufsleben zu haben, bringt fast in die Lage von Chamisso's Peter Schlemihl, dem sein Schatten abhanden gekommen: es haftet nicht selten etwas wie ein Makel daran. Die Tatsache ist jedenfalls unleugbar: Es wird bei uns gewaltig gearbeitet! Nicht blos der Tagelöner und der Fabrikarbeiter, der kleine und große Handwerker, nicht blos die, welche mehr oder weniger unmittelbar an ihrer Arbeit das Maß ihres Erwerbes haben: auch der Gelehrte, der Lehrer, der Geistliche, der kleine und große Beamte bis zum Minister hinauf arbeiten bei uns Jar aus Jar ein meist mehr als anderwärts. Namentlich Berlin, trotz seiner zalreichen Vergnügungs- und Erholungs-Stätten aller Art, seines zu jeder Tageszeit ansehnlichen Contingentes flanirender Bevölkerung jeden Ranges, gleicht doch, verglichen mit anderen Städten ähnlicher Größe, den Procentsatz seiner Bevölkerung in das Auge gefaßt und die stets ab- und zuströmende Zal der Fremden in Abzug gebracht, viel mehr einem großen Maschinensale oder Arbeitshause als dem, was mit vorwiegender Rücksicht auf Pracht und Luxus so oft unter dem vielmisbrauchten Ausdruck „Weltstadt“ gemeint wird. Denn auch was zur Freude, zum Vergnügen, zu irgend welcher Art von Unterhaltung bei uns dient, setzt eine außerordentliche Menge von Berufsarbeit in Bewegung: auch der Künstler in jedem Gebiete feiert hier nicht leicht, und wenn er es tut, meist nur notgedrungen, nicht, weil er der Muse nicht gebieten möchte oder aus Künstlerlaune.

Der Grund davon liegt eben wesentlich: „in unserem Norden.“ Der Boden, teils von Natur wenig ergibig, teils auch, wo er ergibig ist, doch nicht so mit vollen Händen wie im Süden spendend, fordert viel Arbeit: er trägt keine träge Bevölkerung und von dieser seiner Eigentümlichkeit aus pflanzt sich teils der Zwang, teils die Gewonheit in alle anderen Verhältnisse fort. Die überwiegende

Ebene, die Wasserverbindungen, die Küstenränder begünstigen die Arbeit; das Klima, erschlaffende Hitze wenig, Kälte nicht zu viel und nur ausnahmsweise als absolutes Hemmnis, gestattet und erleichtert sie. Und nicht blos den Fleiß und die Rürigkeit, auch den größeren Ernst regt der Norden an; nachdenklicher macht er den Menschen, ruhiger und klarer; in der Tiefe fürt er ihn mehr als in die Breite, nicht blos aus sich heraus zur Arbeit an der Welt, öfter noch in sich hinein zu Selbstzucht und Selbsterkenntnis; sittlicher Erfassung des Lebens macht er ihn zugänglicher; gesetzmäßig geordnete feste Formen der Bewegung macht er ihm fast zum Bedürfnis. Das Leben wird im Norden zwar eine schwere Kunst, macht aber damit Mühe und Anstrengung zur natürlichen Pflicht und gewissermaßen wie Beruhigung wird es empfunden, wenn die Arbeit eine feste und organisirte ist.

Freilich wirken zu dieser gesteigerten Arbeit noch andere Gründe mit. Nicht blos um nicht in die Situation zu kommen, die der Dichter uns vorgefürt, um nicht Bettler zu werden, was allerdings im Norden mit größerer Sicherheit, aber weniger leicht und süß und mit mehr Schande belastet das Los der Meisten werden würde, welche die Arbeit eines Berufes scheuten, sondern grade um in die entgegengesetzte Lage, um in Reichtum wo möglich und möglichst schnell zu kommen und den schon vorhandenen Reichtum zu mehren, wird bei uns oft das Berufsleben mit überstürzendem, atemlosem Eifer getrieben. Aber wenn auch hier die Kärglichkeit der nordischen Natur und die Anstrengung der notwendigen Arbeit für die Sehnsucht, sich einen Zustand freierer Bewegung zu schaffen, mehr Entschuldigung bietet, so darf andrerseits nicht verkannt werden, daß das Bestreben, möglichst früh allem Berufe entsagen und sich nur dem Genusse hingeben zu können, verhältnismäßig doch weit weniger bei uns überhand genommen hat als in begünstigteren Nachbarländern.

Wol aber müssen wir die Klage als berechtigt anerkennen, daß durch die fast ausschließliche Auffassung des Berufslebens als

unseres Lebensberufes die anderen Zweige desselben bei uns nicht selten über Gebür zu kurz kommen.

Wie lange hat es gedauert und wie schwerer Aufrüttelungen hat es bedurft, ehe der fleißige Bürger, der gewissenhafte Beamte, der emsige Gelehrte, also die Zierden unseres Volkes, nur überhaupt zu nationalem Bewußtsein, zum Verständnis ihres Staatsbürgertums erwacht sind! Wie viele Hindernisse — von Außen, aber auch im Innern — sind noch immer zu überwinden, um die nationale Pflicht einen Jeden als die empfinden zu lassen, um derentwillen auch das Berufsleben da ist und die das Berufsleben selbst weit überragt!

Wir verkennen nicht, daß die Leistungen der Wissenschaft auch bei den nicht unmittelbaren Jüngern derselben unter uns immer ein williges Entgegenkommen gefunden haben. Werden wir doch oft genug selbst verspottet als ein Volk von Denkern! Aber wenn wir ein Jeder uns selber fragen, ob auch der Ernst wissenschaftlicher Teilnahme uns in gleicher Weise beseele, ob das klare Verständnis, die warme Empfänglichkeit für die Aufgaben und Errungenschaften wissenschaftlicher Forschung auf allen Feldern den Deutschen der Gegenwart als eine der höchsten Lebensfragen erscheine und ob ein Jeder es als eine Pflicht seines Lebensberufes erkenne, was er an seinem Teile, durch Forträumen von Hindernissen, durch Steigerung und Verbreitung des Interesses, durch Aneignung der ihm zugänglichen Arbeiten und Ergebnisse, für dieses Ziel zu leisten vermöge, das auch wirklich zu leisten — so würden nicht blos die Frauen, sondern auch wir Männer vielfach gestehen müssen, daß wie einen Beruf dies zu behandeln uns leider noch sehr fern liege.

Und wie ganz besonders ungünstig und der centralen Bedeutung der Religion für unsern Lebensberuf unangemessen die Kirche gegenwärtig steht, will ich nicht weiter ausfüren; bemerken möchte ich nur, daß auch die einzelnen noch so gefüllten Kirchen an diesem Resultate nichts ändern, denn die Zal ihrer Besucher ist verschwindend klein gegen die Zal der Nichtbesucher. Aber Kirchlichkeit

ist allerdings nicht one weiteres Religion. Die Religion, die sich oft den Blicken entzieht und die Einsamkeit sucht, die ihr innigstes Leben da fürt wo überhaupt kein Auge hinreicht, ist one Zweifel unvergleichlich weiter verbreitet und mehr geübt als die Kirchen es zeigen: indes, daß sie als eine heilige Lebenspflicht, als Kern- und Mittelpunkt in unserem Lebensberuf auch nur von der Mehrzal angesehen würde, müssen wir schon deshalb bezweifeln, weil sie sonst notwendig längst eine ihr entsprechende Kirche und Kirchlichkeit sich geschaffen haben würde.

Dagegen erhebt sich auch bei uns so oft die Klage über zunehmenden Cultus der Freude! Zum Teil wird diese Klage durch das widerlegt, was wir vorher über die Emsigkeit und Arbeitsamkeit unseres Nordens gesagt haben und erfarenen Beurteilern erscheint dieser Cultus um sehr viel geringer bei uns als anderwärts. Wir möchten vielmehr das gerade beklagen, daß das Naturrecht der Freude noch so oft verkannt und verkümmert, aber auch daß in der Freude und ihrer Behandlung wie in einem Lebensberufe nicht mit dem rechten Pflichtgefül verfaren wird. Es würde dann nicht blos mit viel größerer Freudigkeit, Offenheit und Unbefangenheit, auch weit reiner und maßvoller die Freude ergriffen und genossen werden, sondern es würde sich dann auch gerade unser Verhältnis zur Kunst viel glücklicher gestalten, als es gegenwärtig der Fall ist. Denn unsere Theater, unsere Concerte sind freilich viel besucht, fast jedes Haus durchschüttert das Piano, auch zarte Hände füren nicht blos Pinsel, sondern auch gelegentlich Schlägel und Meißel. Aber so heruntergekommen zu Stätten des Blödsinns, der Augenlust und der Frivolität könnten unsere Theater nicht sein wie sie es oft sind, eine solche Verlegung der Athletik vom Turnplatze an das Clavier wäre unmöglich, solche Vandalismen an unersetzbaren Kleinoden der Kunst könnten nicht gewagt werden, wie sie vor kurzem hier noch vorgekommen — wenn in der Kunst, und zwar in der, welche den Namen verdient, nicht nur Lebensgenuß gesucht, sondern wenn aufrichtig an der Kunst Interesse zu nehmen, für sie und ihr Verständnis zu lernen, über ihrer Erhaltung zu wachen und für ihre

Fortbildung Opfer zu bringen, als Pflicht des Lebensberufes allgemeiner erkannt und anerkannt würde. Wie Viele von uns fülen sich wol beschämt und klagen sich der Versäumnis mit an, wenn bei classischen Stücken das Theater leer ist und wie Viele halten es für Pflicht, den Segen, mit dem wir vor Tausenden bevorzugt sind, unsere Museen und Kunstsammlungen, für sich und ihre Kinder zu bildendster Veredlung zu benützen? —

Und endlich das Haus? Es ist bei weitem nicht immer Mangel an Ernärungsfähigkeit, was die Ehelosigkeit von Jar zu Jar zunehmen läßt: es ist vielfach gänzliche Verkennung der Bedeutung des häuslichen Lebens. Aber auch wo es besteht — wie viel Verkümmerung desselben, bald vom Berufsleben her, bald von der Geselligkeit, bald aus der gänzlichen Ungebundenheit und Ungeordnetheit, in der hier gerade Mann und Frau sich oft für den Zwang der anderen Lebensverhältnisse meinen entschädigen zu dürfen! Wenn unser häusliches Leben erst überall in seiner ganzen unschätzbaren Bedeutung für den allgemeinmenschlichen Lebensberuf gewürdigt wäre, wenn ihm der rechte Raum gegönnt würde, seine segensreiche Kraft wirken zu lassen, wie anders müßte es auf allen Gebieten unseres Lebens aussehen!

Aber hier ist der Punkt, wo wir wieder auf unseren Bettler zurückkommen. Nicht deshalb, weil uns selbst wol ein Gefül beschleicht, daß auch wir Wolhabenderen und in der Arbeit des Berufslebens so wenig Müßigen an mancher schweren Armut leiden, sondern weil wir an dem Bettler des Dichters trotz aller Armut jene Harmonie zwischen Berufsleben und Lebensberuf uns anschaulich machen konnten, die wir bei uns vermissen. Gott sei Dank! liegt diese Anschauung uns näher und in anmutigerer Gestalt: nicht im fernen Süden, sondern gerade vorzugsweise in unserem Norden. Gerade das Haus, dieser uns nächste und liebste Kreis bietet sie, wenn auch noch viel fehlt, daß das Leben für und in diesem Kreise schon überall in den Lebensberuf aufgenommen ist. Gerade in unserem Norden ist davon doch wesentlich mehr erreicht

als irgendwo sonst. Und dies Glück, wem anders hätten wir es zu danken, als unseren Frauen!

Denn die Frau ist die Seele des häuslichen Lebens. In ihr vor allem wont jene Triebkraft der Liebe, von der alles Häusliche erfüllt und durchdrungen sein muß; auf ihren Schultern ruht wesentlich die Fülle der Tätigkeiten, die dem Hause die eigentümlichsten sind: die Fürung der Wirtschaft, die erste Erziehung, die Tongebung seines geselligen Verkehrs. Sie gestaltet es zu jener reinsten Freudenstätte, zu jener Rüst- und Sammelstätte immer neuer Kräfte, zur Frei und Raststätte nach den Kämpfen und der Arbeit draußen. Von ihr geht die Anziehungskraft aus, die auch den Mann häuslich macht. Der Mann kann durch sein Wollen, durch Anregung und Beifall sehr vieles dazu tun, wie er durch Uebelwollen und Nichtachten sehr viel darin stören und zerstören kann; aber die ausfürende Macht bleibt immer die Frau, wie auch die immer wieder ausgleichende.

Und die Frau nun ist in der seligen Lage, daß bei ihr Berufsleben und Lebensberuf wirklich in Harmonie zu treten vermögen. Gerade der Kreis unseres Lebensberufes, der am meisten jeden anderen berürt, das Haus, ist ihr Berufsleben und wol steht es ihr an, wenn sie alles, was sie in anderen Kreisen findet und aufnimmt, immer wieder auf diesen zurückfürt. Und wiederum wird sie durch ihre häusliche Berufspflicht: des Mannes Gefärtin zu sein wie der Kinder Erzieherin, zu lebendiger Teilnahme veranlaßt sowol an den weiteren Interessen des bürgerlichen und staatlichen Lebens, die den Mann beschäftigen und seinen Beruf ausmachen, wie an den Fortschritten des Lernens und Wissens, durch welche die Kinder gebildet werden. Die Aufgabe, alles schön und wonlich und woltuend um sich her zu gestalten, bringt sie in freundlichen Verkehr mit der Kunst. Die Kraft aber und die Reinheit der Liebe, deren Priesterin sie ist — woher anders wäre sie zu schöpfen als aus dem Verkehre mit dem göttlichen Quell ewiger Liebe in der Religion? So ist die nordische Frau das Gegenbild des Bettlers bei unserem Dichter. Wol wont sie einfacher und

prunkloser in ihren vier Wänden als er im Anblick des ewig einzigen Roms, und doch gelangt sie in unermüdlichem Schaffen zum reichsten und befriedigendsten Besitz aller heiligsten Lebensgüter und trägt wesentlich dazu bei, daß die zukünftige Menschheit prächtiger als je die Vergangenheit ihre Stätte sich aufbaue, in pflichtgetreuem Berufsleben und harmonischer Behandlung des Lebensberufes erwerbend und besitzend, kämpfend und genießend zugleich.

Der Kaufmann und die Religion.

Dicht nebeneinander zeigt uns die alte Geschichte Asiens zwei stammverwandte Völker: Phönizier und Juden. Das eine ist in eminentem Sinne des Handelsvolk der alten Welt; seine Tochterstadt Carthago war das antike London. Das andere in eminentem Sinne das Religionsvolk; in der Religion lag seine eigenartige Größe, in der Religion seine weltgeschichtliche Stellung. Die Phönizier machen nicht die Religion zur Handelsware, aber sie helfen Salomo's Jehovatempel aufrichten: freundlich und anmutend erscheint hier die Verbindung zwischen dem Kaufmann und der Religion, wenn sie auch nur eine äußerliche ist.

Den Phöniziern nach sind andere Völker gefaren, neben ihre Colonien setzten sich griechische. Aber die Handelswege haben auch geistige Ware gefördert und höhere Güter vermittelt, sie sind auch Religionswege geworden.

Und umgekehrt wurde die Religion Beförderin des Handels. Wenn irgendwo so in der alten Welt ist mit dem Fortschritt der Religion der Fortschritt der Cultur verbunden. Erst als nicht mehr mit Völkern einer tief untergeordneten Religionsstufe, sondern grade durch die Colonien mit Völkern derselben oder vorgeschrittener Religion der Handel getrieben werden konnte, bekam er die ihm so wesentliche Verkehrsordnung und den höheren Aufschwung.

Das Auftreten der letzten Religion, des **Christentums**, in der Weltgeschichte hat dies alles noch gesteigert und erweitert. Die Exclusivität der antiken Religionen, an der das alte Judentum so hervorragenden Anteil nahm, ließ doch nur gleichsam wider Willen

und darum in beschränkterem Maße solche Erfolge hervortreten. Der dem Christentum nachfolgende Islam trieb Propaganda wie keine andre Religion, aber nicht auf den Wegen des friedlichen Verkehrs, sondern mit dem Schwert. Indem dennoch das Christentum die Erbschaft des römischen Weltreiches antrat, änderte sich sein ursprünglich mehr negatives Verhältnis zu den Dingen dieser Welt, zu irdischen Bedürfnissen und Interessen; indem es wie keine der früheren Religionen sich als Culturprincip nach allen Seiten hin bewärte, bante und erleichterte es materiell wie geistig Wege, Verbindungen und Verkehr. Was von dem großen christlichen Ideal der Menschheit als Einer Familie sich realisirte, das kam auch dem Handel zu gute: der Weltmarkt ist ihm durch das Christentum erschlossen und zugänglich gemacht worden. Andrerseits ist auch er wiederum dem Christentum zu Hülfe gekommen. Auch das Christentum verdankt von Anfang an Handelsstraßen, Handelswegen und Handelsverbindungen einen guten Teil seiner Verbreitung. Dem Kaufmann folgte der Mönch mit der Predigt des Evangeliums. Die Mission ist das religiöse Gebiet, auf welchem die meisten Wechselbeziehungen mit dem Handel stattfinden. Die Jesuiten haben in ihren Missionen diese Beziehungen oft in einer Weise ausgebeutet, daß der religiöse Zweck darüber fast vollständig verloren ging. Aber auch der deutsche Protestant Gützlaff, der Vater der chinesischen Mission erkannte, wie nur durch geregelte Handelsverbindungen der Mission ein gesicherter Bestand zu geben sei, und trat zum Teil mit Rücksicht darauf in Englands Dienste. Der große Afrika-Reisende Livingstone ist zum Entdecker geworden, indem er Wege aufsuchte, welche das innere Afrika dem geregelten Handel erschließend, die Negervölker zugleich dem Fluch des Sklavenhandels zu entreißen und des Segens christlicher Civilisation teilhaftig zu machen vermöchten.

Ja, es kommt vielleicht eine Zeit, wo das gesammte Missionswerk wesentlich in die Hand der großen Handelsvölker und damit recht eigentlich in die des Kaufmanns gelegt wird. Schon heutzutage sind Viele der Ueberzeugung nicht fern, daß mit dem Hinaussenden einzelner Missionare durch Gesellschaften, mit dem Anlegen und

Erhalten von Missionsstationen in fernen Gegenden wenig geleistet werde; daß die kolossalen Opfer an Geld, Zeit, Arbeit und Menschen entfernt in keinem Verhältnis stehen zu dem Resultat, das sie bringen. Und nicht blos der Masse nach, sondern auch dem innern Wert nach. Das Christentum, das so versprengt, one Zusammenhang mit einer größeren christlichen Volksgemeinschaft, ausgesäet wird, verdient oft kaum den Namen Christentum, ist oft nur Heidentum unter christlichen Zeichen. Schon heut werden immer mehr Stimmen laut dahin: daß die Mission ein Werk der Weltgeschichte sei, daß sie allmählich vor sich gehen müsse und gleichsam unwillkürlich; daß zu ihrem Werkzeug vor allem die Völker berufen seien, welche entweder an den Grenzen von Christentum und Heidentum wonen oder in geregeltem geschäftlichem Verkehr mit heidnischen Völkern stehen. Und da werden es wieder die handeltreibenden christlichen Völker, die in den Vordergrund treten, da die Kaufleute, welche den unmittelbarsten Dienst zu leisten haben. Denn auch darauf nicht scheint es in erster Linie anzukommen, daß Lehre und Predigt verkündigt sondern vielmehr noch, daß Leben und Beispiel gebracht werde. Das Christentum muß, wo es heidnischen Völkern nahe tritt, den Tatbeweis füren, daß es nicht blos zu den Mächtigsten, sondern auch zu den Besten die macht, welche ihm angehören. Durch diesen unwiderstehlichen Eindruck müssen die Heiden angezogen, begierig gemacht werden, nach dem Christentum zu fragen und durch ihn gezwungen werden, denen zu glauben, welche ihnen davon reden. Die wesentlichste Arbeit der Mission geschieht daher in der Heimat. Ein Volk wie die Engländer, die durch Colonien wie durch Handel in ununterbrochnem Verkehr mit Indien, China und anderen Ländern stehen, hat auch eine beständige Missionsaufgabe; aber nicht blos und nicht am wesentlichsten durch Missionsgesellschaften und Missionare, sondern durch ein so lebendig im Mutterlande genärtes Christentum, daß Alle die von ihm ausgehen in die Colonien und Handelsplätze, durch ihr ganzes persönliches Verhalten und insbesondere auch im Handel und Wandel den strengsten Forderungen der Sittlichkeit und Menschlichkeit entsprechen: dann wird langsam

aber unwiderstehlich die segensreiche Sat des Christentums sich ausbreiten. Wenn aber dasselbe Volk, das Missionare entsendet, den Opiumhandel unter seinen Schutz nimmt, der das chinesische Volk decimirt, wenn christliche Kaufleute an allen Lastern der heidnischen Völker teilnehmen und die europäischen mit ihren Waren importiren: dann ist alle Missionstätigkeit fruchtlos.

Mit diesem allen ist das wol festgestellt, daß ein wesentliches, was zum Kaufmann und Kaufmannsstande gehört, nämlich der Verkehr, der Religion nicht fern, sondern vielmehr in der innigsten Verbindung mit ihr steht. Schwieriger scheint es mit einem anderen Factor des Kaufmannsberufs zu stehn, nämlich mit den Waren und ihrem Aequivalent, dem Gelde.

Es ist keine Frage, daß nichts unser sittliches Gefül mehr verletzt, als wenn die Religion zur Ware gemacht wird. Der Ablaß, die Vergebung der Sünden für Geld, hat jenen Sturm der Empörung zum Ausbruch kommen lassen, von dem die Reformation ausging. Simonie, Verkauf geistlicher Stellen um schnödes Geld, galt schon im Mittelalter als eine der schwersten Sünden in der Kirche. Ebenso erfüllt wol nichts mehr mit Widerwillen, als wenn unter dem Deckmantel der Religion Ware an den Mann gebracht werden soll. Die Religion will von der Sünde frei machen — und an Gut und Geld knüpft sich ein solches Heer von Versuchungen und Verfürungen, von Mitteln und Gegenständen der Sünde. Ist da nicht der directe Gegensatz gegen das, womit der Kaufmann zu tun hat, ja gegen den ganzen kaufmännischen Beruf?

Und doch fehlen auch hier wieder die Verbindungen nicht. Einerseits liefert die Religion, so wenig sie selbst Ware sein will und darf, ihrerseits doch gleichfalls Waren. Nicht blos das heidnische und jüdische Altertum, auch das katholische Christentum hat mit seinen mannigfachen Cultusgegenständen neue Industriegebiete in das Leben gerufen und ganze Handelszweige beschäftigt. Götterbilder und Opfergegenstände, aber auch Heiligenbilder, Weihrauch, Kerzen, Stickereien und Meßgewänder sind große Handelsartikel geworden. An die Messe in der Kirche schloß sich die

Messe vor der Kirche, welche später den größten Absatzmärkten aller kaufmännischen Waren den Namen gab. Aber auch der Bau und die Ausschmückung der kirchlichen Gebäude selbst gab zu den weitverzweigtesten Handelsgeschäften Anlaß und war one sie nicht zu verwirklichen. Und hier schließt sich auch die protestantische Kirche an, die bei einfacheren Cultusbedürfnissen dem Handel weniger Narung bietet, obwol auch noch hinlänglich viel, um die absolute Unverträglichkeit zwischen dem, womit die Religion und womit der Kaufmann umgeht, zu widerlegen. Zugleich aber hat gerade sie einen Handelsartikel noch ungemessen vermehrt und gesteigert: es ist der von religiösen Büchern. Abgesehen von dem, was ihr Cultus fordert an Gesangbüchern und Agenden und was vielleicht Schritt hält mit Meßbüchern und änlichem in der katholischen Kirche, hat allein die von ihr ausgegangene und fortwärend in steigendem Maße betriebne Verbreitung der Bibel fast einen einzig dastehenden Handelszweig innerhalb des Buchhandels in das Leben gerufen. Erbauungsschriften bis zu den Tractätchen herab mit ihren järlichen Millionen schließen sich an. Aber auch das ganze Heer wissenschaftlich-theologischer Werke auf allen Gebieten, die durch das regere wissenschaftliche Interesse der evangelischen Kirche entstanden und wiederum durch den polemischen Gegensatz anregend und durch theologische Klarheit und religiöse Innigkeit befruchtend zurückwirkten auf die katholische Kirche, kommt hier in Betracht. Nach Zalen berechnet, möchte leicht der durch die Religion ins Leben gerufne Betrag von Büchern einen Procentsatz liefern, dem kaum ein andrer Zweig des Buchhandels gleich käme, ja den vielleicht wenige Zweige des Handels überhaupt überträfen.

Aber wie steht es, um auf die Hauptsache zurückzukommen, mit jenem Zwiespalt zwischen den geistigen Gütern der Religion und den materiellen des kaufmännischen Verkehrs? Nun, dieser Zwiespalt ist ein scheinbarer. Gerade das Christentum, welches am entschiedensten jene Warnung vor dem Trachten nach dem irdischen Gut mit dem es der Kaufmann zu tun hat, ausspricht, ist am weitesten davon entfernt, Unmögliches zu fordern oder Krankhaftes gut zu

heißen. In jenen Worten, an die wir erinnert werden, heißt es: „denn wo dein Schatz ist, ist dein Herz“; vor unvereinbarem Herzensdienst wollen sie warnen: Gottesdienst und Geldesdienst zugleich. Das Herz soll nicht an irdische Güter geheftet sein, deren schneller Wechsel, deren rasche Vergänglichkeit auch den Verstand leicht von ihrer Unzuverlässigkeit überzeugt. Es soll aber auch nicht schwanken zwischen Ewigem und Irdischem oder in unwarhaftiger und heuchlerischer Weise Beider Dienst zu vereinigen suchen. Sondern die innerste Gesinnung, die Grundrichtung des Geistes und Lebens soll dem Ewigen angehören: den geistigen Gütern. Und damit stimmt auch das Wort, wodurch dem ganzen Menschen sein Streben vorgezeichnet wird: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit,“ wobei ausdrücklich bemerkt wird „dann wird euch das andre alles“ und es sind eben die materiellsten Güter, Narung und Kleidung genannt — „zufallen.“ Dieses Reich Gottes schließt aber auch alle Arbeit mit ihren Früchten und Wirkungen und Erfolgen in sich und indem es sich auf Erden aufbauen soll, setzt es auch die irdischen Mittel voraus und fordert sie. Statt daß das Christentum ein bloser Wechsel auf das Jenseits wäre oder innerhalb des von ihm sanctionirten Lebens Weltentsagung und Weltflucht forderte, will es vielmehr die möglichste Verkörperung und Realisirung aller ewigen und geistigen Güter für Alle und die möglichste Verklärung alles und jedes irdischen Besitzes und Gutes. Kunst, Industrie und Handel sind so wenig Gegensätze des waren Christentums, daß sie vielmehr notwendig mit zur Vollendung und Durchfürung seiner Ziele auf Erden gehören.

Mit der höchsten Gestalt der Religion also verträgt sich der Erwerb, der Besitz, die Förderung irdischer Güter so gut, daß der lebendigste und mannigfaltigste Austausch derselben, wie ihn der Handel vermittelt, nur Realisirung ihrer Zwecke ist. Je lebhafter und wärmer das geistige Leben in einer Persönlichkeit und in einem Volke pulsirt, desto wünschenswerter ist, daß ihm vielfach und leicht die Mittel zuströmen, durch die es wirksam werden kann. Eine schnellere und vollständigere Befriedigung alles dessen, was zum

leiblichen Leben gehört, läßt Zeit und Gelegenheit offen, sich desto mehr und völliger dem geistigen Leben und der Befriedigung seiner Bedürfnisse hinzugeben.

Aber das ist doch richtig, daß den irdischen Gütern und insbesondre ihrem allgemeinen Vertreter und Vermittler, dem Gelde, womit der Kaufmann ganz besonders zu tun hat, eine besondre Verwandtschaft zu dem, was wir Sünde nennen, anzuhaften scheint? — Einerseits gilt dagegen zu erwägen: daß doch das eigentlich Sündliche nicht sowol in Erwerb, Besitz, Genuß liegt als in der Selbstsüchtigkeit, mit der dies etwa verbunden ist, also wo diese niedrig egoistische Gesinnung nicht vorhanden, auch von Sünde nicht die Rede sein kann. Die Sünde herrscht ja vielfach gerade da, wo es auf Geld und Gut, den Schwerpunkt der kaufmännischen Existenz, gar nicht ankommt.

Aber jeder Mensch hat in seinem besonderen Beruf ein besonderes Gebiet von Gefaren und Schwächen, denen er mehr als ein Anderer sich ausgesetzt sieht, kein Beruf ist davon ausgenommen, und jeder bedarf daher in jedem Beruf von einer andren Seite her als alle Andern noch einer besonderen Hülfe durch das religiöse Leben.

Und dies fürt uns auf das Letzte, nämlich auf die Frage: was denn gerade dem Kaufmann insbesondere die Religion zu leisten hat und zu leisten vermag?

Zunächst wird wol für alles, was Religion heißt, zuzugeben sein, was wir am reichsten vorhin für das Christentum in Anspruch nahmen, daß es ein Leben des Idealen sei, ein Idealismus gegenüber dem blos Materiellen im Denken, Fülen und Wollen. Ist es nun war, daß der Kaufmann mit den materiellen Gütern des Lebens wesentlich zu tun hat, so ist ihm dieses Gegengewicht des Idealismus ganz besonders notwendig. Ja, es hängt davon die ganze höhere Auffassung seines Standes ab. Nur in dem Maße, als er diesen Austausch der Güter, diese Verkehrserleichterung des menschlichen Lebens in lebendige Wechselbeziehung setzt mit den ewigen, geistigen Gütern, als er sich selbst mit seiner Arbeit eingeordnet erkennt in

die gottgewollte Entwickelung der Menschheit — kann er mit warer Befriedigung in seinem Berufe tätig sein.

Ein andres Moment jeder Religion möchte jene Unterordnung, jener Gehorsam unter alles das sein, was als ein göttliches Gebot, als ein göttlicher Wille erkannt wird, der bald in Gottesfurcht, bald in Gottesliebe seine Wurzel hat. Ist es nun war, daß das beständige Umgehen mit Geld und irdischen Gütern eine Menge von Versuchungen und Anlässen verschiedener Sünden dem Kaufmann näher legt als Anderen: so gilt eben umsomehr, was wir vorhin von der Religion überhaupt sagten, daß der unbedingte Gehorsam unter das, was Gewissen, allgemeines sittliches Urteil und besondere Anschauungen jeder Religion als verboten bezeichnen, ihn ganz besonders zu bewaren geeignet ist. Hauptsächlich sind es drei Gestalten der Sünde: Fürt der leichtere Gewinn, der reichere Besitz mancher Güter die Neigung zu mehr Genuß und zu unerlaubten Genüssen mit sich; ist die Versuchung der Unredlichkeit bei dem beständigen Austausch von Waren und Geld und bei dem Verkehr mit Unkundigeren nahe liegend; bringt die Notwendigkeit auf das Wolgefällige des Aeußeren in Person und Ware zu achten und die Notwendigkeit des Unternehmungsgeistes dort die Gefar des Scheines und Truges, hier des Schwindels und Betruges mit sich — die Religion als unbedingter Gehorsam unter unantastbare göttliche Gebote wird die ewigen Grenzen der sittlichen Weltordnung erkennen und respectiren lassen, die nicht überschritten werden dürfen.

Das Dritte endlich in jeder Religion, wenn sie warhaft diesen Namen verdienen will, ist Gottvertrauen. Mehr als irgend etwas anderes ist Geld und sein Wert ein unsicheres Gut; häufiger als auf irgend einem anderen Felde sind Berechnungen dem Irrtum und der Täuschung ausgesetzt, wo sie, oft in die Ferne und in ungewisse Zukunft gehend, das Verhältnis von Verbrauch und Angebot vorwegnehmen wollen; nirgends wie im Kaufmannsstand ist der Besitz so dem Wechsel ausgesetzt, dem jähen Wechsel von Arm und Reich. Hier bleibt Gottvertrauen neben dem guten Gewissen, one das es

nicht leicht zu entstehen vermag, die köstlichste Gabe und oft die einzige Rettung vor Verzweiflung.

Das sind die ganz besonderen Dienste, die gerade dem Kaufmann die Religion zu leisten vermag, und sehen wir sie vom kaufmännischen Gesichtspunkt an, so sind die von ihr gebotenen Güter derart, daß sie nicht leicht zu teuer bezalt werden können, daß sie keine trügerische Ware bilden, daß sie auch jeder anderen eine größere Sicherheit verleihen, daß sie mit einem Wort den Credit auf die solideste und dauerhafteste Basis gründen. Aber freilich das alles nur dann, wenn sie nicht des Geschäfts wegen, sondern aus innerem Drang und Bedürfnis gesucht werden, nicht blos als Glanz für die Firma und Stütze für den bürgerlichen Beruf, sondern als der beste Halt und Trost des Menschen, als seine festeste Stütze in Freude und Leid, in Reichtum und Armut.

Die Bedeutung der Freude im christlichen Leben.

Festliche Zeiten sollten die Frage nach der Bedeutung der Freude einem Jeden nahelegen. Besonders wenn christliche Feste gefeiert werden und nicht blos in religiöser Weise, sondern, wie noch heut oft der Gegensatz ausgesprochen wird, auch in weltlicher Freude, muß sie sich aufdrängen.

Aber eingehen auf diese Frage, und sie richtig beantworten, wird doch nur ein Christentum, das fest und entschieden Stellung genommen sowol gegen Orthodoxismus als gegen Pietismus. Gegen den Pietismus selbstverständlich; insbesondere wo er seinem ursprünglichen Wesen treu geblieben und deshalb als kopfhängerische Lebensrichtung aller Freude abhold ist. Gegen den Orthodoxismus nur bei scharfer Beachtung des Gegenstandes. Denn nicht um Freudigkeit handelt es sich, sondern um Freude. Die Freudigkeit aber ist bei dem Orthodoxismus nicht one weiteres Widerspruch gegen das eigene Dogma. Auf schließliche Seligkeit und Verdammnis spannt sich freilich das ganze System; im Jenseits liegt allein das Heil und das Leben und demgemäß wird die Welt in altgewonter Weise als Stätte der Sünde, des Elends und des Verderbens bezeichnet, die Erde als Jammertal, ganz ähnlich wie im Pietismus. Allein wenn nichtsdestoweniger die eifrigsten Vertreter solcher Anschauung mit recht gutem Humor durch das Leben schreiten, so darf das nicht one weiteres als Selbstwiderlegung betrachtet werden. Freudigkeit können sie doch für sich in Anspruch nehmen: nämlich aus der Hoffnung für das jenseitige Leben, das sie ja oft fröhlich und sinnlich genug für die Gläubigen ausmalen, wie nicht weniger

sinnlich aber furchtbar für die Ungläubigen, d. h. die ihre Anschauung nicht teilen. Aber wo auch an den Freuden des Lebens, trotz seines Systems, der Orthodoxe Teil nimmt, da verdammt er sich selbst; wer nichts als Sünde, Elend und Verderben auf Erden sieht, darf sich nicht vergnügen. Die Bedeutung der Freude für das christliche Leben muß ihm wesentlich in ihrer Versuchungsgewalt zur Sünde liegen, ja in ihrer Sündhaftigkeit selbst.

Doch auch innerhalb des geistesfreieren Christentumes ist die Anerkennnung für die Bedeutung der Frage nicht überall ihr selbst entsprechend. Es ist eine Frage der Sittenlehre. Der geschichtlichen Entwickelung gemäß hat die Sittenlehre eine viel weniger häufige und eingehende Behandlung auch in der evangelischen Kirche erfaren als die Glaubenslehre. Und doch ist die Eigentümlichkeit des fortgeschrittenen Christentums, daß es sich selbst seiner Wurzel wie seinem Wesen nach nicht als Dogma, auch nicht als diesem entsprechender Glaube, sondern als Leben versteht. Viel Schuld ist gerade hier auch für die Theorie noch abzutragen. Die Freude, auch wo sie nicht one weiteres als Sünde angesehen wurde, im Leben dennoch oft wie nicht mit vollständig gutem Gewissen genossen, galt dem Ernste der Wissenschaft nicht bedeutend genug, den übrigen Objecten nicht ebenbürtig. Dennoch ist nichts zugleich allgemeiner von allen Menschen in Anspruch genommen als sie und mehr zugehörig den feinsten und zartesten Blüten der Sittlichkeit. Die Bedeutung der Freude für das christliche Leben anerkennen, das heißt nicht blos auf sie achten, sie dankbar aufnehmen, das heißt auch sie suchen zu ihrer Zeit, sie ebenbürtig einordnen in jede Gestaltung des sittlichen Lebens, des gemeinsamen wie des einzelnen, des jugendlichen, erst zu erziehenden, wie des reiferen erwachsenen.

Aber was ist die Freude, für die so Großes in Anspruch genommen wird? Der Apostel sagt gelegentlich: „Das Reich Gottes ist nicht Essen und Trinken, sondern Gerechtigkeit und Friede und Freude im heiligen Geist.“ Das ist die Freude, die auch ich suche und die ich genieße — sagt der Orthodoxe — die Freude im heiligen Geist!

Es kommt nur darauf an, was unter „Freude im heiligen Geiste“ zu verstehen. Das Eigenschaftswort jenes Ausdruckes Geist, den Paulus gebraucht, übersetzt auch Luther gelegentlich mit „geistlich.“ Das ist es, was der Orthodoxismus für sich in Anspruch nimmt, was auch der Pietismus nicht verschmäht. „Freude im heiligen Geist“ ist nach ihm nur geistliche d. h. religiöse Freude, Freude am stillen Umgang mit Gott und Jesus, am Gebet, an heiliger Schrift, Gottesdienst, u. s. w. Was darüber hinausgeht, ist Sünde. Allein Luthers Uebersetzung ist nur gerechtfertigt als eine freie, wenn der ganze Zusammenhang der Worte an einer bestimmten Stelle den Sinn aufdrängt, sprachlich ist sie unrichtig. Das griechische Eigenschaftswort des Hauptwortes Geist bedeutet genau wie im Deutschen nicht „geistlich,“ sondern „geistig.“ Als geistige Freude die Freude im heiligen Geist und somit die, von deren Bedeutung allein im christlichen Leben die Rede sein dürfe, zu erklären, das scheint mithin eben so sprachberechtigt, wie im heilsamen Gegensatz gegen orthodoxe und pietistische Einseitigkeit der Geisteshoheit des Christentums angemessen. Das wäre dann nicht blos Freude an religiösen — obwol diese auch — sondern zugleich an sittlichen Lebenserscheinungen, an der Wissenschaft, vor allem an der Kunst als Vergeistigung und Verklärung des Leiblichen, aber diese eben als die Grenze bezeichnend, das Sinnliche bleibt ausgeschlossen.

Allein verdächtig machen kann uns diese Auffassung schon die in unseren Tagen nicht selten vorkommende Verschmelzung dieser geistigen Freuden mit den geistlichen, die der Romantik der vergangenen Tage entspricht. Wie die romantischen Pfleger von Wissenschaft und Kunst leicht hinüber irrten in religiöse Schwärmerei, so reden moderne Vertreter von Pietismus und Orthodoxie nicht selten gern mit salbungsvoller Hochachtung von den Genüssen der Wissenschaft und Kunst und staffiren ihre geistlichen Freuden damit aus. Verdächtig machen kann uns diese Auffassung der Duft der Vornehmheit, der über sie ausgegossen ist. Das Christentum ist in der Tat eine Geistesaristokratie; nur der beste Geist atmet in ihm und zum Höchsten verpflichtet es die Seinen; aber dennoch

dankt der Herr seinem Vater, daß, was er den Reichen und Klugen dieser Welt verborgen, er den Unmündigen offenbart habe: die sogenannte „Geistreichigkeit" ist nicht mehr oder minder Bedingung um Freude zu haben im christlichen Leben. Versetzen wir uns nur z. B. in unsere Weihnachtsfeier. Wenn nur Freuden an geistigen Dingen christliche Freuden sind, dann dürften vor allem an diesem Feste christliche Eltern ihren Kindern wenig mehr schenken als Bücher, betreffenden Falls Musikalien und Zeichenmaterialien, und an Kleidern, Süßigkeiten, Lichterbäumen dürften christliche Kinder sich nicht erfreuen.

Und beschränken wir dies nicht blos auf die Kinderwelt. „Wenn Ihr nicht werdet wie die Kinder, könnt Ihr nicht in das Reich Gottes kommen!" sagt Jesus auch den Erwachsenen und wenn der kindliche Sinn irgendwo zur Geltung kommt und kommen soll, so sicher vor allem in der Freude. Darum werden wir auch die Begrenzung der Freude im christlichen Leben auf geistige Freuden noch für zu eng halten; aber auch die demgemäße Auffassung der Freude im heiligen Geiste für nicht richtig. Was ist denn der heilige Geist? Christus bezeichnet ihn überall als seinen Vertreter, wo er persönlich nicht mehr unter den Seinen verkehrt. Der heilige Geist ist der christliche Geist. „Freude im heiligen Geist" ist Freude in christlichem Sinne. „Alles ist Euer!" ruft Paulus den Christen zu. Auch von den Freuden der Erde ist keine einzige ihnen verschlossen, keine ausgenommen; die sinnlichen stehen ihnen so gut zu Gebote wie die geistlichen und die geistigen; sollen ihnen so gut bedeutungsvoll sein, gebraucht und aufgenommen werden wie jene. Nur eben so wie ein Christ sie erfaßt, nur in dem Sinne in dem auch Christus aß, trank, auf Hochzeiten ging und am Gastmale Teil nahm.

Der Begriff der Freude, von deren Bedeutung für das christliche Leben die Rede sein soll, ist also überhaupt nicht zu erkennen an ihren Objecten, sondern am Subject. Die Freude ist vor allem das Sichfreuen. Man freut sich aber in christlichem Geiste wie man alles in christlichem Geiste nur übt, wenn man es der Be-

stimmung entsprechend tut, zu der Gott es gegeben hat. Gott hat die Welt mit Gegenständen der Freude gesegnet und segnet jedes, auch das ärmste Leben immer auf's neue damit, er hat das Begehren nach Freude als mächtigen Trieb in die menschliche Brust gelegt: um der Erholung willen, deren der Mensch bedarf. Erholen ist aber Holen von neuer Kraft zu neuer, zu erhöhter Wirksamkeit. Darum gehört die Freude dem Reiche Gottes an, welches die Gemeinschaft der sittlichen Kräfte und ihrer Tätigkeiten und Wirkungen in und unter den Menschen ist. Alle Freude zur rechten Erholung gebraucht ist Freude im Reiche Gottes, gleichviel an welchen Gegenstand sie anknüpft. Der Zweck der Erholung bestimmt auch ihre Art und Weise.

Er bedingt das Maßhalten, denn alle Unmäßigkeit schwächt die Wirksamkeit. Er fordert die Berücksichtigung von Ort, Zeit, Verhältnissen und Umständen: nicht überall, nicht zu jeder Zeit ist jede Freude Erholung; nicht für jede Eigentümlichkeit jede und es gibt ganz bestimmt geordnete Lebensverhältnisse, unter denen allein bestimmte Freuden genossen werden dürfen, wenn sie das gute Gewissen erhaltend, erfrischend und erquickend zur Förderung und Erweiterung unserer Wirksamkeit für das Reich Gottes beitragen sollen.

Nur ein Gegenstand und zugleich eine Gattung ist durch diese Erklärung der Freude ausgeschlossen vom christlichen Leben: die Schadenfreude. Weil der christliche Geist identisch mit der Liebe, so steht jede Freude außer seiner Möglichkeit, welche der Liebe widerspricht. Aber darum gehört auch zur Schadenfreude schon die Freude der Eitelkeit, des Ehrgeizes und der Ruhmsucht bis zu den Freuden des Neides und jener teuflischen Bosheit, die geradezu Leid sucht für Andere, um das eigene Herz zu ergötzen.

Durch solche Auffassung der Freude sind wir nun auch, wenn wir ihr hohe Bedeutung zuschreiben für das christliche Leben, am sichersten vor dem Vorwurfe des Epicuräismus bewart. Der Epicuräismus hat sein wesentliches Kennzeichen weder in der Sinnlichkeit der von ihm begehrten Objecte noch in der Maßlosigkeit seines Genusses.

Epicuräismus ist die Anschauungs- und Lebensweise, welche bei dem Genuß als solchem stehen bleibt, welche den Genuß der Freude auch zu ihrem höchsten Zweck macht. Davon ist das gerade Gegenteil die Betrachtung der Freude als Erholung, der Ruhe und des Genusses nur als Mittel, nicht als Zweck. Es wird damit der Rücksicht auf sich selbst jedes selbstisch-unreine Motiv genommen wie dem Genuß alles Weichliche und Unkräftige. Dagegen ist hier allerdings der Ort, auf den Epicuräismus hinzuweisen, dem so leicht die geistige, aber auch die geistliche Freude verfällt, wenn sie durch ihren Gegenstand allein schon christlich, d. h. sittlich, zu sein wänt.

Die echte Kunst hat zu allen Zeiten mit ihrer Freude mehr gesucht als bloses Vergnügen zu bereiten; wie oft aber wird sie auch heut noch nur in dem Maße geschätzt, als sie Freude im gewönlichsten Wortsinne, sinnliche Erregung gewärt. Noch bedenklicher ist das für die Religion. Religion ist Ringen nach Frieden des Herzens, ist ernsteste und heiligste Arbeit des ganzen inneren Menschen; an ihr vor allem wie an der Wissenschaft ist die Freude nur ein Accidens, ein Zeichen des Gelingens und Gelungenseins. Sie zum Zweck machen, Religion nur um des Genusses willen und mit letzter Rücksicht darauf suchen und treiben, heißt sie geradezu profaniren. — Das geistige wie das geistliche Leben wird damit in den Dienst der Selbstsucht gezogen. Unter allen Formen des Epicuräismus ist vielleicht die verfürerischeste, weil zugleich die verstecteste und feinste: die Anschauung und Behandlung des Lebens, welche alle Mittel des Geistes nur anwendet zur Ausbildung und zum Selbstgenuß der eigenen Persönlichkeit, und die Anschauung und Behandlung des Religiösen, welche nichts Höheres sucht und erzielt als die eigene Seligkeit. Hier ist nicht die Liebe Motiv, sondern der Egoismus und der ist überall vom Uebel.

Sehen wir uns nun etwas genauer um auf dem weiten Gebiet der verschiedenen Freuden.

Wir treffen zuerst auf die mit dem leiblichen Dasein zusammenhängenden und hier wieder zunächst auf die, welche wir recht eigentlich sinnliche Genüsse nennen, wie Essen und Trinken.

Aber mit dem leiblichen Dasein hängen auch Freuden zusammen, die nicht blos Genüsse, sondern zugleich Anstrengung sind, Stärke erfordern und Stärkung verschaffen.

Auch ihnen wird man als solchen Bedeutung nicht absprechen können, wenn man erwägt, daß auch für Bewärung des christlichen Lebens Erweckung des Gesundheitsbewußtseins, des Kraftgefüls und alles dessen was der Sicherheit und Elasticität bewußtes Selbstvertrauen gibt, nicht zu entbehren ist. Und das blos Körperliche wollen wir auch zunächst in's Auge fassen hinsichtlich alles Genusses der Natur, wie Spaziergänge und Reisen ihn gewären. Aber auch da, wenn wir selbst von jeder Anregung und Narung, die sie dem frommen und religiösen Sinne bieten, absehen, bleibt noch genug höchst Bedeutungsvolles übrig in dem durch sie lebendig werdenden Bewußtsein des innigen Bandes und der mannigfachen Beziehungen und Wechselwirkungen von Natur und Geist, von Welt und Mensch, in jenem „Gesundbaden der Seele", wie Faust es ausdrückt, von allen den Kümmerlichkeiten, Kleinlichkeiten, Verschnörkelungen, Verkünstelungen und Unnatürlichkeiten des Menschenlebens, in jenem Erhobenwerden des Geistes, welches das unendliche Meer oder die Hochgebirgswelt hervorruft. Die Verjüngung und Neugeburt, mit der wir von solchen Freuden oft wieder zu unserer Wirksamkeit zurückkehren, ist für die christliche Ausprägung derselben nicht selten bedeutungsvoller als die Wiedergeburt, auf die in ängstlicher Selbstbeschäftigung eine ungesunde Frömmigkeit wartet oder die sie durch selbstauferlegte religiöse Uebungen erlangt zu haben meint.

Noch mehr freilich liegt die Bedeutung der Freuden auf der Hand, die unmittelbar mit unserem geistigen Dasein in Verbindung stehn. Allerdings jene stillen Freuden in der Beschäftigung der Seele mit sich selbst, in Beschaulichkeit, in Betrachtung Gottes, des eigenen Selbst, des Lebens und der Welt, so oft geradezu schöpferisch nicht blos für das künstlerische und wissenschaftliche Leben und ihnen unentbehrlich, sondern auch für die sittliche Erfassung des ganzen persönlichen Lebens und jeder einzelnen Aufgabe desselben: sie sind

nicht one Gefar der Eitelkeit und des Selbstbetrugs, der Unklarheit und unfruchtbaren Träumerei; aber sie erfordern deshalb nur um so mehr Beachtung und Aufmerksamkeit, daß sie einerseits nicht gehindert und nicht gestört werden und andrerseits wieder nicht ausarten; sie bilden ein besonders wichtiges Element in der Erziehung Anderer wie in der eigenen. — Die Freude an der Wissenschaft, an der Warheit und ihrer Erkenntnis bedarf innerhalb des evangelischen Christentums keiner weiteren Erörterung hinsichtlich ihrer Bedeutung: die Stellung, welche Wort, Rede, Belehrung, Erkenntnis selbst in der Gemeinschaft des protestantischen religiösen Lebens einnehmen, sollte alles Dunkelwesen von vornherein zurückscheuchen und gerade die Orthodoxie, die mit der größten Einseitigkeit hier das Moment der Erkenntnis betont, sollte merken, wie sehr sie sich selbst widerspricht, wenn sie dieser Freude oft mit so blindem Eifer entgegentritt. Aber immer wieder gilt es, die Bedeutung der Freude an der Kunst für das christliche Leben zur Sprache zu bringen. Nicht um der vielfach so ganz ungerechtfertigten Sehnsucht willen, sie immer mehr und reichlicher in das religiöse Leben und seine Darstellung im Cultus einzufüren: diese Sehnsucht hat vielmehr meistenteils ihren Grund in dem Verfalle des Hauptelementes des evangelischen Cultus, der Predigt, und in dem ebenfalls dem christlichen Zeitbewußtsein wenig entsprechenden Gedankengehalt auch der Kirchenlieder, und sie hängt sehr oft zusammen mit jenem erwänten weichlichen Epicuräismus, der auch in der Religion Genuß sucht und ernste Arbeit scheut.

Die Kunst ist nicht blos für die ästhetische, sondern auch für die sittliche Bildung von der größten Bedeutung. Ware echte Freude an der Architektur und ihrer Schönheit, nicht blos handwerksmäßige Beschäftigung mit ihr oder oberflächliche Wertschätzung, prägt der Seele selbst den Sinn und Drang für die Ordnung ein, welche dieses hohe Grundgesetz göttlichen Wirkens und sittlicher Gemeinschaft auch im eigenen menschlichen Leben überall darzustellen suchen wird; wie dieselbe Freude an der Plastik das, was wir auch im Leben plastische Gestaltung nennen: klare, scharfbegrenzte, abgerun-

dete und hierdurch bestimmt hervortretende Form der Werke und Taten, ja selbst der Gedanken und Worte hervorbringt. Ware, echte, sich hingebende und eindringende Freude an Malerei und Poesie hat das gemeinsam, daß sie nicht blos Sinn und Verständnis für den Naturgenuß und seine Wirkung mehr noch als die vorigen Künste zu erhöhen und zu erweitern vermag, sondern daß sie bald den gewaltigen Gang des weltgeschichtlichen Lebens in seinen ewigen Ideen aufschließt, wie in der historischen Malerei, im Epos und Drama; bald das Kleinste, Gewönlichste, auf den ersten Blick Unbedeutende in seiner Bedeutung für das subjective Gefül uns offenbaren und lieb machen, wie das Genrebild und das Lied; jetzt uns die heiligsten Gegenstände unserer religiösen Verehrung menschlich nahe bringen und dann wieder unseren alltäglichsten Verkehr mit den Menschen in das verklärende Licht einer idealeren Betrachtungs- und Behandlungsweise setzen. Raphaels Schöpfungen mitten im Schoße der katholischen Kirche entstanden, haben doch ihren nicht hoch genug anzuschlagenden Anteil an der Lösung der echt evangelischen Aufgabe gehabt: mit der Menschheit Christi und der Menschlichkeit des Christentums Ernst zu machen, und von keinem guten Romane sind wir noch in innerster Seele erfaßt worden, one daß wir nicht Haus und Freundeskreis in schöneren Farben geschaut, auch des Tages Ereignisse und Aufgaben dankbarer und ernster zugleich aufgenommen hätten. Die Freude an der Musik schließt den Kreis der Kunstwirkungen ab und gleichsam an den der Naturwirkungen wieder an. Bald erheiternd alles Schwere der Materie von uns und dem Leben abstreifend, bald mit den Tönen unsere Seele hinan zu den ewigen Höhen erhebend, bringt auch sie wesentlich Stimmungen hervor, aber jene geistigen, die bald festliche sind und darum nicht blos erfrischen, sondern feurig begeistern, bald die verschiedensten Saiten unseres Inneren berürend, eine unendliche Fülle nicht blos der mannigfachsten Empfindungen, sondern auch Gedanken und selbst Entschließungen flüssig machen, die nur der festen Erfassung durch Verstand und Willen harren, um ihrerseits in die reale Welt gestaltend einzu-

greifen. Die rechte Würdigung der hohen Bedeutung, welche gerade ware Freude an der Kunst für das christliche Leben in Anspruch nimmt, würde nicht nur die Kunst in eine würdigere Stellung erheben als sie gegenwärtig in ihren Jüngern wie in ihrem Publikum vielfach einnimmt, sie würde auch der Erziehung ein wichtiges Werkzeug zur Erreichung ihrer Zwecke darbieten und dem Leben der Erwachsenen nicht blos mehr Reiz, sondern auch verstärkte Kraft verleihen. Die Verweichlichung, die man so oft aus dem Verkehr mit der Kunst und ihren Genüssen bemerkt zu haben glaubt und fürchtet, ist niemals Folge echter Freude im obigen Sinne, sondern nur eines oberflächlichen Spielens mit ihr als blosem Zeitvertreibe, eines lügenhaften Vorgebens und Pralens als habe man sie, wärend man nichts davon hat, einer eitlen Sucht als Kenner oder Gönner der Kunst zu gelten, wärend man in Warheit weder das eine noch das andere ist.

Allein wie geeignet auch grade die Kunst ist, die Bedeutung der geistigen Freuden für das christliche Leben ins Licht zu stellen, wie oft man auch sie für das eigentliche Gebiet der Freude halte, im christlichen Sinne hat die Freude doch noch einen ihr näher liegenden, ihre Bedeutung noch mehr bewärenden Kreis. Wo das Reich Gottes ein Reich auch der Freude ist, da ist das Gemeinschaftsleben auch ein vor allen reicher und segenspendender Freudenquell. Die Geselligkeit ist der dieser Darstellung des Gottesreiches entsprechende Kreis und die geselligen Freuden sind es, die diesen Kreis hauptsächlich gestalten und erhalten, veredeln und verschönen. In sie hinein greifen ja auch zum Teile die wirksamsten der früheren Freuden oder durch sie verstärken und erweitern sie ihre Wirksamkeit. Durch sie und ihre Beziehungen vergeistigen sich unmittelbar die sinnlichen Genüsse. In der Natur, auf Reisen suchen wir Gefärten, in der Wissenschaft Mitgenossen; die Kunst rechnet auf Publikum; in Ausstellungen, Theatern, Concerten erzielt sie ihre höchsten Freudenwirkungen, die Geselligkeit schmückt sie am liebsten. Aber wie gern auch die Geselligkeit solchen Schmuck aufnimmt und sucht — seiner benötigt, so daß sie one ihn freudenleer

wäre, ist sie keineswegs. Höhere und zugleich tiefere, reinere und nachhaltigere Freuden möchten nicht leicht irgendwo anders gefunden werden als in dem kleinsten geselligen Kreise, in der Gemeinschaft des Hauses. Die Freuden, welche Gatten aneinander, Eltern an ihren Kindern, Kinder mit ihren Eltern und Geschwistern in einem wirklich christlichen Hause haben, unter dem wir nicht ein pietistisches verstehen, brauchen wir in ihrer alles überragenden Bedeutung für Herz und Gemüt nicht zu schildern. Wir vermöchten es auch kaum. Daß die Gemeinschaft des Reiches Gottes als ein Reich der Liebe, welches speciell die Familie sein soll, von allen Beteiligten auch als eine Gemeinschaft der Freude aufgenommen, gepflegt und ausgebildet würde, das wäre der sicherste Grundstein einer stätig und rüstig fortschreitenden Erhebuug des Menschengeschlechtes zu jener idealen Höhe, auf die das Christentum mit der vollendeten Gotteskindschaft hindeutet. — Der Freundesverkehr und Freundeskreis schließt sich dem häuslichen an. Freude an der Freundschaft und Freude mit unseren Freunden ist die sicherste Bewärung der von den Banden der Natur losgelösten Freiheit der Liebe und ihrer Uneigennützigkeit. Und wenn diese freudige Freundschaftsempfindung auch zuweilen, wie in der romantischen Zeit, zur schwärmerischen Freundschaftsbegeisterung wird — vergessen wir nicht, welche großartige Wirkung nicht selten daraus entspringt! Goethes und Schillers Freundschaft ist noch über der Kunstgewaltigkeit jedes dieser Heroen für sich, epochemachend geworden in der Geschichte des deutschen Geistes. Aber auch größere Kreise der Geselligkeit als die des eigentlichen Freundesverkehrs, auch die Freude der Gesellschaft und an derselben wollen wir nicht unterschätzen. Ueberall vorausgesetzt jene von uns vorangestellte richtige Auffassung und den ihr entsprechenden Gebrauch, schließt diese Freude durch den Reichtum von Persönlichkeiten, die Verschiedenheit der Eindrücke, die aufzunehmeu sind, den Geist der guten Sitte, der hier den Ton zu geben hat, die eigene beste Haltung und Unterhaltung, die alle zusammen ihr Gegenstand sind, eine Fülle von Bildungselementen in sich, deren Aufnahme wie bei der Kunst eben nur dann bedenklich wird, wenn sie nicht mit War-

haftigkeit geschieht oder in jener Maßlosigkeit, welche die ware Freude notwendig ausschließt. Und von hier aus schreitet nun die gesellige Freude fort auch in die ernstesten Kreise des Lebens. Nun vermält sie sich auch den Arbeiten, den gemeinsamen wie den eignen. Die Freude an der Tätigkeit von Vereinigungen, welche wissenschaftliche oder praktische Zwecke verfolgen, die Freude an dem Wol der Stadt, an dem Gedeihen des Staates, treiben zu eigner lebendiger, tätiger, aufopfernder Teilnahme an den Aufgaben derselben. Die Freude an dem Fortschritt der Menschheit drängt zur unbedingten Hingabe an alle Arbeiten, Mühen, Kämpfe und Leiden des Forschens und Erfindens, wie des Verarbeitens und Nutzbarmachens. Und die Freude wieder an der eignen Berufstätigkeit läßt alle Schwierigkeiten und Hemmungen, welche sich ihr von außen her in den Weg stellen und alle Schwäche und Ungeschicklichkeit, die wir selbst zu ihr mitbringen, bis zum erfolgreichen Siege überwinden.

So reich und mannigfaltig erscheint auch dem flüchtigen Ueberblicke die Bedeutung der Freude für unser christliches Leben! Und doch haben wir nur die eine Hälfte in das Auge gefaßt. Wir haben nur von der Freude gesprochen, sofern sie aufgenommen wird, nicht von ihr, sofern sie bereitet wird. Nicht weniger reich, aber noch mehr in die Tiefe dringend und das Höchste erreichend als das Freudeempfangen ist das Freudemachen. In ihm erscheint von dem geringsten Willensansatz und Versuch dazu bis zur reichsten Betätigung die fortschreitende Offenbarung der Liebe: darum jene Fähigkeit der Freude, zu Gott als der Liebe zu füren, die wir die erste ihrer Wirkungen nannten. Aber das Freudemachen ist auch seinerseits wieder Erzeugung von Liebe. Bringen wir ein Kind, einen verwarlosten Menschen, nur erst zum ersten Versuche Anderen Freude zu machen, und wir haben der ganzen Entwickelung der Liebe die Ban gebrochen. Welche Bedeutung aber sodann das Freudebereiten im Hause und im Freundeskreise einnehme, wie darauf die wesentliche sittliche Behandlung der Geselligkeit hinauskomme, auch die Sorgfalt für die eigene äußere Erscheinung dadurch der Eitelkeit enthoben und in den Dienst der Gemeinschaft, d. h. in

das Gebiet des Sittlichen versetzt werde, wie alle gemeinsamen Lebensverhältnisse, auch die der Arbeit, dadurch nicht blos unter die äußerlichen Formen, sondern auch unter den Einfluß des sittlichen Gehalts der Geselligkeit gestellt werden: das findet leicht die Ergänzung in dem früher Gesagten, teils trägt es in sich selbst seine beweisende Klarheit. In dem Freudebereiten kommt die Freude selbst zu ihrem höchsten sittlichen Wert. Die Freude am Freudemachen ist zugleich die verklärteste Gestalt der Freude und der Sittlichkeit im christlichen Sinne.

Ist nun dies die Bedeutung der Freude im christlichen Leben, so steht es also nicht so, daß der Christ, wie der Pietismus tut und der Orthodoxismus mit dem größten Teile der Freuden tun muß, sich abwehrend zu ihnen zu verhalten, sie zu fliehen hätte. Auch nicht so, daß er, wie noch viele jenen Anschauungen ganz abgeneigte freidenkende Christen tun, die Freuden nicht mit vollkommen gutem Gewissen genießen dürfte; sondern es steht so, daß er zwar stets gewissenhaft darauf zu achten hat, die Freude nicht im egoistischen Interesse zu suchen und zu brauchen, übrigens aber sie ansehen und behandeln soll nicht blos als sittlich erlaubt sondern als sittliche Pflicht. Daraus folgt das sorgfältigere Ergreifen und Benützen alles dessen, was uns von Freuden dargeboten, was von Einrichtungen und Anstalten zur Erweckung der Freude vorhanden ist, sei es in Natur oder Kunst, im häuslichen oder in dem weiteren Kreise der Geselligkeit.

Freude und Freuden sind wirklich in der Welt und jedem erreichbar und wenn der Dichter klagt:

„Aber die Freude sie ruft nur ein Gott auf sterbliche Wangen,
Wo kein Wunder geschieht, ist kein Beglückter zu sehn“ —

das Wunder der Verwandlung eines freudlosen Menschen in einen freudeempfänglichen und freudespendenden ist jedem möglich und der Wunderborn in jedem Herzen. Hier gilt, was Luther von dem neuen Leben sagt: „Du mußt es bei Dir selbst beschließen!“

Der Pietismus und die Unsittlichkeit.

Wenn wir den Pietismus und die Unsittlichkeit zusammenstellen, so ist die Meinung nicht, daß die Unsittlichkeit sich allein oder überwiegend bei dem Pietismus fände. Wir sind von der Furchtbarkeit der Sünde auch one des persönlichen Teufels zu bedürfen, so überzeugt, das wir keine der verschiedenen theologischen oder philosophischen Richtungen als solche für eine hinlänglich sichere Schutzwehr ihr gegenüber halten. Es handelt sich bei ihr unter allen Umständen mehr um den Menschen als um sein System, mehr um Gesinnung als um Ansicht. Wir sind am wenigsten der Meinung, daß wenn unter Pietismus immer eine stark ausgeprägte religiöse Richtung verstanden wird, das entschiedene Gegenteil, der Mangel des Religiösen, etwa der Sittlichkeit günstiger sei. Wir halten auch den Besitz von Religion und den Ernst im Religiösen für etwas, das vornehmlich auf dem Boden des Christentums von entschiedener Bedeutung ist, sowol um gegen die Sünde zu stärken als von ihr immer mehr befreit zu werden. Wir stellen vielmehr gerade Pietismus und Unsittlichkeit zusammen, weil in dem Pietismus das religiöse Element, das dem sündlichen Hange als besonders feindlich angesehen wird, besonders stark betont wird, weil diese Richtung gerade auf das Sündenbewußtsein so außerordentlichen Wert legt, weil sie mit ihrem Gegensatz gegen das Weltliche den Umfang dessen was Sünde sei, ganz besonders erweitert hat. Da muß es notwendig mehr als bei jeder andern Richtung auffallen, wenn auch bei ihr die Sünde sich nicht blos einfindet, sondern wenn ganz

besonders häßliche Gestalten der Sünde wiederholt in Verbindung mit ihr auftreten, wenn sie nicht blos an Einzelne, sondern an ganze Gemeinschaftskreise pietistischer Art sich anschließen. Andererseits hat gerade der Pietismus es oft versucht, als Heilung der Unsittlichkeit nicht blos sich allein zu empfehlen, sondern auch diese Heilung allein durchzufüren. Unter dem Namen der „inneren Mission" hat er bekanntlich seit einigen Jarzehnten auch bei uns nicht nur die äußeren Schäden der Armut und Not, sondern gerade die inneren Notstände oft fast wie seine Domäne in Anspruch genommen und nicht one eine gewisse Vornehmheit auf die profanen Wege herabgesehen, die von liberaleren Richtungen im Namen der Humanität, des Volkswols, auch wol nur der Volkswirtschaft zur Minderung der Unsittlichkeit eingeschlagen worden sind.

So entsteht die doppelte Frage: einmal ob jene auffälligen Verbindungen zwischen Pietismus und starken sündlichen Erscheinungen blos zufällige seien oder in seiner eigenen Beschaffenheit Anhalt und Förderung finden? und sodann, ob wirklich der Pietismus besonders geeignet und fähig sei, der Unsittlichkeit einen Damm entgegenzusetzen oder sie ganz zu beseitigen? Diese beiden Fragen sind es, die wir zu beantworten suchen wollen.

Wir müssen zunächst aussprechen, was wir hier unter Pietismus verstehen. Wir verstehen darunter nicht blos jene Erscheinung, die mit Philipp Jacob Spener am Ende des 17. Jarhunderts auftrat und der Orthodoxie, welche als das alleinige evangelische Christentum gelten wollte, ein Christentum der Frömmigkeit entgegensetzte. Wir erkennen vielmehr den entschiedenen sittlichen Ernst, von dem namentlich Spener selbst beseelt wurde, rückhaltlos an; verkennen auch nicht, daß der Gegensatz gegen die Orthodoxie wie die Hinweisung auf die Tiefen des Gemüts ein entschiedener Fortschritt zu Gunsten der über dem Buchstabenglauben unverantwortlich vernachlässigten Sittlichkeit war. Aber wir wissen ja, wie bald dieser in seiner Zeit wolberechtigte Pietismus in die Engherzigkeit und Einseitigkeit eines lediglich religiösen Lebens sich verlor und das ganze Christentum und die Sittlichkeit, die es for-

dert und fördern soll, nur in religiösen Uebungen und Woltätigkeits-Werken mit religiösem Anstrich sah, wie schnell er im großen und ganzen das Lager einer gewissen Freisinnigkeit das er dem Dogmatismus der Orthodoxie gegenüber aufgeschlagen, verließ und zum Feinde überging. Seitdem ist Pietismus im allgemeinen Sprachgebrauch die Bezeichnung geworden ebensowol für die orthodoxe Richtung, welche im Festhalten an dem Buchstaben von Schrift und Bekenntnis das Hauptstück des Christentums sieht, wie für eine weniger dogmatisch strenge, als sentimental gläubige Richtung, welche auf die religiösen Uebungen: Beten, Singen, Kirchengehen und Teilnahme an kirchlichen Vereinen zum Besten ferner oder naher Heiden das Hauptgewicht legt. Unter Pietismus versteht man heutzutage jede Richtung in Theorie und Praxis, welche ausschließlich das kirchlich-religiöse Element betont, möge sie sich nun in Secten von oft sehr verschiedenen Principien sondern, oder innerhalb der großen Kirchengemeinschaften durch die Einzelnen im Regiment, im geistlichen Amt, in den Gemeinden vertreten werden. Herrenhuter, Baptisten, Methodisten, Quäker, Altlutheraner pflegt man ebensowol pietistisch zu nennen wie die confessionalistischen Eiferer innerhalb der unirten Kirche, wie die Veranstalter von Gebetsversammlungen hier bei uns. Auch eine Vermittelungstheologie, welche nicht rückhaltlos auf dem Gebiete der Wissenschaft deren gesicherte Resultate mit ihren Consequenzen für die Umgestaltung von Theologie und Kirche anerkennt, wird sich den Vorwurf pietistischer Velleitäten gefallen lassen müssen.

Wir haben keine Veranlassung bei unserem Gegenstande von dem allgemeinen Sprachgebrauch abzugehen. Uns kommt es ja nicht darauf an die einzelnen Fälle von Unsittlichkeit, die etwa vorgekommen sind und Aufsehen erregt haben, den einzelnen Personen oder Fractionen zu imputiren, als vielmehr uns klar darüber zu werden, wie überhaupt dergleichen vorkommen kann gerade da, wo auf die Religion ein vorherragender Wert gelegt wird und uns aufmerksam darauf zu machen, ob nicht eben das, was wir als eine

besondere Schutzwehr der Sünde gegenüber empfohlen zu sehen pflegen, auch eine besondere Gefar ihr zn verfallen in sich schließe.

Dagegen haben wir in anderer Beziehung unsere Abweichung von dem Sprachgebrauch darzulegen. Unter Unsittlichkeit versteht man wenigstens häufig nur dasselbe wie unter Unanständigkeit, man lehnt das Wort mehr an „Sitte“ an als an „Sittlichkeit“. In Folge dessen denkt man gewönlich nur an eine Klasse von Sünden, an fleischliche Sünden und allerdings, mancherlei Vorkommnisse aus pietistischen Kreisen legen es nahe, in Zusammenstellung mit dem Pietismus gerade diese in's Auge zu fassen. Allein der wissenschaftliche Sprachgebrauch hat stets das Wort in weiterem Sinne gefaßt. Ihm ist Unsittlichkeit der Gegensatz zu Sittlichkeit und wie diese der Inbegriff alles Guten, so befaßt er unter jener alles Böse. Die Unsittlichkeit schließt jede Gestalt der Sünde in sich, ebensogut die Schwächlichkeit, Furchtsamkeit, Feigheit, Unentschlossenheit wie die Lüge, die Sinnlichkeit, die Lieblosigkeit. Der Ernst des evangelischen Christentums der Sünde gegenüber fordert, diesem Sprachgebrauch bei jeder Gelegenheit Anerkennung zu verschaffen. Für ihn handelt es sich immer nur um den strengen Gegensatz: sittlich oder unsittlich. Schon was nicht gut ist, ist unsittlich. Zwischengebiete können für einen entschieden sittlichen Sinn nicht zugegeben werden. Auch den Unterschied zwischen Sittlichkeit und Sitte gilt es immer mehr aufzuheben, alle Sittlichkeit zur Sitte zu machen, jede Sitte zur Sittlichkeit zu erheben. Nicht blos also das Verhältnis des Pietismus zu fleischlichen Sünden wollen wir besprechen, sondern zu den verschiedensten Gestalten der Sünde.

Prüfen wir zunächst das Moment des Orthodoxismus im Pietismus, so werden wir sehr bald auf das sittlich gefärliche stoßen, das ihm anhaftet. Die Orthodoxie hat mit ihrem entschiedensten Gegenteil, dem Rationalismus das gemein, daß, indem sie den Glauben als ein Fürwarhalten auffaßt, sie auf die Lehre, auf Ansichten, d. h. auf etwas das dem Gebiet der Erkenntnis, — wenn auch gewönlich einer nur mechanischen Verstandestätigkeit —

angehört, das Hauptgewicht im Christentum legt. Aber sie steht weit hinter ihm zurück dadurch, daß sie nicht als Ergänzung und Gegengewicht gegen die Einseitigkeit der Lehre, den sittlichen Wandel, das Leben fordert und dadurch, daß ihre Lehre nicht der Vernunft und deren wissenschaftlicher Erkenntnis sich unterwirft, sondern unter dem Namen des Glaubens sich geradezu gegenüberstellt.

Zunächst liegt dadurch auf der Hand, daß dieses blose Halten auf Lehre und Annehmen und Bekennen von Lehren und Ansichten als Hauptsache, sowol der Gesinnung und ihrer Pflege als der Vertiefung und Erwärmung des Gemüts als auch der Sorfältigkeit des Handelns Abbruch tut. Gerade die Gesinnung aber ist der innerste Herd aller Sittlichkeit und das Gemüt liefert die Wärme ihres Feuers und in dem Tun beruht die Eigentümlichkeit der Form alles dessen, was wir Sittlichkeit nennen. In der Gesinnung liegt der ware Glaube der Hingebung und in dem Gemüt hat die Liebe die Wurzeln ihrer Kraft und den Willen des Vaters im Himmel tun, setzt schon Jesus als die wesentlichste Forderung, die zu erfüllen sei. Die Orthodoxie närt alle diese Quellen und Kräfte der Sittlichkeit nicht, sondern läßt sie verdorren; fürt von ihnen ab, behandelt sie geringschätzig und verdächtigt sie. Aber sie närt auch nicht die Erkenntnis, die für jede tiefe Sittlichkeit ebenfalls unentbehrlich, für äußerliche sittliche Gesetzlichkeit, bei vollster intellectueller Durchbildung selbst Mängel der Gesinnung abschwächen kann. Vollendete Einsicht würde auch das Gute überall selbst im Interesse der Selbstsucht empfehlen. Die Orthodoxie aber mit ihrer Fernstellung und Fernhaltung des Glaubens von aller Wissenschaft, mit ihrem Kleben am Buchstaben, mit ihrem Pochen und Wertlegen auf das Wunderbare, mit ihrem Verkehren des Wunderbaren selbst in das Zauberhafte, mit ihrem Schmähen der Vernunft und Sichemancipiren von Gesetzen und Resultaten der Wissenschaft erfüllt ganz eigentlich das Goethe-Wort: „Verachte nur Vernunft und Wissenschaft“ und darum dürfen wir uns nicht wundern, wenn sich auch der Triumph des bösen Prin-

cips an ihr erfüllt, daß das Böse ihre Anhänger unbedingt erfaßt. Klarheit und volle Uebereinstimmung der Erkenntnisse gehört so notwendig zu allem bewußt-sittlichen Handeln, daß wer diese verschmäht, der Unsittlichkeit unvermeidlich entgegengefürt wird.

Endlich liegt gerade in der Beschaffenheit vieler von den Dogmen, auf welche die Orthodoxie ein Hauptgewicht legt, die große Gefar, daß ihre einseitige Betonung eine Stütze der Unsittlichkeit wird. Wer die Lehre vom Teufel und bösen Geistern zu einem Hauptdogma stempelt, ist wenigstens in Gefar bei der Sünde und ihrer Versuchung abzugehen von der für die Sittlichkeit so bedeutungsvollen Manung des Jacobus-Briefes: „Ein jeglicher wird versucht, wenn er von *seiner eignen* Lust gereizet und gelocket wird.“ Wer die Lehre von der Erbsünde einseitig faßt, verzagt leicht in dem persönlichen Widerstand gegen die Sünde. Wer die Versönung durch das Blut Christi und die durch Christi Verdienst gewonnene Gnade Gottes grob und fleischlich nimmt, und zur Anrechnung derselben nur das *Daranglauben* für nötig hält, nicht die mit dem Vertrauen auch den *Gehorsam gegen Gott* in sich schließende gläubige Hingebung, findet leicht den Trost der Vergebung auch one warhaftige Besserung und vernachlässigt die gründliche Umkehr. Und wer dann wieder Gott überwiegend nur als den furchtbaren Herrn und Richter kennt, in dem das Süneverlangen über der suchenden und barmherzigen Liebe steht, wendet als Motiv der Besserung wesentlich nur die Furcht an, welche nie zu einer waren Umkehr zu füren vermag. Wir verzichten auf eine weitere Detailirung. Wir fassen zusammen: die Orthodoxie im Pietismus hält mit ihrer Betonung blinder Rechtgläubigkeit von klar-bewußter Sittlichkeit fern, sie treibt dem Unsittlichen zu durch die Art wie sie einzelne Dogmen faßt und erschwert ware Besserung und innere Erneuerung.

Aber es ist doch nicht blos dieses orthodoxe Element, sondern es ist auch geradezu das Princip des Pietismus, welches in seiner Beziehung zur Unsittlichkeit in's Auge zu fassen ist. Der Pietismus will ursprünglich Frömmigkeit sein, aber fast von Anfang an

hat er tatsächlich statt jenes tiefinnerlichen der Gesinnung angehörigen, aus dem sittlichen Act der Selbstaufgabe hervorgehenden unbedingten Sichhingebens an Gott, das Suchen nach Frieden in Beschäftigung mit Gott als das Wesentlichste im Christentum ergriffen. Mit diesem Frieden seiner Seele sich beschäftigen und dazu mit Gott verkehren: das ist ihm doch unter allem was der Mensch tun kann, der Christ tun soll, das höchste, das letzte, worauf alles wieder hinauskommen muß, das eigentlich alles umfassende. Wir haben an einem andern Orte*) die Unentbehrlichkeit dieses religiösen Lebens für jeden sittlichen Menschen dargelegt, wir haben aber auch darauf hingewiesen, wie diese Eigentümlichkeit des religiösen Lebens gerade bedingt: daß es weder das allumfassende noch das höchste und letzte sein darf. Das Friedesuchen durch Verkehr mit Gott tritt in das Leben bei uns als Gebet, Lesen erbaulicher Schriften, Kirchegehen, Abendmalsfeier sowie in den mannigfachen Gestalten innerer Sammlung, Betrachtung, Prüfung des eigenen Selbst und der Dinge vor Gottes Angesicht. Diese Tätigkeiten sind es, welche auf evangelischem Boden das religiöse Leben ausmachen, und wir kommen in die nebelhafteste Unbestimmtheit wenn wir etwas anderes unter Religion verstehen. Aber alles dies erfüllt nur und soll nur erfüllen einzelne Zeitmomente, sowol aufgedrängt durch Leiden wie Freuden, Versuchungen wie Gewissensqualen, als in den Gang des Lebens sittlich eingeordnet zur Vermeidung der Friedensstörung, zur Sicherung des Friedefindens. Nimmer aber dürfen diese Mittel Selbstzweck werden und das ganze Leben ausmachen wollen. Wir haben an jenem Orte auf Krankheiten hingewiesen, in welche mit Notwendigkeit die einseitige, krankhafte Religiosität verfällt: den Quietismus, wo über der Beschäftigung mit Gott als dem höchsten und eigentlich einzigen, worauf der ware Mensch sein Herz zu richten habe, die gottgewollte Arbeit in der Welt und an sich selbst vernachlässigt wird, den Egoismus, wo mit dem Friedesuchen so Ernst gemacht wird, daß der Friede des eigenen

*) Vgl. „Religion und Christentum" Sechs Vorträge von Wilhelm Müller. Berlin 1870; F. Henschel.

Gemüts das ein und alles ist, worauf das Dichten und Trachten sich bezieht, bei allem Ausfüren des göttlichen Willens der letzte Zweck und Gesichtspunkt die Himmelslonsucht wird.

Der Pietismus verfällt in diese Krankheiten. Ihm sind statt der innerlichen Hingebung an Gott, die überall und in allem seinen Willen erlauscht und den zu treffen und zu tun für die höchste Aufgabe hält — Beten, Singen, Kirchenbesuch und der stille Verkehr mit Gott persönlich wirklich von allem was der Mensch tun kann, das höchste und letzte; für ihn ist statt der Wirksamkeit der Liebe vielmehr der Friede des eigenen Gemüts Ziel und Zweck. Er verabsäumt die Manung Jesu: am ersten überall zu trachten nach dem Reiche Gottes, dem Gemeinschaftsleben aus Gott und nach Gottes Willen, nach Gottes Gerechtigkeit, nach vollendeter Erfüllung des ganzen Willens Gottes, und die Verheißung: daß dann das andere alles zufallen werde. Er verfällt der Gefar, welche der Religion als solcher überall anhaftet, wo sie nicht auf den Boden des christlichen Gottesbewußtseins und seiner unvermeidlichen sittlichen Forderungen gestellt wird, nämlich der Selbstsucht.

Und damit ist allerdings die Tür zu jeglicher Unsittlichkeit geöffnet; denn das Princip aller Sünden ist die Selbstsucht. Wird die berechtigte Sorge für unser Selbst zur egoistischen Sucht, so ist der Boden der Sünde betreten und es hängt nur von der gröberen oder feineren Begabung, von der Erziehung, von den Lebenskreisen und Umständen ab, welche Formen sie annimmt. Aber der Pietismus hat nach zwei Seiten hin vorzugsweise Versuchungen: mischt sich Selbstsucht in den Verkehr mit Gott, so entsteht jener bekannte lächerliche Dünkel und Hochmut, oder auch jene ungleich gefärlichere Herrschsucht, die von der Aufdringlichkeit an bis zum entschiedensten Hierarchismus steigt. Noch widerwärtiger kann die pietistische Genußsucht werden, die anfangs harmlose Gefülsschwelgerei, so leicht von dem Berauschen in geistlichen Empfindungen zu dem in oft sehr sinnlichen hinüberschwankt. Darin liegt der Schlüssel zu dem hart neben einander Vorkommen von crassesten Bußübungen und rohesten Ausbrüchen der Sinnlichkeit, aber auch

zu der so oft überraschenden und schmerzlichen Warnehmung, wie selbst fein angelegte und edel organisirte Naturen bei und an ernstestem Ringen nach Frieden sich verirren und verfürt werden können zu sittlichen Verstößen, an denen dann ihr Gewissen keinen Anstoß mehr findet.

Aber wenn der Pietismus nun nicht diese ebengezeichneten Formen annimmt, ist er dann etwa sittlich ungefärlicher? Mit nichten. Vielmehr diese Art des Pietismus braucht nicht erst zur Unsittlichkeit zu füren, sondern sie ist unsittlich, steht aber außerdem allerdings noch in Verwandschaft zu ganz bestimmten Sünden. Wer nicht die Anschauung der Orthodoxie teilt, daß blind glauben und bekennen die Hauptsache im Christentum sei und dennoch, wo diese oder jene Dogmen bezweifelt werden, das Christentum abspricht oder bestimmt formulirte Bekenntnisse zur Bedingung auch nur der Lehrtätigkeit in der christlichen Kirche macht; wer nicht Beten, Singen, Kirchengehen für das Wesentlichste hält und dennoch als warhaft christlich nur das erkennt, was irgendwie mit kirchlichen Formen und Formeln verknüpft ist: dem ist das Christentum als die auf dem eigenen durch Christus geschaffenen Boden aus dem Geist der Warheit und der selbstlosen Liebe sich aufbauende und vollendende Sittlichkeit noch nicht Lebensprincip geworden, d. h. er gehört noch dem Pietismus an, bewegt sich in einer unseligen Verworrenheit der Begriffe und Inconsequenz der Handlungen und diese Verworrenheit und Inconsequenz ist Unsittlichkeit. Es fehlt die Ganzheit des Characters, welche wesentlich zur Sittlichkeit gehört. Und dieser Mangel an Character verfürt sehr leicht zur Sünde. Er hat seinen Grund vielfach in Schwächlichkeit und Weichlichkeit, aber auch in Feigheit und Menschenfurcht, in Menschengefälligkeit oder Eitelkeit, in solchen Eigenschaften, welche warer Frömmigkeit, unerschütterlichem Gottvertrauen, Glauben vor allem an den heiligen Geist am meisten widersprechen; er ist aber besonders abschüssig zu einer der schlimmsten Sünden hin. Mit Unmännlichkeit und Unklarheit verbindet sich nur zu leicht die Unwarheit. Ein erschreckendes Beispiel wie weit die Beschönigung unsittlicher Hand-

lungen auf Kosten der Warheit nicht blos bei entschiedenen Orthodoxen und Pietisten, sondern auch bei solchen die eine Mittelstellung einzunehmen glauben, gehen kann, liefert ein Teil der Zeugnisse, durch die es gelungen ist, dem unseligen ehemaligen Berliner Licentiaten Preuß in Cincinnatie nicht blos zu einem gesicherten Lebensunterhalt, sondern zu einer gefeierten kirchlichen Stellung und zu der Verehrung eines Märtyrers rein um seiner kirchlichen Richtung willen zu verhelfen. Wir dürfen uns dann nicht wundern, wenn selbst in der Verbindung von Frömmigkeit und Lüge das große Publikum nichts auffälliges mehr findet. Die innere Unwarhaftigkeit, das künstliche Zurechtlegen und sich Durchwinden, wo der Zwiespalt mit der fortschreitenden Wissenschaft oder dem fortschreitenden Leben und einer Dogmatik und Kirchlichkeit, die man nicht verlassen will, ausgeglichen werden soll, ist der unvermeidliche Fluch jeder halben Stellung, aber auch das Vergiftende für jeden Keim der Sittlichkeit.

Die Unsittlichkeit steht also nicht blos in zufälliger Verbindung mit dem was Pietismus genannt wird, sondern sie hat die mannigfachsten Anknüpfungsfäden in allen seinen Gestalten. Daß damit nicht jeder, der einer dieser Gestalten angehört, als der betreffenden Sünde verfallen gebrandmarkt wird, ist schon im Eingang gesagt: der Mensch ist eben oft besser als sein System. Aber warnen darf doch diese sittliche Gefärlichkeit und ein großer Schaden wird durch diese Verbindung angerichtet. Je mehr der Pietismus sich als die ware Frömmigkeit und auch als das ware Christentum spreizt, desto geeigneter ist seine Verbindung mit Unsittlichkeit, die Frömmigkeit und das Christentum überhaupt bei den Nochnichtgewonnenen in Miscredit zu bringen, desto mehr discreditirt er auch den Wert der religiösen Uebungen. Das Wort: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen" ist zu sehr Allgemeinbesitz der christlichen Welt geworden, als daß nicht der Widerspruch von Tat und Leben gegen Wort und Grundsatz unmittelbar auch diese verdächtig machte.

Steht es aber so mit der eigenen Sittlichkeit des Pietismus so läßt sich schon abnehmen, daß er wenig geeignet erscheint, die Unsittlichkeit Anderer aufzuheben, der allgemeinen Unsittlichkeit Abhülfe zu gewären. Das was hierzu in erster Instanz wirksam ist, fehlt ihm: ein leuchtendes makelloses Beispiel, der persönliche Beweis der sicheren Kraft. Aber abgesehen davon sind auch die Mittel, die er vornehmlich anwendet und in Vorschlag bringt, keineswegs die angemessensten. Nicht das Wiederheraufbeschwören alter Bekenntnisse der Kirche, sondern Anerkenntnis der eigenen Sünden und Bekenntnis des Herzens vor Gott, nicht Glaube als Fürwarhalten von Dogmen, sondern tiefinnerste Selbstüberwindung, nicht die Fülle religiöser Uebungen, sondern das Zusammennehmen aller sittlichen Kraft ist vor allem zu raten und zur Bedingung zu machen, nicht blos für alles Friedenerlangen, sondern auch für alles Friedensuchen bei Gott. Aber auch nicht stehen zu bleiben ist, wenn es die wirkliche Aufhebung der Unsittlichkeit gilt, bei der Beschäftigung mit sich selbst und mit Gott. Sondern wie notwendig Reue und Buße, wie heilsam und unentbehrlich Gebet, Schrift, Gottesdienst zur Unterstützung der Besserung sind — so lange der Mensch allein um seine Person sich bekümmert, kommt er, weil aus der Selbstsucht, auch aus der Unsittlichkeit nicht heraus: die Sittlichkeit liegt im Leben und Schaffen für Andere und darum in der Liebe und ihrer Kraft: tätig sein und wirken wollen für die Seinen, das gerade Gegenteil der Beschaulichkeit, muß das Element sein, in welches wir hineinfüren, wenn wir die Sittlichkeit heben wollen; je mehr Jemand dem lebt, desto weniger fällt ihm auch nur ein, an dem seine Lust zu finden, was nur ihm selber dient.

Und endlich überhaupt nicht bei der Wirkung auf die Einzelnen gilt es stehen zu bleiben, sondern an dem Gemeinschaftsleben muß gearbeitet werden, wenn die Einzelnen gebessert werden sollen. Eine bessere Verfassung der Kirche, mehr Beteiligung intellectuell und sittlich durchgebildeter Laien an der schweren Arbeit der kirchlichen Seelsorge würde entschieden dem religiösen Leben viel mehr sittliche Kraft und Frucht verschaffen als alle pietistischen

Bemühungen die einzelnen Seelen zu bekehren. Doch auch sie wären lange nicht das einzige und ausreichende. Die fortgehende Besserung an den Staats- und an den Gemeindeeinrichtungen, die Entwickelung der Gesetzgebung, das Schaffen eines freien Volkslebens mit dem Recht und dem Bewußtsein der freien Persönlichkeit, das Herausbilden eines öffentlichen Gewissens durch unverbrüchliches Halten auf Recht und Gerechtigkeit sind das fortschreitende Sichdurchsetzen des Cristentums als Reich Gottes in der Welt. Und tief eingreifend ist und erst den sichern Grund legend jede wirkliche Besserung auch der materiellen Lage der Klassen, die aus Not so leicht die Beute der Unsittlichkeit werden, und zwar recht eigentlich materielle Hülfe one Nebentendenzen, one Hineinmischung kirchlich-religiöser Interessen. Denn das kann nur Heuchelei bei den Empfängern und Lieblosigkeit bei den Gebern großziehen. Genossenschaften für Volkswol, Volkswirtschaft und Volkserziehung sind viel sicherere Anstalten zur Aufhebung der Unsittlichkeit als Jünglings- und Jungfrauenvereine der inneren Mission. Darum ist die Förderung von Zucht und Sitte, von Unterricht, von Wissenschaft auf allen Gebieten das, was dem Teufel, als der Personification der Sünde, noch weit mehrere entzieht als die Verachtung von Vernunft und Wissenschaft ihm in die Arme fürt.

Wo bleibt da der Pietismus mit seiner Engherzigkeit, seinem Aufwand kleiner Mittelchen! Nein, nicht er, der selbst Kranke, sondern gesunde Frömmigkeit, welche an der rechten Stelle auch zur rechten Religion greift, und das Christentum, das volle, ganze, das selbst die vollendete Sittlichkeit ist wie die vollendete Religion, das sind die Heilmittel und Aerzte der Unsittlichkeit. —

Die Sünde.

Der Betrachtung des Glaubens an Gott, mit der wir unseren diesjärigen (1873) Cyclus von Vorträgen begonnen haben, reiht sich als notwendige Ergänzung die Betrachtung der Sünde an. Einerseits dürfen wir die Sünde one weiteres als das Gegenteil des Glaubens an Gott auffassen. Wie ihr Name eine religiöse Bezeichnung ist: „das zu Sünende", so ist ihre unmittelbarste Erklärung vom religiösen Standpunkt aus: Ungehorsam gegen Gott, Tun, was Gott nicht will, statt Sichhingeben an ihn, welches doch die ware höchste Bedeutung des Glaubens an Gott ist. Aber als Ergänzung erscheint uns ihre Betrachtung auch, sofern der Glaube an Gott wesentlich gegründet erschien auf dem Gottesbewußtsein als einer Mitgift des menschlichen Wesens und dieses wieder wesentlich sich als Gewissen documentirt. Denn das Gewissen, wie auch auf das Praktische und auf das Sittliche sich beziehend, hat doch im strengsten Sinne nur einen negativen Charakter: es sagt uns nicht geradezu, was wir tun sollen, was gut ist, sondern es warnt uns, wenn wir tun wollen, was nicht gut ist und straft uns, wenn wir es trotz der Warnung getan haben, d. h. es warnt uns vor dem Sündigen und straft uns, wenn wir gesündigt haben. Gerade die Unentrinnbarkeit dieser Gewissensstimme, wenn wir gesündigt haben, gerade die Unüberwindlichkeit der Furcht vor ihr, trotz aller materiellen Kräfte oder aller Geistesmacht, über die wir gebieten mögen, ist einer der schwerwiegendsten Beweise, daß das Gewissen, wie man immer historisch oder psychologisch es erklären möge, eine Stimme der Macht über alle Mächte, d. h. eine Gottesstimme ist; gerade

sie zeigt uns vornehmlich die Sünde als den Gegensatz von Gott. Wir dürfen uns gleich von hier aus nicht wundern, wie man lange vor dem Christentum, sobald die Schroffheit dieses Gegensatzes besonders kräftig in das Bewußtsein trat, dazu kommen konnte, die Sünde als einen Gegengott, als den Teufel hinzustellen, und indem man sie selbst als Person faßte, ihr ebenso ein Reich böser Geister zuzugesellen, welche in der Finsternis der geistigen und der materiellen Welt ihr Wesen trieben, wie man Gott als den Herrn der himmlischen Heerscharen sich dachte. Ergänzung endlich wird ihre Betrachtung auch insbesondere für die göttliche Wirksamkeit. Wo zuerst von dem Begriff Gottes, wo zunächst von dem Glauben an Gott die Rede ist, welcher überhaupt nur die Anerkennung eines göttlichen Wesens bedeutet, da lenkt sich unwillkürlich unsere Aufmerksamkeit auf die göttliche Wirksamkeit in bezug auf die Natur, die äußere Welt; das Verhältnis Gottes zu dieser klar zu machen, bleibt die erste Aufgabe. Aber sobald auch diese auf das geistige Wesen Gottes gefürt hat und sobald sie die Beweise der Anerkennung in dem Geiste des Menschen, insbesondere aber in den Triebkräften des sittlichen Lebens gefunden hat, tritt die Wirksamkeit Gottes auf das geistige Leben, auf die Leitung des inneren und äußeren Lebens der Menschheit und des Menschen, in den Vordergrund. Gilt es aber diese Wirksamkeit zu verstehen, dann drängen sich unzurückweisbar gerade die Fragen auf, die mit der Sünde zu tun haben. Wie kann die Sünde in der Welt sein, wenn doch Gott der Regierer auch der geistigen Welt ist? Wie vermag es Gott die Welt zu regieren trotzdem die Sünde da ist? Wie verhält sich der Mensch in seiner Stellung zur Sünde zu diesem göttlichen Regiment? Was tut Gott und was hat er getan, um diesen Gegensatz gegen sein eigenes Wesen, die Sünde, in der Menschheit besiegen zu lassen? Das alles sind Fragen, die gelöst werden müssen auch um des Glaubens an Gott willen, aber die uns freilich auch sehr tief einfüren in Theorie und Praxis des Lebens in der Welt, die auch auf dem Gebiet der Sittlichkeit des Menschen eine

Hauptstelle einnehmen und die schließlich überleiten zu jenen Betrachtungen Christi, welche die nächsten Vorträge beschäftigen werden.

Es geht der Sünde änlich wie Gott; viele Menschen wollen nicht gern von ihr hören. Fehler, Schwächen, Versehen lassen sie wol zu, aber der Ausdruck Sünde ist ihnen zu stark. Sündhaftigkeit der menschlichen Natur, Macht der Sünde in der Welt, im Menschen erscheint ihnen wie eine Uebertreibung; die Betonung einer Notwendigkeit der Reue und Buße als ein Kennzeichen krankhafter Frömmigkeit, pietistischer Sinnesart. Und dies geschieht nicht blos in factisch von der Sünde überwiegend regierten Kreisen, bei ganz besonders sittenlosen und gewissenlosen Menschen, sondern auch in der respectablen Gesellschaft, von Persönlichkeiten, die es im Leben mit der Sittlichkeit ernst nehmen. Aber es geht andererseits der Sünde besser als Gott. Auch da, wo man sich so gegen ihren Namen auflehnt, ja viel tiefer hinab, selbst in Kreisen, in denen man sich factisch ihr hingegeben hat, wird sie doch in ihren einzelnen Gestalten viel mehr und viel häufiger als Gott in seiner Wirksamkeit anerkannt, ja wird sie verurteilt und bekämpft. Schon die, welche, one von der Kirche, vom religiösen Leben, von dem Glauben an Gott, von der Predigt der Buße etwas zu erwarten, die Notstände des Volkslebens auf ganz anderen Wegen meinen heben zu sollen, weisen doch als auf die Hauptursachen, die aufgehoben werden müßten, auf die Trägheit hin, auf die Unordentlichkeit, auf die Lüderlichkeit, auf Trunksucht u. s. w.; wenn davon nicht gelassen würde, sei nicht zu helfen. Aber auch der Socialist, der etwa den Begriff der Sünde ebenso wie den Gottes verwirft, ist unerschöpflich in Anklagen des Uebermuts, der Prasserei, der Ungerechtigkeit, der Härte, der Grausamkeit der Besitzenden. Der Schwindler brandmarkt die Unredlichkeit seines Genossen, von dem er übervorteilt ist. Der pietätsloseste Vater klagt die Undankbarkeit seines Sones an, von dem er verlassen wird. Jeder richtet, verdammt, erklärt für unverzeihlich, für die Wurzel alles Schlechten,

für die Ursache alles Elendes bald diese, bald jene Eigenschaft, Gewonheit, Tat nennt sie schlecht, böse, will nichts geschmälert wissen von der Last ihrer Schuld und tut doch damit nichts anderes als daß er Zeugnis ablegt für die Sünde, ihre Schlechtigkeit, ihre Macht, ihre Furchtbarkeit, ihre Verderblichkeit. Weder für den Ernst, noch für die Freundlichkeit, Gütigkeit, Vaterliebe Gottes wird auch nur der hundertste Theil der Zeugnisse abgelegt, wie täglich für die Sünde.

Sie muß also doch ein sehr großes Feld einnehmen im menschlichen Leben; sie muß sehr viel verbreiteter sein, als die Frömmigkeit. Oder sind etwa jene Zeugnisse nicht war? entspricht ihnen nicht die Wirklichkeit? Abgesehen von gelegentlichen Ausnahmen der Verleumdung, der Heftigkeit, Erbitterung des leidenschaftlichen Hasses — die uns sofort wieder neue Sünden als Tatsachen vorfüren — treffen die meisten jener Beschuldigungen die Sache. Oder ist ihrer Macht, ihrer Furchtbarkeit, ihrer Verderblichkeit zu viel beigelegt? Auch hier mögen Verblendung, Uebertreibung, Verzagtheit — wieder neue Sünden — hin und wieder vergrößern, im großen und ganzen bleibt es unwiderlegbar, daß, wenn der Mensch nicht besser wird, auch seine Zustände nicht gut werden können, daß „der Uebel größtes die Schuld", daß „die Sünde der Leute Verderben" ist.

Wir wollen gerade bei dieser letzten Warheit noch einen Augenblick verweilen, weil sie uns noch einmal den Zusammenhang der Begriffe Sünde und Gott vor die Augen fürt und zwar auf dem Gott insbesondere geweihten Gebiete der Religion. Alle Religion ist Verkehr mit Gott um des Friedens willen. Nun wird der Friede nicht blos durch die Sünde zerstört; nicht blos das unruhige Gewissen, auch das tiefbekümmerte Herz sucht Ruhe bei Gott: betet zu ihm, forscht in seinem Wort, sucht Zuflucht in seinem Hause. Und doch wird gerade dieses vor Gottes Angesicht Treten wesentlich immer endigen in demütiges Sichbeugen unter seine Hand, in Bitten um Vergebung unserer Schuld, in Danken für seine unverdiente Gnade. Warum? weil auch von jenen Uebeln und Schmerzen, unter denen wir leiden, der bei weitem größte Teil

wieder verursacht ist oder zusammenhängt mit der Sünde bei uns oder bei andern; weil die Unfähigkeit uns selbst zu helfen oder in der Welt Hülfe zu finden, so oft uns nur den Beweis liefert von der auch die Macht des Menschen in Natur und Leben hemmenden und zurückhaltenden Gewalt der noch unter ihnen herrschenden Sünde; weil ungebändigter Schmerz, Fassungslosigkeit, Verzweiflung, Nichtfindenkönnen von Ergebung, von Gottvertrauen auch bei nicht verschuldeten Leiden selbst Sünde sind. Je warhaftiger es daher einer Religion um den Frieden des Gemüts, die innere Einigkeit und Harmonie in sich mit Gott, mit der Welt zu tun ist, um so ernster wird sie es mit der Sünde nehmen. Die eigentümliche Stellung, welche in den religiösen Acten innerhalb des Christentums außer Gott auch Christus einnimmt, beruht wesentlich auf seiner Stellung als Erlöser von der Sünde, wie umgekehrt die hervorragende Bedeutung, welche die Sünde bei unserem religiösen Verkehr mit Gott hat, die christliche Religion so unabweislich zur Quelle der Sittlichkeit macht. Für die Beurteilung, welche in der neuesten Schrift von David Strauß: „der alte und neue Glaube", das Christentum und die Religion finden, ist nichts so bezeichnend, als die außerordentlich kurze und leichte Abfertigung des Begriffes und der Tatsache der Sünde. Wenn dem Verfasser das Bewußtsein von diesem „größten Uebel", wie es einer der von ihm als Ersatz der Bibel empfohlenen Dichter nennt, recht aufgegangen wäre, wenn ihm die Hebung dieser schwersten Not bei sich und bei dem Volke warm am Herzen läge, wäre er warscheinlich zu anderen Ergebnissen gekommen.

Allein nach diesen Anknüpfungen an das populäre Bewußtsein, an die Erfarung, an das religiöse Gebiet tritt uns um so dringender die Frage nach dem Begriffe der Sünde selbst nahe und zwar zunächst wieder losgelöst von dem, wie wir gesehen haben, mannigfach bestrittenen Gebiet der Religion und des Christentums, um freilich nachher wieder desto entschiedener auf dasselbe zurückzukehren. Was ist die Sünde?

Auch hier wollen wir zunächst einen sehr verbreiteten Irrtum

beseitigen, nämlich den: daß die Sünde identisch sei mit der Sinnlichkeit. Dieser Irrtum tritt der Sinnlichkeit zu nahe und schränkt das Gebiet der Sünde ungebürlich ein. Nur wer den Teufel für den Schöpfer eines Teiles der Welt hält, könnte das Sinnliche mit seinen Trieben und Tätigkeiten auf ihn zurückfüren, es one weiteres für Quell oder Wirkung der Sünde erklären. Wer Gott allein für den Schöpfer, Erhalter und Regierer aller Dinge gelten läßt, muß auch die sinnliche Welt, den sinnlichen Leib, die sinnlichen Triebe als seine Wirkungen und Gaben ansehen und kann sie nicht für an sich sündlich halten. Vielmehr erscheint die Verkennung des Sinnlichen in Undankbarkeit, die Misachtung desselben, noch mehr das Mishandeln, Herunterbringen, Abtödten des Sinnlichen, wie wir es in der Ascetik außerhalb des Christentums und in der katholischen Kirche als besonders verdienstlich auftreten sahen, selbst als Sünde. Das Sinnliche ist unentbehrlich als Träger, Stoff, Werkzeug der Geistigen und seine Pflege ebenso etwas göttlich Gewolltes wie die des Geistes. Andererseits, wenn Sünde und Sinnlichkeit sich decken, gibt es zwar einige sehr hervortretende, aber im ganzen außerordentlich wenige Sünden in der Welt. Außer den mancherlei Sünden der Wollust nämlich nur noch die in Essen und Trinken teils durch Ueberschreitung des Maßes, teils durch Ueberschätzung der Qualität in Feinschmeckerei und dann jene Faulheit, die in übermäßiger Liebe zur Ruhe und Bequemlichkeit des leiblichen Lebens besteht. Was nicht unmittelbar sinnlichen Genuß schaffte, wäre dann nicht Sünde, auch dann nicht, wenn es um dieses Genusses willen auch gelegentlich unternommen würde. Selbst Verbrechen, wie Mord und Diebstahl, fallen dann aus dem Bereich der Sünde heraus: mit wie viel sinnlicher Unlust in Anstrengung und Kampf werden sie oft unternommen! Die Lüge fände keine Stelle in der Sünde. Das ganze weite Gebiet der Lieblosigkeit von den geselligen Rücksichtslosigkeiten an bis zu jenen vielleicht noch schwereren Verbrechen als brutaler Mord, bis zu den geistigen Mishandlungen in dem Heiligtum häuslichen Lebens wären von Sünde freigesprochen.

Und doch haben wir nur an diese letzten Reihen von Sünden anzuknüpfen, um zu ihrem Wesen zu kommen. Die Sünde ist die Selbstsucht. Nur für sich sorgen, nur an sich denken, nur nach sich fragen, sich zum Mittelpunkt der ganzen Betrachtung und Behandlung der Welt und des Lebens machen: das heißt sündigen. Um dieser Selbstsucht willen sind die Sünden der Sinnlichkeit Sünden. Der Wollüstling sucht in schnödem Misbrauch des Wortes Liebe nur seinen fleischlichen Genuß; auf das furchtbarste Schicksal, dem sein Opfer vielleicht entgegengeht, kommt es ihm nicht an. Der Trunkenbold fragt nicht nach dem Ruin seiner Familie, wenn er nur seiner Leidenschaft frönen kann. Dem Faulen ist es gleichgültig, welche Aufgaben für das Wol der Gemeinschaft oder Einzelner liegen bleiben, wenn er nur in seiner Bequemlichkeit nicht gestört wird. Aber dasselbe gilt von der Uebertretung der Gebote: Du sollst nicht tödten, Du sollst nicht stehlen. Ob aus den der Sinnlichkeit verwandten Gelüsten der Grausamkeit, ob aus Rachsucht, ob aus Habsucht der Mord geschehe, oder im letzteren Fall der Diebstahl: immer ist die Befriedigung der eigenen Person und ihres Begehrens das schließlich Bestimmende. Gerade die Lüge ist der ganz besonders verwerfliche, mit allen Mitteln der Zucht zu verfolgende Fehler, welcher nicht als heitere Erfindung andere ergötzen will, sondern durch welchen gelegentlich auch die der Verehrung nächsten Persönlichkeiten hintergangen werden sollen, nur damit der, welcher gefehlt hat, sich selbst von der Strafe befreie. Aber von dieser Erfassung der Sünde aus verschärft sich auch der Blick für die Weite ihres Gebiets. Nicht erst die Herrschsucht des Tyrannen, die unersättliche Ruhmsucht des Eroberers, der Ehrgeiz des Prätendenten, die weder Gut noch Blut achten, um zu ihren Zielen zu kommen, auch die kleinliche Eitelkeit, die mit äußerlichem oder geistigem Prunk nach Beifall jagt, der Hochmut und Dünkel, der sich über andere erhebt, erscheinen als Sünde. Nicht minder die Trägheit, welche sich auch aus geistiger Ruhe nicht aufrütteln will: die Trägheit des Denkens und Ueberlegens, der Mangel an Besonnenheit, der Leichsinn, die Flüchtigkeit. Indem

die Liebe unter den Menschen die zwiefache Beziehung hat: auf die Gemeinschaft und auf die Einzelnen, wird jeder Mangel an Gemeinsinn zur Sünde, mag er nun als Gleichgültigkeit gegen Haus, Volk, Kirche bei Gelegenheiten, die Anstrengung und Opfer fordern, auftreten oder als Vernachlässigung unserer geordneten Berufspflichten; nicht minder jeder Mangel an Woltätigkeit, Barmherzigkeit, ja Wolwollen gegen andere. Ueberhaupt gesellt sich zu der ganzen Fülle der sogenannten Begehungssünden die nicht geringere der Unterlassungssünden. Das positive Gute auf allen Gebieten des Lebens, an denen wir Anteil haben, nicht gewollt, nicht aufgenommen, nicht gefördert zu haben, oder nicht jedes davon so gut, so vollendet wie wir es konnten und sollten ausgefürt zu haben, empfinden wir als Sünde, weil wir immer uns anklagen müssen, daß unsere Liebe noch nicht warm und kräftig genug gewesen, um jede Aufgabe zu sehen, als unsere Aufgabe zu erkennen, alle Hindernisse in uns und um uns soweit irgend möglich zu überwinden. Geht endlich alle Liebe über die Menschen und über das Irdische hinaus, geht sie, ihrem Wesen entsprechend, auf das Ewige, auf Gott hin: so wird auch der Mangel an Begeisterung für die Warheit, für das Schöne nicht weniger wie für das Gute und den Menschen Heilsame uns auf das Gewissen fallen und mit der Selbstanklage, daß wir Gott vernachlässigt haben, daß wir ihn nicht gesucht, nach seinem Willen nicht genug gefragt, seinen Beistand bald, bald seine Vergebung nicht genug erbeten, seine Hülfsquellen nicht genug benutzt, daß wir die zalreichen Gaben seiner Freundlichkeit und Güte nicht dankbar genug anerkannt, daß wir unter Lasten, Leiden und Schmerzen uns nicht völlig ihm ergeben, nicht unerschütterlich auf ihn vertraut haben, werden wir unwillkürlich zu dem Geständnis wieder zurückkehren, daß alle Sünde gerade dadurch, daß sie aus der Selbstsucht stammt, Gegensatz gegen den Glauben an Gott ist, weil der Glaube völlige Hingebung von Herz und Leben, und weil Gott selbst nichts anderes als die Liebe ist. Die Forderung eines sehr umfassenden, sehr tiefgehenden Sündenbewußtseins ist nicht krankhaft pietistisch, ist auch nicht specifisch

religiös-christlich, sondern ist, psychologisch begründet, einfach Forderung ebenso der Wissenschaft wie der Sittlichkeit.

Und diese Erfassung der Sünde als Selbstsucht gibt uns nun auch den Schlüssel zur Lösung der Frage: wie in einer von Gott geschaffenen Welt die Sünde hat entstehen können und wie sie unter seinem Regiment bestehen kann.

Was ist denn die Selbstsucht? Sie ist nichts anderes als was sich in der außermenschlichen Welt durch die ganze Natur, in der ganzen Reihe der Geschöpfe findet, und zwar nicht als etwas Schlechtes, sondern als etwas Gutes. Ja sie erfüllt uns mit ganz besonderer Bewunderung der Einfachheit und Weisheit des göttlichen Weltregiments. Wenn wir immer zu der Grundwarheit zurückkehren müssen, daß Gott die Natur nicht anders regiert als mit der Naturordnung, nicht durch gelegentliches wunderbares Eingreifen, sondern in dem Verlauf und durch den Verlauf ihrer Gesetze, nach welchen alles in ihr wird und sich entwickelt und verwandelt, so sehen wir die erhaltende Tätigkeit Gottes in nichts anderem als darin, daß er jedem Dinge, jedem Geschöpf den unbedingten, unbeschränkten Drang und Trieb eingegeben hat, sich selbst zu erhalten, sein Leben und seine Eigentümlichkeit durchzusetzen, festzuhalten, zu erweitern und zu verbreiten, seinen ganzen Inhalt an das Tageslicht zu bringen, und darum auch, wo Bewußtsein ist, zu genießen. Gerade das Schrankenlose, das Rücksichtslose in diesem Trieb, nicht blos Berücksichtigen seines Selbst, sondern recht eigentlich Selbstsucht, sich wie den Mittelpunkt des ganzen Weltalls behandeln, als ob nichts weiter existirte und gleichgültig, ob alles andere darüber unterginge, gibt die Energie des Lebens in der Natur und indem jedes Ding und Geschöpf in gleicher Weise verfärt, haben wir allerdings jenen Kampf um das Dasein, der die notwendigen Schranken aufdrängend, dennoch schließlich zu der schönen Ordnung der Welt fürt. Nach diesem Triebe saugt die Pflanze Feuchtigkeit aus Luft und Erde so viel sie erhalten kann und streut aus der geöffneten Kapsel ihren Samen umher, unbekümmert, ob neben ihr etwas anderes wachsen soll als sie selbst. Nach diesem

Triebe vernichtet das Tier Pflanzen oder auch Tiere zu seiner Narung und sucht sich in seiner Gattung zu erhalten und zu vermehren. Und wir sehen diese Selbstsucht nicht etwa wie einen Fehler an, sondern wir danken gelegentlich Gott dafür: der Ackersmann, wenn er von seiner Sat, der Gärtner, wenn er dadurch von einer beliebten Blume reichen Ertrag erhält, der Viehzüchter, wenn seine Herde dadurch sich vermehrt und gedeiht. So ganz und gar nicht erscheint uns hier die Selbstsucht weder als etwas Uebles noch als etwas Böses.

Ja bis in das Menschengeschlecht hinein setzt sich diese Auffassung fort. Wir freuen uns und danken Gott, wenn unser Kind in der vollen Gesundheit an Körper und Geist nach allem greift, jedes sich anzueignen sucht, was ihm gefällt, wenn es sich wie ein Herr der Welt fült, dem alles nur zu dienen da sei, was in seine Nähe kommt. Aber diese Freude hört auf, sobald das Werk der Erziehung beginnt, d. h. sobald wir aus diesem Naturwesen das, was den Menschen zum Menschen macht, zu entwickeln unternehmen. Nun setzen wir alle unsere Kraft daran, diesen Trieb zurückzudrängen, einzuengen, ja das Schrankenlose, dasselbe, das was ihn zur Sucht macht, auszurotten. Warum das? Weil mit dem Menschen ein neues Gebiet in der Schöpfung beginnt und weil das Eigentümliche dieser neuen Gattung in dem Gegenteile dieser Selbstsucht besteht.

Man kann das Eigentümliche der Gattung Mensch in verschiedenem finden: in der Vernunft, in der Freiheit; wir möchten als das bei weitem Eigentümlichste den bisher genannten Geschöpfen gegenüber das hervorheben: daß der Mensch Gemeinschaftswesen ist. In aufsteigender Folge sehen wir die Geschöpfe, je edler, desto abhängiger von ihresgleichen werden: der Schmetterling, aus der Puppe befreit, streicht die Flügel und fliegt davon, weder Vater noch Mutter bedürftig; das junge Pferd närt sich wenigstens Monate lang von der mütterlichen Milch: aber der Mensch, die Krone der Schöpfung, ist das hülfloseste aller Geschöpfe. Nur durch die sorgsamste Pflege überhaupt am Leben er-

halten, bedarf er Jare lang der Schritt für Schritt wachenden Treue der Gemeinschaft, um auch nur körperlich zu gedeihen; geistig wird er Cretin one Erziehung, und je mehr er erzogen ist, desto mehr haben die Beziehungen zu der Gemeinschaft zugenommen, mit desto zalloseren Fäden ist er ihr verbunden. Darum ist er aber auch für die Erhaltung seines eigentümlich menschlichen Wesens, für die Erreichung seiner Bestimmung an die Gemeinschaft gewiesen und gebunden: er ist nur Mensch, sofern und soweit er durch den Gemeinschaftssinn sich bestimmen läßt.

Dieser Gemeinschaftssinn aber ist dem Menschen ebenso wie der Trieb der Selbsterhaltung angeboren: es ist die Fähigkeit zur Liebe, welche ihrerseits freilich nicht ein bloser Sinn oder Trieb, sondern eine Tugend ist. Die Entwickelung dieser Fähigkeit ist Sache der Erziehung einerseits, der eignen Anstrengung und Arbeit andererseits. Bleibt in diesem Entwicklungsgange der Mensch zurück, setzt er darin aus: so sündigt er. Läßt auch er sich noch allein oder vorwiegend oder überall in letzter Instanz durch die Rücksicht auf sich selbst bestimmen und entscheiden, bleibt auch bei ihm diese Rücksicht eine alles überwindende Macht, ist sie auch bei ihm noch Sucht, so fällt er von der Eigentümlichkeit seiner Gattung ab und degradirt sich zu den niederen Geschöpfen. Weit entfernt, daß, wie eine leichtfertige Rede sagt, „die Sünde ja so menschlich sei," ist sie vielmehr das Gegenteil des Menschlichen, der Abfall vom Menschen. Dagegen hat diese Rede insofern allerdings ihre Richtigkeit, als aus dem beschriebenen Hergang hervorgeht: daß die Sünde nichts anderes als des Menschen eigene Schöpfung ist. Nicht Gottes: denn die Selbstsucht, von ihm allen Geschöpfen und so auch dem Menschen mitgegeben, ist auch hier das unentbehrliche Mittel der Selbsterhaltung; nur nicht mehr als Sucht, als alleiniger und alles beherrschender Trieb — diese Sucht wirkt vielmehr auf den Einzelnen wie die Gemeinschaft zerstörend — sondern in jener Schranke, welche der ebenfalls von Gott dem Menschen eingepflanzte Gemeinschaftssinn fordert, damit über der blos sinnlichen Welt eine geistige Welt sich aufbauen könne, die jene selbst wieder weiter bildet und verklärt und

zu ihrer Bestimmung fürt, und die eben die Welt des menschlichen Gemeinschaftslebens in seinen mannigfachen Gebieten ist. Daß aber das Maß dieser Beschränkung der Selbstsucht durch den Gemeinschaftssinn in jedem einzelnen Fall nicht auch dem Menschen unwiderstehlich eingeboren sei, daß Gott nicht auch die Möglichkeit sich von Selbstsucht leiten zu lassen, dem Menschen genommen habe: das liegt in dem Wesen des Gemeinschaftssinnes, Liebe zu werden und als Liebe in das Leben zu treten. Liebe ist der Gegensatz von Zwang; Liebe ist untrennbar von Freiheit und eigenster persönlichster Selbstbestimmung; Liebe bekundet sich als vorhanden im Menschen gerade durch Ueberwindung des Selbst, besteht nur in jenem immer neuen Sichzurücksetzen hinter andere und hat ihre höchste Vollendung in der Selbstaufopferung. In der Ausgleichung von Liebe und Selbstsucht verläuft die Sittlichkeit. Fragen: warum Gott dem Menschen nicht die Liebe als etwas Notwendiges aufgedrungen, warum er ihm die Fähigkeit der Selbstsucht zu folgen und dadurch zu sündigen, gelassen habe, heißt fragen: warum Gott überhaupt Menschen habe in das Dasein treten lassen, warum eine sittliche Welt über der natürlichen aufgebaut.

Wir haben diese Anschauung von der Entstehung der Sünde unabhängig von der Berufung auf eine Religion oder auf das Christentum entwickelt, aber sie hängt nicht blos auf das engste zusammen mit dem erst durch Christus gekommenen Geiste, sondern sie findet auch ihre mannigfachsten Beläge in der heiligen Schrift. Die classische Stelle im Jacobusbrief:*) „Niemand sage, wenn er versucht wird, daß er von Gott versucht werde, denn Gott ist unversuchbar zum Bösen und versucht auch niemand; sondern ein jeglicher wird versucht, wenn er von der eigenen Begierde gezogen und gelockt wird; dann gebiert die Begierde, nachdem sie empfangen hat, die Sünde", weist eben so entschieden die Entstehung der Sünde durch Gott ab, spricht kein Wort von einer Entstehung durch den Teufel, verlegt positiv die Urheberschaft in den Menschen

*) Jacob. 1. 13—15.

und läßt sie aus „der eigenen Begierde" hervorgehen. Die Vorstellungen von dem „Ebenbild Gottes", nach welchem wir geschaffen, schon im A. T., von dem „göttlichen Geschlecht", dem wir angehören, von dem Beruf zur „Gotteskindschaft" im N. T., zusammengenommen mit der Auffassung, daß Gottes eigentümlichstes Wesen gerade „die Liebe" sei und mit der Zusammenfassung des ganzen Zweckes der Erscheinung Christi: „das Reich Gottes", d. h. ein Reich der sittlichen Güter über und mit allen irdischen schon auf Erden zu bauen, entsprechen wesentlich jenen Anschauungen.

Es drängt sich nun aber die andere Frage auf, nämlich: wie Gott, gerade wenn er nicht der Urheber der Sünde ist, indem nun doch fortwärend durch die Menschen die Sünde in der Welt auftritt, diese Welt zu regieren vermöge? Dem Satz, daß Gott die Natur regiere nur nach und innerhab der Naturordnung, stellt sich ebenso unverbrüchlich der andere zur Seite: das er die Menschenwelt regiert nur in und nach der sittlichen Weltordnung. Stört ihn nun darin die vorhandene, immer wieder auftretende Sünde nicht? Die Antwort darauf gibt am besten die Erfarung. Der weltgeschichtliche Segen, welcher grade aus scharf und entschieden ausgeprägten Erscheinungen der mancherlei Sünden selbstsüchtigen Wesens immer wieder hervorgequollen ist und dessen unser eignes Volk sich erfreut in dem Zustandekommen des einigen deutschen Reiches, die aber auch im Einzelleben immer wiederkehrenden Beispiele, wo „die Menschen gedachten es böse zu machen, Gott aber hat es gut gemacht", weisen uns auf die große Warheit hin: daß auch die Sünde Gottes Absichten und Zwecke nicht aufzuhalten vermag, daß er in wunderbarer Weisheit vielmehr jede Sünde sofort mit hineinbaut in das Geschehen seines Willens; aufmerksame Beobachtung des eignen und des fremden Lebens um uns her wird diese Warheit bestätigen. Wem aber diese Erfarung nicht auch für alle Zukunft genügend erscheint, wer einwerfen möchte, daß die menschliche Freiheit mit ihrer Möglichkeit zu sündigen, doch vielleicht in weiterer Entwicklung Gestalten der Sünde aufstellen könnte, die absolut dem widerstrebten, sich einbauen zu lassen in den Fort-

gang des Guten, den weisen wir auf die andere Erfarung hin, daß die Fortentwicklung der Freiheit im großen und ganzen des Menschengeschlechts nicht geschieht nach der Willkür hin, sondern nach der Ordnung und Gesetzmäßigkeit hin. Es ist ein tiefsinniges Wort, mit welchem im Ev. Johannis Christus einmal die Gotteskindschaft beschreibt: „der Son kann nicht anders tun, denn das er siehet den Vater tun und alles was der Vater tut, das tut sogleich auch der Son.“ Das heißt: die Gotteskindschaft und damit die vollendete Sittlichkeit besteht darin, daß es dem Menschen unmöglich ist etwas zu tun, was wider Gott ist, also zu sündigen und daß es ihm zum unwiderstehlichen Drange wird Gott nachzuahmen, also das Gute zu tun. Und das ist grade der Entwicklungsgang des Gemeinschaftssinnes als Liebe. So wenig einerseits die Liebe anders zu denken ist denn als etwas Freies, ja als das Freieste, das aus persönlicher eigenster Bestimmung Handelnde, so liegt andererseits doch in der Liebe grade auch das alle Willkür Ueberwindende, und wie der Ordnung der Gemeinschaft und dem Wol des Geliebten sich unbedingt Unterwerfende, so auch grade der höchsten Liebe, Gott, sich willenlos Hingebende. Nicht Gott und den Gesetzen des Ewigen, welche auch die Gesetze der Natur und der Menschheit sind, gegenüber ungebunden sein heißt frei sein, sondern in Gott und seinen ewigen Gesetzen gebunden den Dingen und den Menschen gegenüber ungebeugt stehen: das ist die höchste Entwicklung der Freiheit.

Dieser Lösung entspricht endlich auch der Gang, den Gott der Sünde gegenüber bei den Menschen eingeschlagen hat und der wiederum kein anderer ist als der Gang der Weltgeschichte. Wir lassen das kirchliche Dogma von der Versönung in Christo, um der Widersprüche willen, die es gefunden hat, hier ganz außer Acht; aber wie Gott strafend, durch Uebel und Gewissensunruhe, die er der Sünde folgen läßt, den freien Menschen mant, der Weg der Sünde, welchen er eingeschlagen, sei nicht der vermeinte Weg zu Lust und Glück, sondern zu Unlust und Verderben, damit er, sich besinnend, umkehre; wie er es nicht hat fehlen lassen und niemals

fehlen läßt an Belehrungen, Ermanungen, Warnungen, Ermunterungen, an Beispielen und Vorbildern, so hat er in dem Gange menschlicher Entwicklung schließlich das Ideal des Guten aufgehen lassen in persönlicher Gestalt und als ein wirkliches Menschenleben. Wir dürfen alle Streitfragen, wie weit in der Wirklichkeit Christus voll und ganz dieses Ideal erfüllt habe, wie weit die Züge seines Lebens in der Ueberlieferung der Schrift geschichtlich oder verklärt dargestellt seien, bei Seite lassen: für unseren Zweck genügt es, darauf hinzuweisen, daß an seine Person und an seine Lebensgestalt ein solches Ideal des höchsten Guten, des Triumphs über die Sünde, der wirklichen Gotteskindschaft in der Menschheit tatsächlich sich angeschlossen hat und immer wieder belebt. Es wird dadurch gerade jene Anziehungskraft des Guten geübt, welche die innerste Neigung des Herzens für dasselbe gewinnt, welche die Lust an der Sünde schwinden und an ihre Stelle Widerwillen gegen dieselbe treten läßt. Und dies ist der geradeste Weg zu jenem Zustande, in welchem wir das Böse nicht mehr tun können und das Gute tun müssen. Und er hat mit der Erscheinung Christi und von ihm aus eine höchste und umfassende Gemeinschaft alles Guten aufgehen lassen: das Christentum als Reich Gottes auf Erden. Wie auch ein Reich ewiger Güter, idealer Mächte, ein Reich der Liebe, Warheit, Gerechtigkeit, des Friedens, der Freude, und insofern ein Reich „nicht von dieser Welt", so doch nicht mehr blos ein Himmel, ein Jenseits, in der Luft schwebend, sondern sich verkörpernd, verwirklichend in dem Gemeinschaftsleben der Menschen, im Hause, in Schule und Wissenschaft, in Staat und bürgerlicher Gesellschaft, in Kirche und religiösem Leben, in Geselligkeit, Gemeinschaften, welche das ganze menschliche Leben umfassen und an denen jeder irgend welchen Anteil nicht blos, sondern irgend welche Mitarbeit hat und haben soll. Je treuer nun diese Mitarbeit ist, je inniger und völliger die Hingebung an Bau und Ausbau dieser Gemeinschaften, desto mehr schwindet auch die Sünde. Nicht blos, daß ja alle diese Gemeinschaften als solche in ihren verschiedenen Gestalten sie bekämpfen und ihr den Raum entziehen, nicht blos, daß sein Anteil an der Kirche

und dem religiösen Leben einen Jeden auch immer wieder in sich selbst hineinfürt und ihn mit Ernst und Kraft auch der Sünde gegenüber auf's neue erfüllt: die begeisterte Hingebung an den Ausbau dieser Gemeinschaften, die Beschäftigung mit den mannigfaltigsten Gestalten des Guten in ihnen wird die Gedanken von der Sünde ableiten, wird den Versuchungen und Verfürungen zu ihr die Kraft nehmen, wird mehr und mehr das Gemüt mit so ganz anderem Inhalt auch des Strebens, des Begehrens, der Lust erfüllen, daß aller Geschmack an dem was nur der Selbstsucht und nur dem Sinnlichen angehört, verloren geht.

So ist denn allerdings das blose Predigen der Buße nicht ausreichend, um die Sünde zu überwinden; das Drängen auf sie allein gehört einem alttestamentlichen Standpunkt an, der höchstens bis Johannes dem Täufer reicht, innerhalb des Christentums aber in den krankhaften Gestalten katholischen und pietistischen Wesens wiederkehrt. Es bleibt als ein Teil und immer wiederkehrender Anfang jedes Besserungswerkes. Das Wesentliche aber ist das „Glauben an das Evangelium", das Christi Predigt mit dem „Tut Buße!" verbindet, d. h. die Hingebung an die Erscheinung der Gotteskindschaft und an das fröhliche Wirkungs- und Arbeitsleben des Reiches Gottes, die durch Christus gekommen sind und durch welche er sich als Erlöser von der Sünde bewiesen hat und immer wieder bewärt auch troß aller Verhüllungen dieser Gestalt in den Gestaltungen der Kirchenlehre.

Das Wunder.

Zu den wesentlichsten Bedingungen ihres Gedeihens, ja zu den Lebensfragen der Kirche gehört heute mehr als je ihr Schritthalten mit der fortschreitend sich entfaltenden Warheit der Wissenschaft und die Warhaftigkeit ihrer Geistlichen. Encyclica und Syllabus sind der Todtenschein der katholischen Kirche, wenigstens für ihr inneres Leben. Keine Unfehlbarkeit ihres obersten Bischofs kann das Vertrauen in die Warhaftigkeit derer retten oder ersetzen, welche jenen Schriften gemäß lehren. Und in der evangelischen Kirche ist es nicht anders. In diesem Sinne haben wir in diesem Jare (1872) die Themata unserer Vorträge aufgestellt, die Verträglichkeit der evangelischen Warheit mit der wissenschaftlichen, die Verträglichkeit der vollen Warhaftigkeit mit der Stellung evangelischer Geistlicher zu documentiren, Vorurteile, die sich auch gegen sie in dieser Beziehung erhoben haben, abzuwehren, nicht aber irgend Jemand zu provociren.

Zu den Fragen, an denen beides in hervorragender Weise sich zu bewären hat, gehört die über das Wunder. Das Wunder wird am allgemeinsten als unversönlicher Gegensatz zu den Resultaten der modernen Wissenschaft, insbesondere der Natur- und Geschichtswissenschaft, angesehen; für den Glauben an Wunder wird am häufigsten die unmittelbar bündige Antwort verlangt, ob Ja oder Nein. Allein, wenn die Sache so einfach wäre, bedürfte es keines Vortrags darüber. Auf die Frage: Glaubst du an Wunder? kann immer erst nach Beantwortung der Gegenfrage geantwortet werden: Was verstehst du unter Wunder?

Die gewönliche und allgemeinst verbreitete Auffassung von Wundern ist nicht blos die eines ungewönlichen, ja eines außerordentlichen Ereignisses, sondern eines in dem Sinne außerordentlichen, daß es gegen die Ordnung der Natur verstößt, daß es ihre Gesetze aufhebt; die oft gemachte Unterscheidung von Uebernatürlich und Widernatürlich ändert daran nichts: es handelt sich nicht um den Ursprung eines Ereignisses, sondern um seinen Eintritt in die Welt und ob es deren Gesetzen sich anschließt oder widerspricht. Aber es handelt sich auch nicht notwendig und immer um Taten Gottes; auch Teufelswunder sind geglaubt worden, auch von Menschen, von Zauberern wie von Heiligen werden sie berichtet. Doch schließt sich allerdings der Wunderglaube meist an den religiösen Glauben an, vom Schamanismus bis zum Christentum; auf Gottes Wirksamkeit werden auch die meisten Wunder durch Menschen zurückgefürt; ja es scheint mit der Frömmigkeit der Wunderglaube sehr innig verknüpft und es wäre unwar und ungerecht, jede Frömmigkeit bei der dies der Fall ist, als eine durchaus verworrene oder unreine zu bezeichnen: auch ein so lichtvoller Geist und ein so kindlich-reines Gemüt wie unser verstorbener Richard Rothe hat den Wunderglauben in seiner Frömmigkeit nicht entbehren zu können gemeint.

Das Wunder auch in jener die Naturordnung durchbrechenden Gestalt ist deshalb in der Religion so festgehalten worden, weil es mit dem Wesen Gottes und mit der Eigentümlichkeit des göttlichen Tuns specifisch zusammengehörig erschien. Abgesehen von allen tiefer gehenden Untersuchungen und Speculationen wurde das Wesen Gottes am unmittelbarsten überall erfaßt als die Macht über allen andern Mächten, als die Allmacht. Das jüdische Volk hatte die weltgeschichtliche Mission, die jüdische Religion das Verdienst, diesen Begriff Gottes zuerst am consequentesten erfaßt, ausgesprochen und durchgefürt zu haben. Daher der Eine, Ewige, Unsichtbare, daher auch die Uebertragung auf die Beherrschung des geistigen und sittlichen Gebietes: der Allwissende, der Heilige, der Gerechte. Er entsprach dem Bedürfnis der Frömmigkeit nach unbedingter Ab-

hängigkeit alles Irdischen vom Ewigen. Demgemäß erschien dann auch das göttliche Tun als das unbedingte und unbeschränkte. Er spricht und es geschieht, er gebeut und es steht da. Er ruft in das Leben und zieht seinen Odem wieder zurück. Aber er handelt auch in jedem Augenblicke, wie es ihm beliebt; er ändert das Vorhandene und greift ein in jede Ordnung des Bestehenden, für ihn gibt es keine Bedingung noch Schranke. Vielmehr das durch keine Natur- und Weltordnung in keinem Augenblick bedingte Tun, die auch Natur- und Weltordnung immer wieder durchbrechende Tat, ist das eigentlich Bezeichnende, das hervorstehende Merkmal des göttlichen Tuns: in dieser Beziehung das Wunder die Gott entsprechende Tat.

Allein dies Verhaftetsein des sogenannten absoluten Wunders mit dem göttlichen Wesen und göttlichen Tun gelingt one Störung der auch für die ungetrübte Frömmigkeit so bedeutungsvollen Harmonie zwischen dem Gottesbewußtsein und dem Weltbewußtsein doch nur so lange, als auch die Welt in ihrer Eigentümlichkeit noch nicht zur vollen Klarheit gekommen ist. So lange die einzelnen Erscheinungen des Natur- und Menschenlebens noch für sich nach Ursach und Wirkung und Beschaffenheit kein besonderes Interesse erregen; so lange der Verstand noch nicht die fürende Geistesmacht geworden ist; so lange die Erkenntnis einer festen Ordnung, einer Gesetzmäßigkeit in der Natur und in der Geschichte noch nicht aufgegangen ist — so lange wird keine scharfe Scheidung zwischen Natürlichem und Wunderbarem gemacht. Dasselbe erscheint jetzt als natürlich und selbstverständlich und morgen mit geringer Modification der Umstände als ein Gotteswunder. Das Wunder ist auch nichts Seltenes und Ungewönliches. Alle Tage kommen Wunder vor und für gewisse Persönlichkeiten und Klassen gelten sie ebenso als Regel, wie für das göttliche Tun. Von allen gottgeweihten, gottgesandten Menschen, von Sehern, Propheten, Priestern werden Wunder zur Beglaubigung ihres Zusammenhangs mit der Gottheit selbstverständlich vorausgesetzt und in Anspruch genommen. Namentlich, daß sie Hülfe leisten, wo Gott dem Menschen etwas angetan, in Krankheiten, insbesondere daß sie Körper und Geist befreien, wo

ein böser Geist sie in Fesseln geschlagen, daß Heilung von ihnen begehrt werde und ausgehe, ist so allgemein, daß der ärztliche Beruf zunächst und wesentlich überall mit dem Priester- und Prophetenberuf verbunden gedacht wird. Christus fragt die Pharisäer und Schriftgelehrten, woher denn ihre Schüler solche Heilwunder verrichten, wenn er sie nach ihrer Behauptung nur durch den Bund mit dem Obersten der bösen Geister verrichte? Nicht blos Verzückungen, Zungenreden, Weissagen, auch Heilen und Wundertun nennt Paulus unter den Gaben und Betätigungen des Geistes, die in der ersten christlichen Gemeinde im Schwange sind und zwar so sehr, daß sie in Ordnung und Schranken gehalten werden müssen. Wie reich sind die Märtyrererzälungen der ersten Christenheit an Wundergeschichten, wie reich die Heiligenlegenden des ganzen Mittelalters! Auch Luthers Anwendung des zweiten Gebots im Katechismus auf das Zaubern hat noch seinen Grund in dem geglaubten häufigen Vorkommen dieses, wie immer auch widergöttlichen doch wunderbaren Tuns, und die Gräuel der Hexenprocesse bis in das vorige Jarhundert hinein zeugen in ihrer Häufigkeit von der Gewönlichkeit des Wunders, wie von der noch immer bestehenden Unfähigkeit, Natürliches und Uebernatürliches auseinanderzuhalten.

Dennoch hatte auch hierin die Reformation bereits eine neue Richtung eingeleitet. Mit der Anerkennung des Christentums auch außerhalb der geheiligten Institution der Kirche, mit dem Aufhören der einseitig religiösen Anschauung der Dinge und des Lebens als der allein christlichen war eine neue Wertschätzung der Welt eingetreten. Nicht blos das weltliche und geistliche Schwert wurden auseinander gehalten, und jenes für ebenso gut göttlich erklärt wie dieses, sondern auch weltliches und überweltliches Wirken. Aus der Mystik tiefsinniger, aber auch verworrener Speculationen, die zugleich in alchymistischen Experimenten den Stein der Weisen und das Lebenselixir herzustellen und Gold zu machen sich abmühten, schied sich allmählich eine ruhigere, külere Betrachtung und schärfere Beobachtung der Vorgänge in der Natur. Gewisse Gesetze wurden immer sichtbarer, von denen die einzelnen Erscheinungen abhingen;

der Eindruck einer großartigen, wie immer mannigfaltigen und lebensvollen, dennoch festen und sicheren Ordnung der Natur und ihres Ganges drängte sich auf. Zudem hatten Copernikus, Galiläi, Kepler auch zu dem sichtbaren Himmel der Erde ein völlig anderes Verhältnis angewiesen, als ihr bis dahin zugeschrieben worden war. Nun begann man vorsichtiger und mistrauischer hinsichtlich der Wunder zu werden. Auch auf sie wandte sich der erwachte prüfende und untersuchende Verstand. Die Wunder der Gegenwart nahmen immer mehr ab, sie wurden bald als Täuschung und Betrug erkannt oder erklärt, der Glaube an sie als Aberglaube gebrandmarkt. Aber auch die Wunder der Vergangenheit entgingen der Sichtung nicht länger. Die des katholischen Mittelalters wurden alsbald auf dieselben Quellen zurückgefürt; mehr Mühe erforderten und erfuren die des christlichen und jüdischen Altertums in der heiligen Schrift. Mit der Mitte des 18. Jarhunderts vornehmlich war der sogenannte vulgäre Rationalismus geschäftig über diese Wunder Aufklärung zu verbreiten. Man ging davon aus, daß jeder Erzälung ein wirkliches einzelnes Ereignis zu Grunde liege und suchte durch Wegerklärung des nur hinzugekommenen Wunderbaren den wirklichen Hergang wiederherzustellen. Sehr viel Fleiß ist darauf verwendet, sehr viel Scharfsinn, aber noch mehr Flachheit und Torheit ist dabei zu Tage gekommen. Der Hauptfehler war der Mangel an historischem Sinn. Man beurteilte die alten Zeiten gerade wie die gegenwärtigen; man wußte sich in Charakter und Anschauungsweise der Entstehungszeit jener Schriften nicht zu versetzen, hatte sie auch noch nicht genügend durchforscht. Dadurch kam man fast notgedrungen vielfach zu denselben Erklärungsgründen zurück, mit denen man die andern Wunder abgetan hatte: Selbstbetrug, Täuschung Anderer, bewußte Herablassung und Anbequemnng oder Accommodation zu niedrigeren Standpunkten der Menge aus pädagogischen und politischen Rücksichten. Auch die Wolfenbüttler Fragmente des Professor Reimarus, deren Herausgabe unserm protestantischen Geistesvorkämpfer Lessing zu einem so siegreichen Feldzug gegen die anmaßende und

beschränkte Orthodoxie seiner Zeit und jeder Zeit Anlaß wurde, erheben sich nicht über dieses Niveau. Huldigt doch selbst Schiller in seiner Darstellung des Moses noch gelegentlich dieser Accommodations-Theorie! Andererseits war man nicht minder geschäftig, wenigstens die Wundermöglichkeit zu verteidigen. Nicht blos Theologen, auch Philosophen beschäftigten sich aufs neue eingehend mit Untersuchungen über die Art der göttlichen Weltregierung, um eine Durchbrechung auch der Naturordnung zu rechtfertigen. Auch die Naturordnung wurde als göttliche Ordnung anerkannt: aber nur das Meiste sollte ihr gemäß geschehen, einiges aber auch außerhalb derselben. Mit Recht ist dagegen erinnert worden, daß die Naturordnung, auf Gott zurückgefürt, doch nichts anderes bedeute, als gerade die Gesammtheit des in sich zusammenhängenden göttlichen Willens und daher neben dieser Gesammtheit noch einiges anzunehmen ein unvollziehbarer Gedanke sei*). Oder auch ein Vorbehalt Gottes wurde angenommen, gelegentlich über die Gesammtordnung hinauszugreifen: one zu bedenken, daß das der Ewigkeit alles göttlichen Wirkens und der Einheit seines Wesens widerstreite. Oder Gott sollte in den Wundern nur bei besonderen Veranlassungen den Naturproceß bald beschleunigen bald hemmen: obwol doch, was Gott gemacht, gut ist und darum ein Nachbessern ebenso unstatthaft für ihn wie ein Bereuen. Der Hauptgrund, die Zuläſsigkeit solcher Wunder, welche auch die Naturordnung durchbrächen, nicht faren zu lassen, blieb auch hier immer die Vorstellung von der göttlichen Allmacht, die nach wie vor als die Eigenschaft aufgefaßt wurde, nach der Gott in jedem Augenblick tun könne, was er wolle, mithin als der absolut ungebundene Wille oder vielmehr die Willkür: daß bei Gott Freiheit und Notwendigkeit keine Gegensätze sein dürfen, wurde nicht bedacht.

Aber hier liegt nun auch der erste Schritt zur Lösung der Frage. Getan ist er allerdings bereits mit dem Eintritt des Christentums in die Welt. Indem das Christentum den Begriff der All-

---

*) Alexander Schweizer: Christliche Glaubenslehre Bd. I, S. 205.

macht, unter dem Gottes ewiges Wesen zum Bewußtsein kommt, nicht blos in jüdischer Verständigkeit abstract nach der formellen Seite hin erfaßt, als den absolut ungebundenen Willen, sondern aus der innersten Tiefe des Gemüts und der Gesinnung nach seinem Inhalt, als die Liebe: setzt es allerdings auch diesem Willen eine Schranke. Auch Gott kann nichts anderes, ja kann nichts anderes wollen, als diesem seinem Wesen entspricht. Und gerade dieses Wesen der Liebe verträgt sich nicht mit dem Wechsel der Laune. Gerade dieses Wesen der Liebe, das einerseits auf Gemeinschaft drängt und andererseits erziehend sich ausprägt, diese Vaterweisheit in der Liebe fordert unabänderliche Ordnung, stätige und unabweichbare Entwicklung. Das Bewußtsein des Kindes kann sich die höchste Macht nur denken als unbeschränkte Willkür; das Völkerleben des vorchristlichen Altertums sah in dem Despotismus die Allmacht; wo die Allmacht sittlich gefaßt wird, hört Willkür und Despotismus auf. Das Aufgeben der Möglichkeit Gottes durch Wunder den Naturzusammenhang zu durchbrechen, ist ein Zeichen der sittlichen Erfassung seiner Allmacht.

Und damit hängt eine unendlich wichtige Bestimmung der göttlichen Tätigkeit, der Weltregierung durch Gott zusammen. Die richtig verstandene Allmacht duldet keinen Dualismus. Eine Unterscheidung, nach welcher nur einiges hin und wieder Gott, anderes aber die Natur, noch anderes Menschen zu Wege bringen, ist religiös wie wissenschaftlich unerträglich. Ist Gott der Allmächtige, so muß auch alle Kraft und Kraftbewärung von ihm ausgehen. Nicht nur hin und wieder und bei ganz außerordentlichen Gelegenheiten, sondern bei allem, in jedem was geschieht, müssen wir uns seines Wirkens, bei jeder Gabe seiner als des Gebers dankbar bewußt sein können. Darum muß als ein unumstößliches Axiom der Satz gelten: Gott regiert die Welt nicht anders, als in und mit der Weltordnung und durch die Weltordnung, und zwar die Natur in und mit der Naturordnung und durch dieselbe, die Menschheit in und mit der sittlichen Weltordnung und durch dieselbe. Ein Tun Gottes in der Welt

und auf dieselbe außer und neben diesen Ordnungen kennen wir nicht. Er regiert sie, denn diese Weltordnung in Natur wie in Menschenwelt ist von ihm ausgegangen; Er regiert sie, denn alles sich in ihr entfaltende und ihr einfügende Leben strömt aus seinem Leben; aber das stille Sichauftun des Blumenauges unter der höher steigenden Frühlingssonne ist nun auch ebenso sein Werk, wie das Entladen der Electricität im Gewitter und die Kunst des Arztes ebenso sein Heilungswirken, wie die fortschreitende wissenschaftliche Zerlegung der Natur- wie der Geistesproducte sein Warheitswirken.

Das ist nicht Pantheismus. Es identificirt nicht Gott und Welt. Es ist wie jede religiöse Weltanschauung Idealismus im Gegensatz zum Materialismus*). Es erkennt das Ideale als Grund und Kraft alles Realen an, den absoluten Geist als Herrn alles Natürlichen und menschlich Geistigen, das, indem es allmählich aus dem Körperlichen sich entfaltet, nur an den Tag bringt, was die alles schon immer treibende und bildende Kraft ist und gewesen ist. Aber es autorisirt eine doppelte Anschauungsweise der Dinge und Ereignisse: die des prüfenden Verstandes, wo jedes Einzelne nach Ursach und Wirkung in dem strengen Zusammenhange der Natur- wie der Menschheitsentwicklung als Product und Hergang innerhalb hrer erkannt werden will und die des lebendig ergriffenen Gemüts, des erregten Gewissens, wo auf die letzte und höchste Ursache und zu der alles beherrschenden und überwältigenden Kraft das friedebedürftige Herz hindrängt und nur Ruhe findet im göttlichen Walten. Wie wenig diese beiden Anschauungsweisen, die nur wechselnden Zeitmomenten im Leben jedes Einzelnen entsprechen, mit einander in Widerspruch stehen, wie sie auch in der Reflexion sich zu vereinigen vermögen, beweist am besten das Bewußtsein des sittlich klaren und besonnenen Menschen nach jeder ihm wolgelungenen Tat. Wie genau er auch den Gang kenne, den er bei ihr eingeschlagen, wie

*) Es ist die Anschauung, nach welcher Jesus in der Bergpredigt, Matth. 6, 26—32, die Vögel von Gott genärt und die Lilien von Gott gekleidet werden läßt.

er auch die eigne Ueberlegung, das Zusammenehmen aller seiner Kräfte dabei in Anschlag bringe: dennoch wird es ihm nicht schwer werden anzuerkennen, daß nicht er das Große vollbracht sondern Gott, und nicht blos weil er das Zusammentreffen der tausendfachen von ihm selber unabhängigen Umstände, von denen das Gelingen abhängt, in das Auge faßt, sondern auch, weil er der ihm über alles Erworbene im Sinnen und Ringen neu aufgegangenen und neu zugeströmten Klarheit und Kraft gedenkt, one die er das Richtige nicht getroffen haben und vor Erreichung des Zieles ermattet sein würde.

Von dieser Erfassung sowol der göttlichen Allmacht als der göttlichen Weltregierung aus läßt sich nun allerdings die Frage nach dem Wunder, das Durchbrechung des Naturzusammenhanges sein soll, unbedingt verneinen. Solche Wunder gibt es nicht, weil Gott nichts tun kann gegen sich selbst und weil überhaupt nichts geschehen kann gegen Gottes Ordnung. Und auch die Frömmigkeit hat von hier aus kein Interesse mehr, dergleichen Wunder festzuhalten. Ueberhaupt hat ja, wie mit Recht gesagt worden ist, „die Frömmigkeit nur ein Interesse daran, daß alles, was geschieht, von Gott ist: was aber geschehen sei oder nicht, oder so oder anders geschehen sei: das sind historisch-kritische Fragen"*) welche der Verstand und die Wissenschaft zu entscheiden hat. Durch die von der Naturordnung eximirten Wunder als dem eigentümlich göttlichen Tun wurde gerade jenes „alles" außerordentlich eingeschränkt und jedenfalls in das fromme Bewußtsein eine Ungleichheit göttlichen Wirkens hineingebracht, die weder seinem noch dem göttlichen Wesen harmonisch war. —

Aber allerdings ist damit, daß diese sogenannten absoluten Wunder verneint werden, die Frage nach dem Wunder überhaupt noch nicht abschließend gelöst. Es mag als passend sich darbietende Leitung für das weitere Vorgehen daran erinnert werden, wie so lange das was Zeitwörter bedeuten, noch wirklich vorhanden ist und vorkommt, auch das ihnen entsprechende Hauptwort noch Anspruch auf objective

---

*) Alexander Schweizer a. a. O.

Geltung hat. Was das Zeitwort Wundern bedeutet, das kommt vor bald im Verwundern, bald im Bewundern. Und als Object für beide dürfen wir auch noch von dem Wunder reden.

Wir können zunächst das Wunder erklären als etwas, über das wir uns verwundern. Das Moment des Unbegreiflichen und Unerklärlichen nimmt auch in dem absoluten Wunder eine bedeutende Stelle ein; hier erscheint es uns wenigstens als das noch Unbegriffene und noch nicht Erklärte, denn ich verwundere mich eben nur, wo ich etwas nicht begreife. Freilich kann das eine zweifache Ursache haben. Das Nichtbegreifen kann zunächst rein persönlich sein; es kann an meinem schwachen Verstande, an meinen geringen Kenntnissen liegen. Der Grund, weshalb es in früheren Zeiten so viel Wunder gab, war auch die Roheit und Unwissenheit der Zeiten. Bis auf den heutigen Tag gibt es für ungebildete Menschen und beschränkte Köpfe viele Wunder. Ja auch sogenannte Gebildete, die sich von den Naturwissenschaften fern gehalten haben, pflegen die Grenze des Wunderbaren weiter zu stecken, als die Jünger dieser Wissenschaft oft zugeben können; sie verwundern sich über vieles und halten, weil sie es nicht begreifen, für unbegreiflich oder auch für möglich, was jenen in seiner Notwendigkeit oder auch in seiner Unmöglichkeit unter gegebenen Umständen klar und unzweifelhaft ist. Allein das Nichtbegreifen kann auch in sehr vorgeschrittenen Zeiten für viele Dinge noch allgemein sein. Es gibt auch bei dem heutigen Stande der Wissenschaft auf allen Gebieten noch ungelöste Probleme. So viele Gesetze der Natur auch schon aufgedeckt sind, so berechtigt doch nichts zu der Annahme, daß schon alle entdeckt seien; für die Hergänge des geistigen Lebens und die Gesetze, denen sie folgen, stehen wir noch kaum an der Schwelle der Erkenntnis. Aber auch hinsichtlich der bekannten Gesetze wissen wir für eine Menge von Erscheinungen noch nicht, unter welche derselben und wie wir sie unterzubringen haben. Das wissenschaftliche Experiment ist ebensowol der Versuch für bestimmte Erscheinungen ihr Gesetz zu finden, wie ein bestimmtes Gesetz zu nötigen, daß es allmählich die ganze Fülle der ihm unterstehenden Erscheinungsweisen offenbare.

Unendlich viel gibt es hier noch zu tun und die Wissenschaft wird, one einen Augenblick zu zweifeln, daß alles natürlich zugehe, doch noch lange die Wunder des Nichtbegriffenen anzuerkennen haben. Ja je mehr sich ihr bei jedem weiteren Vordringen auch neue Probleme aufzutun und alte schon abgetan geglaubte Lösungen wieder als unsicher darzustellen pflegen, desto mehr, möchte man sagen, werden diese Wunder zunehmen.

Dessenungeachtet scheint aber auch wieder die Erwartung berechtigt, daß mit dem rastlos vordringenden warheitstreuen Forschen dennoch schließlich diese Wunder an Zal sich verringern, wenn nicht gänzlich aufhören werden; sofort aber präsentirt sich uns eine neue Reihe von Wundern, die gerade mit der vorschreitenden Erkenntnis in beständigem Zunehmen begriffen sind. Es sind dies die Wunder der Bewunderung. Auch wo ich etwas bewundere, nimmt an der betrachtenden Tätigkeit der Erkenntnis das erregte Gemüt Anteil. Das Große in seiner Gewaltigkeit, das Kleine in seiner Einfachheit, das Einfache in der Mannigfaltigkeit, die aus ihm hervorgeht, das Gewordene in dem richtigen Zusammentreffen der vielen scheinbaren Zufälligkeiten, durch die es so und nicht anders wurde, kann mich zur Bewunderung hinreißen. Da schwindelt gelegentlich dem Verstande nicht trotz der klaren Erkenntnis, sondern gerade wegen dieser Klarheit des Verständnisses. Wer in den nächtlichen Himmel hineinblickt, in dies Meer von Welten, wird gerade, je gründlicher er sich durch die Astronomie über die Verhältnisse, Maße, Bewegungsgeschwindigkeiten und über die Sicherheit der Berechnungen unterrichten läßt, um so mehr von Bewunderung hingerissen. Nicht minder, wer durch das Mikroskop den Wassertropfen mit seiner Welt voll Leben betrachtet oder das feuchte Salzkorn mit seinem Feuerwerk von anschießenden Krystallen oder auch die Urzelle im Vergleich mit dem Reichtum dessen, was aus ihr hervorgeht. Und ist es denn im Menschenleben anders? Ist jenes gewaltige weltgeschichtliche Ereignis, in dessen Schwingungen wir stehen, jener Krieg von 1870 mit der Plötzlichkeit seines Ausbruches, der Schnelligkeit seiner Erfolge, der Bedeutendheit seiner Wirkungen nicht Ge-

genstand unserer höchsten Bewunderung, die sich nur vermehrt, je detailirter wir seine Geschichte studiren? Und macht unser Einzelleben eine Ausnahme? Kommt nicht jede Ehe, jede Gründung eines Hauses durch ein Wunder zu Stande? Nicht dadurch, daß solche, die einander oft niemals früher im Leben gesehen, deren Familien sich nie berürt, die eben so weiten Fernen des Raumes wie der Lebensverhältnisse oft angehörten, ja durch alle erdenklichen Hindernisse von einander getrennt schienen, mit einem Male einander die Nächsten werden und nicht auf klug berechneten, sorgsam innegehaltenen Wegen, sondern durch eine Summe von Zufälligkeiten, Kleinigkeiten, Unbedeutendheiten, die scheinbar eben so leicht fortbleiben konnten und dann die Annäherung hätten versäumen lassen? Wer aber gar sein ganz persönliches und individuelles Leben in seinem äußeren Gange durchmustert, wer in sein Inneres hinabsteigt und da die Welt der Neigungen, Empfindungen, Gedanken, Entschließungen durchwandert, der wird immer auf's neue Stoff zur Bewunderung finden. Und doch ist überall da nichts gegen die Natur und ihre Gesetze, nichts gegen den strengen Zusammenhang von Ursach und Wirkung, und gerade je mehr wir die Gesetzmäßigkeit auch in dem Freisten warnehmen, desto mehr steigt unsere Bewunderung. Die jüngste und nüchternste Wissenschaft der modernen Zeit, die Statistik mit ihren kalten Zalenzusammenstellungen, ist nicht minder die Wissenschaft der Wunder als die Astronomie oder Mikroskopie.

Von diesem Standpunkte aus werden wir also die Frage: ob es Wunder gebe, ebenso entschieden mit Ja beantworten, wie vorher mit Nein. Sowol wo dem forschenden Geist sein Nichtwissen aufgeht, wird er Wunder anerkennen, als wo er in das Wissen sich hineintaucht. Ja dem erleuchteten Geiste wird im erkenntnisreichen Durchwandeln der Welt alles wunderbar und indem er es auf Gott als den Urquell und Lebensquell zurückfürt, richtet auch er die Warheit wieder auf: daß das Wunder Gottes eigentümliche Tat sei, daß Er der Gott sei, der Wunder tue, nur nicht gegen die Natur und ihre Ordnung, nicht nach Belieben nur zu außer-

ordentlichen Zwecken, sondern immer und tagtäglich im Kleinsten und Verborgensten wie im Größten und vor aller Welt in der Natur wie im Menschenleben. —

Wir könnten hiermit die Beantwortung der Frage nach dem Wunder schließen, wenn wir nicht von dieser rein theoretischen Frage noch zwei Anwendungen auf die Praxis, insbesondere des frommen Lebens zu erwägen hätten, um derentwillen sie Vielen erst ihren ganz besonderen Wert erhält. Der evangelische Christ sucht seine Erbauung in der heiligen Schrift und besonders im Neuen Testament und ganz besonders auch an der Gestalt Jesu in den Evangelien; der Fromme jeder Religion schüttet was sein Herz beschwert und sein Gewissen beunruhigt bittend vor seinem Gott aus. Wenn es keine Wunder gibt, welche den Naturzusammenhang durchbrechen: können wir uns dann noch an der Schrift, an der Gestalt des Lebens Jesu mit so vielen Wundererzälungen erbauen? Wenn Gott den Naturzusammenhang nicht aufhebt, den geordneten Gang nicht abändert auf unser Bitten: wozu beten wir noch? Auf die Wunder der Schrift und auf das Gebet müssen wir deshalb noch kürzlich eingehen.

Um zu den Wundern der heiligen Schrift die richtige Stellung zu nehmen, müssen wir auf die Entstehung der Schrift zunächst den Blick lenken. Wem freilich die heilige Schrift entstanden ist durch wörtliche Inspiration, dadurch, daß Gott oder der heilige Geist sich der Verfasser der einzelnen Bücher nur bedient habe wie der Schreiber des Griffels, wie der Spielende des musikalischen Instrumentes mit Ertödtung aller Eigentümlichkeit des Persönlichen, der Zeitverhältnisse, der vorhandenen geschichtlichen Anschauungen und Umstände: der braucht bei einem so widernatürlichen Wunder keine Lösung für irgend ein anderes Wunder, das die Naturordnung durchbräche. Aber nicht blos die profane Wissenschaft, sondern auch die wissenschaftliche Theologie hat innerhalb der Kirche dieser Auffassung der Inspiration längst ein Ende gemacht; wo sie noch festgehalten wird, da darf der Anspruch auch auf theologische Wissenschaftlichkeit nicht mehr erhoben werden. Und hier ist der Ort, wo

wir überhaupt zunächst nachdrücklich aussprechen möchten, was teils das Vordrängen des Orthodoxismus, teils der dadurch genärte religiöse Indifferentismus auch gerade seitens der Gebildeten, ja auf andern Gebieten Gelehrten oft gänzlich übersehen läßt. Die protestantische Theologie ist hinter den übrigen Wissenschaften nicht zurückgeblieben. In allen ihren Disciplinen ist sie Hand in Hand mit den Resultaten der andern Wissenschaften vorgeschritten. Die Dogmatik, welche von vielen in der Kirche autorisirten Professoren der theologischen Facultäten gelehrt, der studirenden Jugend, also den künftigen Geistlichen, officiell mitgegeben wird, selbst die, welche zum Teil von Mitgliedern der höchsten kirchlichen Behörden gelehrt und in wissenschaftlichen Werken niedergelegt ist, hat den Standpunkt der Dogmatik des 16. und 17. Jarhunderts längst verlassen, weicht vielfach ab von den formulirten Anschauungen der Bekenntnisschriften *). Das Recht der Lehre in der evangelischen Kirche darf deshalb nicht nach dem Buchstaben der Bekenntnisse gemessen oder juridisch fixirt werden. Der wissenschaftliche Geistliche steht mit seinem guten Recht in der evangelischen Kirche und verletzt nicht die Warhaftigkeit seiner Berufung, wenn er lehrt und predigt, was die Wissenschaft seiner Kirche errungen, was von den in seiner Kirche angestellten Lehrern seiner Wissenschaft in Wort und Schriften ausgesprochen ist. Seine Berufung und Verpflichtung für sein Amt kann und darf nicht so verstanden werden, weder von ihm noch von dem Kirchenregiment, daß sie mit dieser seiner pflichtmäßigen Teilnahme an den Fortschritten der Erkenntnis der Warheit in Widerspruch stände. Die Entscheidung, welchen der mannigfachen in seiner Kirche gelehrten und wissenschaftlich begründeten Ansichten er sich anschließen wolle oder könne, muß allein seinem Gewissen

*) Wir denken dabei nicht blos an gelegentliche Auslassungen des Professor Dorner, Mitglied des Preußischen Oberkirchenraths, Beyschlag, Professor an der Universität Halle, sondern allerdings auch an die Systeme von Hase in Jena, Schenkel in Heidelberg u. A. Keinem preußischen Studirenden der Theologie ist verwehrt, auch dort zum Teil seine Vorbildung sich zu erwerben.

anheim gestellt bleiben und wird von dem eigentümlichen inneren Lebens- und Bildungsgange abhängen, den er durchgemacht hat. Sie muß wieder wesentlich seiner Warhaftigkeit überlassen werden, zumal wo das Maß seiner Erkenntnis der Warheit ordnungsmäßig vom Kirchenregiment geprüft und constatirt wird.

Vielleicht noch mehr aber als für die Dogmatik gilt dieser Fortschritt theologischer Wissenschaft für das Gebiet der für die evangelische Kirche so besonders bedeutsamen Schriftforschung. Hier namentlich ist im Zusammenhang mit dem Studium der ältesten Kirchengeschichte auf die Untersuchungen über die Entstehung der Schriften des Neuen Testaments eine Fülle von Fleiß, von Scharfsinn, von Gelehrsamkeit, von Benutzung der Resultate anderer Wissenschaften, vor allem in den letzten 40 bis 50 Jaren verwendet worden, die in nichts zurück bleibt hinter dem, was selbst auf dem hervorragenden Gebiet der Naturwissenschaften zu Tage getreten ist. Kritische, philologische, historische Forschungen haben mit allem Material der Sprachforschung, der Länder- und Völkerkunde über die geschichtlichen Urkunden und die geschichtliche Auffassung des Lebens Jesu Licht zu verbreiten sich bemüht. Es ist unmöglich, an dieser Stelle auch nur den Umriß der errungenen Resultate genauer zu zeichnen. Für unsern bestimmten Zweck wird es genügen, auf das Folgende aufmerksam zu machen.

Die Evangelien wie die Episteln sind ihrem Ursprunge nach in keiner Weise officiell, sondern rein private und Gelegenheitsschriften; sie gehören sehr verschiedenen Zeiten, sehr verschiedenen Orten, sehr verschiedenen Verfassern und durchaus nicht immer denen an, nach welchen sie genannt sind. Unsere Evangelien reichen zwar teilweis auf frühere vereinzelte, bruchstückartige kleinere Vorarbeiten zurück, nirgend aber nachweisbar auf unmittelbare Aufzeichnungen durch die Apostel oder durch Augen- und Orenzeugen Jesu selbst; sie gehen vielmehr wesentlich und im großen und ganzen auf die mündliche Tradition zurück, wie sich diese allmählich in der Gemeinde gebildet und durch die immer wiederkehrende Erzälung mündlicher Verbreiter, der sogenannten Evangelisten, welche mit den Verfassern der vier Evan-

gelien nichts gemein haben, in Inhalt wie Form sowol übereinstimmend, als auch in einzelnen Abweichungen und Widersprüchen fixirt hat; auch die frühesten unserer vier Evangelien sind nicht vor dem Jare 70 nach Chr., also nachdem schon 40 Jare nach dem Tode Jesu die mündliche Ueberlieferung ihre umbildende Kraft geübt, in der Form abgefaßt, in der sie uns vorliegen; das späteste, das Evangelium Johannis, ist auch nach den strenggläubigsten Ansichten nicht vor dem Ende des 1. Jarhunderts, nach den meisten wissenschaftlichen Untersuchungen erst im 2. Jarhundert abgefaßt und zwar, wie immer mehr die Majorität der wissenschaftlichen Autoritäten darin sich einigt, nicht von dem Apostel Johannes und nicht nach historischen Gesichtspunkten, sondern als ein Kunstwerk, welches nach speculativen Ideen Jesum als das fleischgewordene Wort in Zügen aus seinem Leben und sich anschließenden Reden darstellen wollte; endlich sind einerseits das in der jungen Christengemeinde lebendig gewordene und für sie so bedeutungsvolle Bestreben in dem Alten Testament Jesum als den Messias bis in die einzelnen Züge seines Lebens hinein vorgebildet zu sehen, andererseits das Interesse der Zeitgegensätze, der Kämpfe zwischen judenchristlicher und heidenchristlicher Richtung, nicht one Einfluß geblieben auf die Gestaltung der Berichte.

Wenn wir nun zu diesen zwar von einem Teil der officiellen Kirchenlehrer mehr oder weniger bestrittenen, von einem anderen Teil officieller Kirchenlehrer*) vorgetragenen und mannigfach noch weiter ausgedehnten Resultaten der theologischen Wissenschaft hinzunehmen, was wir vorher über den Character früherer Zeiten erwänt haben: von ihrer geringen Unterscheidungsfähigkeit zwischen Natürlichem und Nichtnatürlichem, zwischen Natürlichem und Gött-

*) Wir nennen hier als solche, die an vielen oder allen dieser Resultate mitgearbeitet haben, unter den Lebenden nur: Prof. Reuß in Straßburg, Hase und Hilgenfeld in Jena, Lipsius, früher in Kiel, jetzt ebenfalls in Jena, Holtzmann und Hausrath, Holsten und Pfleiderer, Schweizer und Keim könnten aber diese Zal noch sehr vermehren; diese Männer sind zum Teil von sehr verschiedenen theologischen und philosophischen Schulen hergekommen.

lichem, von ihrer Kritiklosigkeit, von ihrer Geneigtheit, Wunder zu beanspruchen bei jeder Gott geweihten Persönlichkeit; wenn wir uns dann die gewaltige religiöse Erregtheit vergegenwärtigen, mit der die größte religiöse Bewegung, das Christentum, in die Welt trat und die bis über die apostolischen Zeiten hinaus Visionen, Zungenreden, Weissagungen, Heilungen zu etwas in den Gemeinden vielfach Verbreitetem machte; wenn wir schließlich den tiefen großartigen Eindruck in Anschlag bringen, den die wirkliche geschichtliche Gestalt Jesu in der Vereinigung ihrer sittlichen Hoheit mit der auf sie angewendeten Gestaltung der Messiashoffnungen hervorrief: so verstehen wir, wie die wunderreiche Darstellung seiner Person und seines Lebens nicht nur entstehen konnte, sondern entstehen mußte. Das innige Durchdrungensein der Seinigen, daß er und kein Anderer der langersehnte Messias, der Gottgesandte, der Befreier von leiblichen und geistigen Banden, der Gründer und Fürst eines kommenden Reiches Gottes sei, ließ in ihnen den Gedanken der Unglaublichkeit bei irgend etwas, das über ihn erzält wurde, einen Zweifel um der Wunderbarlichkeit willen, gar nicht aufkommen. Im Gegenteil, das Bestreben, denselben Eindruck, den man von ihm empfangen hatte, der in der Gemeinde lebte, daß in ihm und in keinem Andern das Heil erschienen sei, weiter zu erzeugen, ließ unwillkürlich gerade alle die Züge aus der Tradition mit Vorliebe aufnehmen und festhalten, die mit ihrem Gepräge des ganz Besonderen, Außerordentlichen, Wunderbaren die Ueberzeugung, man habe es hier mit dem vor Allen Erwälten und Geliebten Gottes zu tun, zu verstärken geeignet schienen.

Aber gerade bei solcher Entstehung des Neuen Testaments oder insbesondere der Evangelien ist das Verfaren ganz unstatthaft, für jede einzelne Wundererzälung den Nachweis liefern zu wollen, ob und wie weit das in ihr Berichtete mit der Naturordnung und den Naturgesetzen in Uebereinstimmung geschehen sei oder nicht, welcher wirkliche Hergang ihr zu Grunde liege, welche Umbildung etwa die Tradition hervorgebracht habe. Für solche Untersuchungen, in der ersten Zeit, wo sie mit irgend welchem Resultat allein hätten ge-

fürt werden können, nirgends auch nur einmal versucht, fehlt uns heut nach 18 Jarhunderten jeder Boden und jeder Anhalt. Auch bei der geistvollsten, scharfsinnigsten, plausibelsten Conjectur müssen wir doch bekennen, daß, wenn ein einziger geringfügigster Zug anders gewesen, wenn irgend etwas, wovon wir keine Ahnung haben, damals noch dazugekommen sei, der ganze mühsame Bau zusammenstürze. Das war der große Fehler jener rationalistischen Periode mit ihrer Auflösung der Wunder in natürliche Begebenheiten; das gilt aber auch vielfach von den Versuchen bei David Strauß, die mythologische Entstehung einer Erzälung nachweisen zu wollen; das macht jeden Versuch so bedenklich, aus den Erzälungen der Evangelien eine Detaildarstellung des historischen Lebens Jesu herzustellen. Vielmehr bleibt uns wesentlich nichts anderes übrig, als unter Festhalten der Warheit, daß auch von ihm und an ihm nichts geschehen sein könne wider die Naturordnung, zurückzugehen auf die Tendenz, unter der troß aller einzelnen Nebenabsichten mehr oder weniger bewußt doch alle Evangelien entstanden sind und weshalb sie auch nicht Biographien heißen, sondern Evangelien, Predigten vom Heil: nämlich, wie schon gesagt, den Eindruck wiederzugeben von der in Jesu erschienenen höchsten Erfüllung aller tiefsten ursprünglichsten Sehnsucht des menschlichen Herzens, aller geistigen Hoheit und Herrlichkeit, die mit der menschlichen Natur vereinbar ist, jener Ebenbildlichkeit Gottes wie das Alte, oder jener Gotteskindschaft, wie das Neue Testament es bezeichnet. Und gerade diese Tendenz entspricht voll und ganz dem Interesse der Erbauung und darum kommen diesem Interesse die so entstandenen Evangelien mit ihrer ganzen Eigentümlichkeit entgegen. Kommt es uns darauf an, in dem Verkehr mit der heiligen Schrift unserem Herzen und Gewissen Frieden zu geben, insbesondere an der Erscheinung Jesu unsern Geist aufzurichten, ihm unsere eigene Persönlichkeit und unser Leben nachzubilden: dann tritt bei allen einzelnen Erzälungen die Frage nach dem so oder andersgeschehensein des Hergangs völlig in den Hintergrund und in den Vordergrund treten allein die beiden Fragen: Welchen Zug zu jenem Gesammtbilde

des in Jesu erschienenen Heilands der Menschheit gibt uns diese Erzälung? und: Was haben wir auch noch für die Gegenwart und für das eigne Leben aus ihr uns zu entnehmen? Da aber bilden gerade die Wundererzälungen ein sehr bedeutsames Element. Füren die allermeisten von ihnen uns auch bei Jesu jene heilende Tätigkeit vor, die von jedem Gottgesandten erwartet wurde, so zeigt sich uns gerade an ihnen in ihrer Häufigkeit und in ihrer Detailirung, wie tief den Gemütern der Seinigen sich der Zug herablassender, erbarmender, helfender Liebe zu den Einzelnen, Geringsten, Hülfsbedürftigen eingeprägt hat, die bei ihm mit dem Verkehr in der Welt der höchsten Gedanken über Gottes Wesen und Ratschluß und mit der Hinwendung auf das die ganze Welt umfassende Werk der Gründung eines Gottesreiches untrennbar verbunden war, einer Liebe, die nicht nach der natürlichen oder übernatürlichen Beschaffenheit der Kräfte, durch die sie wirkte, sondern als Gesinnung ein Haupt- und Grundzug in dem Bilde Jesu ist. Und die Verschiedenheit der Hülfleistung in den einzelnen Erzälungen stellt uns nun in den feinen und zarten Details die verschiedenen Erweisungen dieser Liebe vor Augen, die, wie bei allem Sittlichen, nicht durch Schemata und Gesetze, sondern nur durch Anschauung des Vorgelebten aufgefaßt werden können. Wenn wir aber dann die zweite Frage stellen: was wir auch aus diesen Wundererzälungen uns für die Gegenwart und für unser Leben noch zu entnehmen haben? dann tritt nicht blos der ganze Reichtum jener Forderung an uns heran: „Gehe hin und tue desgleichen!“ in bezug auf die Gesinnung der helfenden und heilenden Liebe überhaupt und auf die immer vollkommnere Aneignung ihrer feinsten und zartesten Züge, sondern von dem Bilde der geistigen Persönlichkeit Jesu aus entfaltet sich auch das Bild seiner ganzen geistigen Wirksamkeit und da gewinnen alle auch noch so wunderbaren Züge Leben und Gültigkeit bis auf den heutigen Tag. Wir werden mitten hineingestellt in das Fortwirken seines Geistes, durch welches er auch heut nicht blos den Blinden das Auge öffnet und den Tauben das Ohr und von dem Aussatz der Sünde reinigt und vom Todesschlaf erweckt,

sondern nach wie vor mit dem wenigen Brote seines Wortes Tausende sättigt und das schwache Element menschlicher Rede in stärkenden Wein verwandelt.

Der erbaulichen Wirkung der Schrift tut es mithin nicht den geringsten Abbruch, wenn wir auch auf Jesus und sein Leben die Warheit anwenden, daß nichts darin gegen die von Gott ausgegangene Naturordnung und ihre Gesetze geschehen sei, und je mehr wir ihn selbst mitten hinein in die von Gott ausgehende und regierte sittliche Weltordnung, ja recht eigentlich als ihren Mittelpunkt hinstellen, desto kräftiger werden wir ihn als Hort und Fürer des Lebens der Gotteskindschaft empfinden.

Was aber schließlich jene zweite practische Anwendung unserer Wundertheorie auf das Gebet betrifft, so möge, um einem folgenden Vortrage über das Gebet nicht zu weit vorzugreifen, in Anknüpfung an das Ebengesagte hier nur einfach auf das Gebet hingewiesen werden, welches uns als das Jesu in Gethsemane berichtet ist. Denen, welche nur dann beten zu können meinen, wenn es ihnen gestattet sei, je nach ihrem stürmischen und leidenschaftlich bewegten Herzen von Gott auch den Eingriff in seine Naturordnung und den Umsturz seiner Ratschlüsse zu verlangen, halten wir den Eingang dieses Gebets entgegen: „Vater, ist es möglich, so gehe dieser Kelch an mir vorüber.“ Jesus, wie tief auch bewegt, wie von Herzensangst ergriffen, verlangt doch seinerseits nicht das Unmögliche, nicht Eingriffe in die göttliche Ordnung, nicht das Abgehen von dem Beschlossenen, nicht Wunder, damit sein Wunsch erfüllt werde. Denen, welche meinen, dann lieber gar nicht beten zu sollen, wo sie doch was one Wunder geschehen könne, selbst übersehen, halten wir die Tatsache entgegen, daß Jesus dennoch betet, obwol er hinlänglich klar gesehen und ausgesprochen hat, daß ihm der Kelch der Leiden bevorstehe; wir weisen sie darauf hin, daß hier die Anerkennung jener Wunder des Verwunderns*),

*) Mit wie lebendiger Empfindung Jesus die Wunder der Bewunderung anerkennt, dafür spricht jene schon erwänte Hinweisung der Bergpredigt auf die

des Nichtbegreifens von Jesus bewärt und für sie in Anspruch genommen werde, jene Demut nämlich, welche bei allem Festhalten, daß gegen seine Ordnung und Gesetze in Natur und Menschenleben Gott nichts tun könne und solle, doch in jedem einzelnen Falle die Erschöpfung aller eintreffenden Gesetze, die Erreichung der Grenze des Möglichen um so weniger zu durchschauen sich anmaßt, je mehr das Gemüt von Sehnen oder Angst erfüllt ist. Denen endlich, welche keine andere Erhörung eines Gebets kennen, als wenn ihnen gerade das auch gewärt wird, um das sie bitten, legen wir den Schluß jenes Gebetes vor: „aber nicht wie ich will, sondern wie du willst." Der, welcher den Seinigen die tröstliche, der Erfarung in seinem Geistesleben entsprechende Verheißung gibt, daß alles, was sie bitten werden in seinem Namen, der Vater ihnen geben werde, kann selbst nicht unerhört geblieben sein. Der Kelch der Leiden ist nicht an ihm vorübergegangen, aber in dem Augenblicke, wo er schließen konnte: „nicht wie ich will, sondern wie du willst", hatte er empfangen und gefunden, was sein beängstetes Herz begehrte und brauchte: den Frieden der Ergebung und die Kraft einzugehen auch in den schwersten Gotteswillen. Die Erhörung des Gebets liegt nicht in dem Erhalten des einzelnen augenblicklichen Guts, das wir begehren, sondern in dem Erhalten weit hinaus über das, was wir bitten und verstehen, in geistiger und ewiger Gabe, statt der vergänglichen; in dem Aufhören des stürmischen Willens, in dem freudigen Aufnehmen gerade dessen auch in unsern Willen, was sich uns nun als Gotteswillen kundgeben wird und in dem Frieden und der Freudigkeit, mit der wir ihn nicht blos tragen, sondern uns ihm zum Dienste stellen. Wir können uns auf die Wunder der höchsten Bewunderung berufen, die dem aufgehen werden, der im eignen Leben auf solche Gebets-

---

Vögel, die Gott närt one Arbeit, und auf die Lilien, die er herrlich kleidet one daß sie spinnen. Wie wenig Wert er auf den Glauben an Wunder legt, die als den Naturzusammenhang durchbrechend angesehen wurden, beweist sein wiederholtes Schelten auf die böse und ehebrecherische Art, die Zeichen und Wunder begehrt, und gegen die, welche nicht glauben wollen, wenn sie nicht Wunder sehen.

erhörungen achtet; aber ein Gott, der Wunder tut, welche den Naturzusammenhang durchbrechen, wird für das Gebet und die Beweisung seiner Kraft nicht gefordert.

Hoffentlich wird der ausfürliche Vortrag über das Gebet*) auch dies noch klarer machen; in diesem Vortrage hat zusammenfassend vor allem das klar gemacht werden sollen: daß auch um der Wunder willen der evangelische Christ mit der Warheit und jedem Fortschritte der Wissenschaft in ihr, der Natur- und Geschichtswissenschaft nicht minder wie der philosophischen, in keinen Conflict zu geraten genötigt ist und daß der evangelische Geistliche mit voller Warhaftigkeit das Evangelium lehren und betende Herzen emporrichten kann, one Wunder zu glauben oder zu lehren, in denen die allmächtige Liebe Gottes zur Willkür werden würde, die ihre eigenen Ordnungen zerstört. Möge dagegen jeder evangelische Geistliche oder Nichtgeistliche nicht aufhören, die Demut zu lehren und zu üben, welche die Wunder des Nochnichtbegriffenen einräumt, zugleich mit dem Wissens- und Warheitseifer, der ihr Gebiet immer mehr einzuschränken bemüht ist; zugleich aber auch die Frömmigkeit, welche bei fortschreitender Einsicht in das Größte wie in das Kleinste der Natur- und Menschenwelt sich um so unwiderstehlicher gedrungen fült, Gott zu danken für die zallosen Wunder, die er in dem alltäglichen Gange der Dinge auch an uns wirkt, mit denen er uns allenthalben umgibt.

---

*) Von Pred. Lic. Hoßbach, in Henschels Verlag 1872 erschienen.

Das Weihnachts- und Epiphaniasfest in Rom.

Am heiligen Abend war ich in Rom eingetroffen. Die Weihnachtsfreude, von der Kindheit her in das Gemüt gewurzelt, konnte die Fremde nicht ausreißen. Ich sehnte mich nach Weihnachtsbäumen und Weihnachtstischen, nach Weihnachtsmarkt und Weihnachtsgeschäftigkeit in den Straßen. Das erstere fand ich in dem deutschen Künstlerverein. Manchem Einzelnen dort noch von den acht Tagen des ersten Aufenthalts her bekannt, trat ich mit der Sicherheit, die das Gefül in Rom heimisch zu sein, vereint mit der freudigen Stimmung gab, in den großen Sal. Die Tür ging schwer auf, weil alles sich nach der einen Seite derselben hingedrängt hatte. Von den stehenden Herren umringt, saßen Damen in Menge, junge und alte, Deutsche und, wie hier ja die Eingebornen genannt werden durften, Fremde, aber Alle die Erwartung über Mund und Nase gelagert und die Freude in den Augen und den Sonnenschein des Lachens über das ganze Gesicht. Denn vor ihnen stand ein Tisch, überdeckt mit weißem Tuch, und mit vielem Papier und mit allerlei Sachen, die in den Papieren gewesen waren, und um denselben die Männer des Comité's, geschäftig immer neue Papiere zu entwickeln, und immer neues Zartes, Zierliches, Beziehungsreiches, Komisches zu entfalten, und die beigelegten Namen der Mitglieder zu lesen und die hinzugefügten Worte des unbekannten Gebers, oft noch beziehungsreicher als das Geschenk, oft allen außer dem Beschenkten verborgen, oft so leicht zu erraten, daß lautes fröhliches Gelächter den Sal durchlief. Hinter dem Tisch aber erhob sich vom Boden auf und bis zur Decke des hoch-

gewölbten Palastsales ein mächtiger breitzweigiger Lorbeer, mit allem möglichen Zierat geschmackvoll behangen und mit Lichtern so besteckt, daß bis zum entgegengesetzten Ende der Sal erglänzte.

Da war nun Weihnachtstisch und Weihnachtsbaum. Auch die Bekannten fanden sich bald; wir wechselten freundliche, herzliche Worte; aber an dem Festessen Teil zu nehmen war weder Raum noch Zeit für mich; ich eilte von dannen, um zu sehen wie Rom, das eingeborne Rom, diesen Hauptfestabend des Nordens begehe.

Es war bald acht Uhr. Die Verkaufsläden waren geschlossen; jetzt schlossen sich aber auch nach und nach die Café's und Trattorien. Man hatte mir es vorhergesagt, daß ich mich vorsehen möchte, weil bis acht Uhr heut nur zu essen verabreicht würde: und ich hatte vorgesorgt. Um acht Uhr beginnt nämlich in den Häusern und Familien ein großes Essen, wozu Freunde und Bekannte geschenksweise oft bedeutende Contingente gestellt haben: und das ist die Heiligabendfeier. Die Straßen waren deshalb um so leerer und öder; nichts von dem fröhlichen oder geschäftigen Gedränge, nichts von dem durch Fenstergardinen und halbgeöffnete Fensterläden dringenden Lichtmeer, nichts von dem mit herausschallenden Jubel und dem oft antwortenden Lärmen von außen, wie sie den Weihnachtswanderer in der Heimat so oft in wonnige Stimmung versetzte; rings alles einsam und still bis auf einzelne nach Hause eilende Fußgänger, bis auf die Stimme irgend eines ansprechenden Bettlers: Datemi qualche cosa! Aber einige Straßen weiter wurde es lebendiger. Einzelne, ganze Familien, ganze Gesellschaften wanderten nach derselben Richtung zu. An den Fenstern brannten Lichter, zwar sehr spärlich, zwar oft lückenhaft, aber doch wie eine Art von Illumination. Es waren die Straßen, welche nach der Kirche Santa Maria Maggiore füren: am Weihnachtsheiligabend hält hier der Papst selbst die Vigilie. Ich folgte den Lichtern und den Wandernden, langsam, im schlendernden Schritt, denn die Ceremonie war erst spät. Uebrigens war es mir nicht darum zu tun, sie selbst zu sehen; sie ist im wesentlichen immer dieselbige, wie ich sie an Allerheiligen, Allerseelen, Aller-

päpste, Carl Borromeo im November gesehen hatte; es war mir um die Kirche zu tun in der Festbeleuchtung; und um das Volk in der Festfeier, und dazu war der Abend selbst so schön!

S. Maria Maggiore liegt weit ab vom Corso, wo der Künstlerverein im Palast Simonetti sein Local hat. Sie liegt auf dem Esquilin, völlig frei und mit einem großen Platz auf der Vorder- und Rückseite. Nach langem Wandern betrat ich den letzteren Platz: die beiden Kuppeln rechts und links, und der etwas mehr nach links gelegne gerade schmale viereckige Turm des alten Baues vor der Restauration, stiegen dicht vor mir auf; weithin dehnte sich die noch immer breite Schmalseite mit dem Treppenvorsatz und der Wölbung der Tribüne in der Mitte. Ich rastete einen Augenblick an dem ägyptischen Obelisken, der den Platz schmückt und blickte die Straße hinunter auf die dunklen Massen, die jetzt herzuströmten, und dann sich in die Türen der hellerleuchteten Kirche drängten; lange Reihen von Equipagen, teils der Cardinäle, teils vornehmer Andächtiger füllten die Seiten des Platzes; endlich drängte auch ich mich hinein.

S. Maria Maggiore ist eine Basilica, eine der ältesten Roms, wie man sagt, vom Jahre 352; aber seitdem vielfach restaurirt. Doch ist die Form des Innern im ganzen dieselbe geblieben: ein Hauptschiff und zwei Nebenschiffe, durch sechsunddreißig weiße ionische Marmorsäulen getrennt, die Spolien eines antiken Tempels; in dem Hauptschiff die Decke flach mit überreicher Vergoldung, in den Nebenschiffen über Kreuz gewölbt. Aber die Decke des Hauptschiffes steht nicht in gleichem Niveau mit dem der Nebenschiffe. Jene Marmorsäulen tragen einen Architrav, auf dem in einer Reihe von Feldern, die drei Seiten der Kirche bis zur Tribüne entlang, Bilder aus dem alten und neuen Testament in Mosaik ausgefürt sind. Dies Mosaik ist merkwürdig einmal seines Alters wegen, denn sein Ursprung wird in das Jahr 434 unter das Papsttum Sixtus III. gesetzt, der diese Kirche vergrößern und wesentlich in die heutige Gestalt bringen ließ; sodann deshalb, weil es das einzige Beispiel historischer Darstellungen im Zusammenhang ist, das aus

der ersten Periode der christlichen Kunst in Mosaikgemälden bekannt geworden. Doch ist ihr Gegenstand allerdings oft schwer zu erkennen, teils ihrer Kleinheit wegen in immer schon beträchtlicher Höhe, teils wegen der Undeutlichkeit zugleich der Ausfürung, der Darstellung und des Gedankens, teils der Unordnung wegen, denn wenn ich recht erkannt habe, so ist die Reihenfolge der biblischen Geschichten nicht immer innegehalten und selbst altes und neues Testament gehen in einander. Doch kann ich mich darin leicht geirrt haben. Jedenfalls haben sich der Goldgrund und die Goldlichter vor den übrigen Farben trefflich erhalten und tragen nicht wenig zum Glanz der Kirche bei. Erst auf diesem Architrav erheben sich dann wieder kleinere Säulen, auf denen die Hauptdecke ruht. Den Abschluß machen Nische und Gewölbe der Tribüne, ebenfalls mit Mosaiken bedeckt, aber diesmal aus dem Ende des dreizehnten Jarhunderts von Jacob della Turrita. Der Gegenstand ist die Verherrlichung der Maria, der die Kirche geweiht ist. Christi Geburt und die Anbetungsscenen seiner Kindheit beziehen sich daher nur auf die Darstellung ihres Todes in dem langen Mittelfelde der unteren Reihe, das sie von beiden Seiten umgeben. Darüber ist in der Mitte der oberen Reihe ihre Krönung durch den göttlichen Son. Ueberlebensgroß sitzen sie einander gegenüber, sie mit dem Ausdruck demütiger Ergebung in dem gebeugten Haupt, er in der eigentümlichen Würde und Hoheit, die nun einmal auf später fast unerreichte Weise diese alten Mosaiken ihren Christusgesichtern zu geben wußten. An jeder Seite folgen dann drei Apostel mit beigeschriebenen Namen, und zwar so daß die Buchstaben unter einander gesetzt sind. Auch hier ist alles Goldgrund und Gold in die Gewänder verwebt. Der Altar zeigt keine hervorragende Pracht; er besteht aus einer antiken Porphyrvase, von einer Marmortafel bedeckt, etwas auch in andern Kirchen oft wiederkehrendes; aber diese Tafel wird von vergoldeten Bronceengeln gestützt, und über ihr wölbt sich ein Baldachin von Porphyrsäulen getragen, wo denn wieder Marmorengel, Gold- und Bronceverzierungen nicht fehlen. Der größte Reichtum von Statuen, Gemälden und kost-

baren Marmorarten ist aber in den Kapellen zu finden, besonders in der des Sacraments, die Sixtus V., und in der der heiligen Jungfrau, die Paul V. errichten ließ; dort stralt alles von Marmormosaiken und Vergoldungen. Die Kunstwerke, Bildsäulen, Fresken, Altargemälde sind meist in dem entarteten Geschmack der Zeit Bernini's, machen jedoch um desto mehr Effekt.

Als ich hineintrat, mußte ich einen Augenblick die Hand vor das Gesicht halten: so übermäßig war der Lichterglanz. Kronleuchter von farbenblitzendem Glase zwischen allen Säulen; größere von der Decke des Mittelschiffes herunter; Candelaber auf allen Altären; Lichter an allen Pfeilern, an allen Wänden, kein Winkel der kleinsten Kapelle weniger beleuchtet als alles übrige, Tageshelle überall: und dazu nun der polirte Marmor an Säulen und Wänden, und die bunten Farben der Fresken und Oelgemälde, und der Glanz der Vergoldungen und der goldgrundigen Mosaiken, und die Ausdehnung in Länge und Breite und Höhe: es war ein unbeschreiblich prächtiger Anblick! Aber eine lange Säulenhalle überall mit Gemälden und Bildsäulen geschmückt und darüber eine zweite Säulenreihe gleich Logen, und die flache goldstralende Decke und die herunterhängenden Glaskronen: es war ein Ballsal, keine Kirche. Dazu die Schweizersoldaten in ihren bunten Costümen und das wachthaltende und absperrende Militär und die Officiere in ihren Staatsuniformen und Herren und Damen vom Hofe und so viel elegantes Publikum unter der Menge, und endlich rauschende Opernmusik aus Blasinstrumenten: was fehlte noch als der Tanz selbst? Man promenirte, man unterhielt sich, man scherzte, man lachte, wärend am Altar von Priestern in goldgestickten Gewändern gebetet und geräuchert wurde. Endlich wurde Platz gemacht, auf die Seite geschoben, mit Kolbenstößen zur Ordnung gebracht: Lichter stiegen die Stufen der Sacristei herab, das Kreuz folgte, der Tronhimmel: aber es war noch nicht der Papst, es war eine Procession mit Cardinälen und Priestern. Neben mir rissen ein par Kerle ihre Witze, ja ihre Zoten, bis ein par andere ihnen ergrimmt die Fäuste wiesen und sie hinauszuwerfen drohten: alles

gute Katholiken, von denen die Einen ebenso tief ihr Knie beugten wie die Andern als das Venerabile vorüberzog: ich wartete den Papst nicht ab; ich eilte aus dem wogenden, stralenden Heiligtum in die stille nachtumflorte Welt.

Das war der heilige Abend. Am ersten Festtage, oder vielmehr am Festtage selbst, denn einer wird nur kirchlich begangen, celebrirte der Papst die Messe in Sanct Peter, natürlich mit allem Glanz, dessen die katholische Kirche in Rom mächtig ist: ich war unterdes in dem einfacheren Gottesdienst der protestantischen Kapelle. Doch ist er freilich auch so einfach hier nicht wie bei uns. Die Liturgie mit dem Chor treten viel mehr heraus; die Predigt wird nur in die Mitte genommen. Fast katholisch ist das in der eingefürten Bunsenschen Gottesdienstordnung vorgeschriebene Umwenden des Geistlichen zum Altar und seinem Crucifix wärend er das Sündenbekenntnis liest. Die Sündenvergebung, die darauf wieder der Gemeinde zugewendet gesprochen wird, erscheint wie eben aus dem Allerheiligsten empfangen, von Gott dem priesterlichen Vermittler zur Weiterteilung übergeben. Wunderlich machen sich auch die vom Chor im Tactmaß gesprochenen Responsorien neben den gesungenen; eigentümlich wenigstens der Dankspalm, der wie verschieden an Länge der Zeilen und der an Zal darauf fallenden Silben, doch immer nach derselben Melodie, wenn ich nicht irre, der alten Ambrosianischen, gesungen wird, wobei bisweilen die Wiederkehr ein und desselben Tones sehr lange fortgesetzt werden muß, ehe der Tonfall der Schlußsilben eintreten darf. Sehr schön macht sich bei den vielen wolgebildeten Stimmen einer im ganzen sehr vornehmen Versammlung meist von Fremden die rythmische Gesangsweise, die aber nur bei besonders dazu geeigneten Chorälen von dem sehr geschickten Organisten angestimmt wird. Schön und erhebend ist auch unter manchem Flachen und Külen, das die Liturgie, wo sie nicht aus alten Liturgien oder aus Bibelworten entnommen ist, enthält, das Selbstopfer am Schluß: des Leibes, der Seele, des ganzen Menschen und seines Lebens zum lebendigen beständigen Gottesdienst. Darf auch nur in dieser äußeren Form,

dieser Schale des protestantischen Cultus für die Predigt, die er aber zum Kern macht, der Romanismus sich neben die protestantische Kirche stellen? Maria Maggiore mit seiner Lichtmesse und diese Liturgie: man vergleiche!

Das Volk feiert übrigens zwei Feiertage; auch am zweiten wird keine Arbeit angerürt, die Kirchen sind natürlich offen, wie alle Tage, wenn auch one besondere Feierlichkeit. Der dritte Tag ist dem heiligen Johannes geweiht und wird wieder kirchlich begangen: in S. Giovanni di Fiorentini glaube ich, ist ein Festgottesdienst, und im Lateran, ja auch einer Johanniskirche: San Giovanni in Laterano, werden die Köpfe der Apostel Petrus und Paulus, als Reliquien dort bewart, feierlich ausgestellt.

Eine fortwärende Wallfart aber, nicht blos wärend dieser Tage, sondern noch alle folgenden hindurch bis Epiphanias, am sechsten Januar, findet nach der Kirche Aracoeli statt.

Ich habe dieser Kirche wegen ihrer Lage neben dem Capitol, oder wie Andere wollen, auf der Stelle des alten Capitols, schon öfter Erwänung tun müssen. Hundert und vierundzwanzig Stufen füren zu der äußerlich ganz rohen und schmucklosen Vorderseite. Gegen Maria Maggiore gehalten ist sie klein, obwol noch immer eine tüchtige Kirche; auch darf sie sich an Pracht mit ihr nicht messen. Doch besitzt sie einen Schatz an Fresken von Pinturicchio in einer ihrer Kapellen. Das Leben und noch mehr der Tod und die Apotheose des heiligen Bernardin von Siena sind mit großer Naivität und dabei mit aller der feierlichen Würde eines im ganzen wie im einzelnen bis in den Faltenwurf, möchte ich sagen, noch gruppirenden Stils dargestellt. Betende, wehmütig vor sich hin blickende, tief nachsinnende, schmerzlich lebendig bewegte Ordensbrüder um die Bare des mit ergreifender Warheit in friedlichen Todesschlummer Versunknen. Zu seiner Rechten ein Bettler mit emporgehobner verschrumpfter Hand: Miene und Bewegung seines Nachbars berechnen den Augenblick, wo sie durch die Nähe des heiligen Leichnams geheilt werden wird. Zur Linken ein todtes Kind in einer Hülle; nicht weit davon zwei Knaben, von denen einer dieselbe

Umhüllung trägt: warscheinlich der vom Tode Auferweckte. Teilnehmende Frauen mit Kindern im Gefolge; entgegenziehende Edle und Herrn, ganz im Charakter und Costüm der Zeit des Malers im Einklang mit der Architektur: one Zweifel zum Teil Porträts. Denn jene alten Meister malten ja im wesentlichen sich und ihre Zeit, ihre und ihrer Zeit Empfindung, Gefül, Glauben: warum sollten sie im unwesentlichen, Kleidung, Scenerie, Staffage es nicht tun? In der Apotheose über dem Altar steht Bernardin mit einem offnen Buch zwischen dem heiligen Antonius und dem heiligen Bischof Ludwig von Toulouse. Zwei Engel in Wolken über ihm, knieend, gleich dem in den Gemälden von Mariä Verkündigung, halten die Krone des Himmels über seinem Haupt. Christus erscheint darüber in einer Glorie von Engeln die aus Wolken hervorschauen, so daß ihre Köpfchen in zugespitztem Oval die ganze lichtumflossene Gestalt umgeben. Drei zu jeder Seite singen und spielen; zwei oben stellen die Verbindung mit dem höchsten Himmel her. Wir haben wiederum noch mehr als in dem erstbeschriebenen Gemälde jene architektonische Anordnung, die der Würde des Gegenstandes wie der Bestimmung des Bildes als Altardecoration so ganz angemessen ist, und zugleich in dieser himmlischen Sphäre eine Sparsamkeit der Figuren, die mit dem Reichtum der auf Erden spielenden Scene im schärfsten und doch so ganz passenden Contrast steht.

Von den zum Teil antiken Granitsäulen, welche die ebenfalls reich vergoldete Decke der Kirche tragen, ist jetzt in der Festzeit wenig zu sehen. Draperien in Gelb, Rot, Weiß, reich mit Gold besetzt, sind ja das bekannte Kleid bei allen außerordentlichen Feierlichkeiten. Der Kapelle Pinturicchio's gegenüber schließen sie enger zusammen. Künstliche Felsen und Bäume drängen sich an sie; eine tiefe Perspective tut sich vor uns auf. Vorn zur Seite die offne Hütte mit der Mutter und dem heiligen Kinde, daneben Josef, dahinter das solenne Oechslein und Eselein, die heiligen drei Könige huldigend, einer natürlich schwarz; Hirten und Herden und mancherlei Volks im waldigen bergigen Hintergrund. Alles Licht con-

centrirt sich in dem Kinde, von ihm stralt es aus, daß selbst der himmlische Stern über der Hütte erbleicht. Die Figuren sind lebensgroß, vollgerundet, bekleidet, die Anordnung überaus geschickt. Wir haben eine der Präsepen, der Weihnachtskrippen vor uns, wie sie zum Feste fast in allen Häusern durch ganz Italien und ich denke auch in den übrigen katholischen Ländern aufgestellt werden. Den Armen, die sie gar nicht haben können, dem Volk, das sie nicht so schön haben kann, baut sie die Kirche auf; wir werden sie noch öfter finden; für uns Protestanten des Nordens freilich an unpassendem Ort, jene Puppenspiele an heiliger Stätte scheinen uns unwürdig, aber der Süden und der Katholicismus denken anders. In Aracoeli aber hat diese Krippe noch besondere Bedeutung. Das Bambino von Aracoeli, das Jesuskind aus dem heiligen Schrein auf dem Altar, ist ein ganz besonders heiliges und wundertätiges. Tausende verdanken ihm Leben, Gesundheit, Rettung aus Gefaren. Nicht nackt liegt es in Mariens Schos, wie unser Kirchenlied singt, sondern wolgewickelt; aber nicht in Windeln, sondern in köstlichen Gewändern und mit einer goldnen Krone auf dem Haupt und mit silbernen Herzen und Blumen reich geschmückt, und wenn das Volk sich um die Krippe drängt und die Väter kommen und die Mütter, dann heben sie ihre Kleinen hoch und zeigen ihnen vor allem das herrliche leuchtende Bambino.

Darum ist Aracoeli von Weihnachten bis Epiphanias der Mittelpunkt der Festfeier. Von Morgen bis Abend bewegt es sich auf der hohen Treppe hin und her in allen Farben, besonders den hellen in die Augen fallenden der Landbewoner und ihrer Frauen und der von Trastevere her. Allerlei heilige Schriften sind auf den Stufen und Absätzen ausgelegt; in zallosen Abbildungen, bemalt und unbemalt wird das Bambino feilgeboten, das Wickelkind mit der Krone in treustem Conterfei. Unten am Fuß haben die Tische der Lebküchler und Zuckerbäcker für leibliche Stärkung auf den beschwerlichen Weg gesorgt; unermüdlich wird dort Zuckerteig geknetet und gezogen und gewalkt und geschnitten und von den Umstehenden verzehrt, fast ehe er noch hart geworden; oben in der

Kirche sorgt tägliche Messe und Vesper für geistige Narung, und damit auch das lebendige Wort nicht fehle, wird unermüdlich wärend jener Tage von Kindern gepredigt und das Lob des Herrn verkündigt.

Am zweiten Weihnachtsfeiertage hörte ich zum erstenmal solche Kinderpredigt. Ich stand und sah mir die Krippe an: auf einmal wird von einer dünnen Stimme hinter mir in der eigentümlichen radförmig umschlagenden Weise der Italiener deklamirt. Vor der Kapelle Pinturicchio's war eine Erhöhung aus Holz errichtet; ein neunjäriges Knäblein in weißen Höschen, braunem Röckchen, wolgefaltetem Kragen, wolgestriegeltem Har und weißen Handschuhen stand darauf und bewegte sprechend abwechselnd die rechte und dann die linke Hand gegen das Kind in der Krippe. Hinter ihm ein Mönch, der das Hinauf- und Herabheben besorgte — die Kirche gehört den Franziskanern — die Mutter und einige andere Freunde und Verwandte; ringsum die Menge der Zuhörer. Ich gesellte mich zu ihnen, um wenigstens so viel wie möglich zu erfassen und zu lernen. Ich erstaunte ob der Weisheit der Brocken, die ich verstand. Es war nicht etwa eine Anrede des Menschenkindleins an das Gotteskind, in kindlicher Weise und für Kinder, es war Dogmatik, Moral, Kirchengeschichte mit Citaten wie in einer Augustinerpredigt. Dem Knaben folgte ein noch jüngeres Mädchen mit Versen: das klappte noch mehr, der Mund ging noch schneller, die Hände bewegten sich zierlicher, falteten sich über der Brust, schlossen sich den Beugungen des Körpers und des Kopfes an: der Inhalt war nicht anders, so unkindlich wie dieses Kind. Immer neue Kinder hob der Franziskaner ab und auf, und so geht es mit geringen Unterbrechungen von Mittag bis Abend und jeden Tag. Ich hörte das dritte nicht mehr mit an. Ich warf noch einen Blick über die Kirche: oben am Altar wurde Messe gelesen und gesungen nach wie vor, unten an der Tür brachte eben ein Bruder Franziskaner mit Fußtritten einen Taschendieb hinaus. Dann steckte ich meine Hände in die Taschen, ließ die Priester singen und räuchern

und die Kinder klug reden und versenkte mich in die Kindlichkeit Pinturicchio's.

Nun aber wird sogleich klar werden, weshalb ich Weihnachten und Epiphaniasfest in der Ueberschrift zusammengezogen habe; in gleichen weshalb die katholische Kirche im Vergleich mit der protestantischen Weihnachten so stiefmütterlich behandelt. Das ganze Weihnachten ist nur der Heiligabend für Epiphanias, die ganze Zeit vom 24. December bis zum 5. Januar nur die Rüstzeit auf das Fest des sechsten. Die Erklärung liegt in jener Zähigkeit, mit der die katholische Kirche, bewußt wie unbewußt, an der Tradition festhält, das einmal Hervorgetretene, jemals Bestandene zu conserviren beflissen ist. Epiphanias wurde ja bekanntlich in der ältesten Kirche früher gefeiert als Weihnachten. Die Erscheinung der Herrlichkeit Christi unter den Heiden, dargestellt und angeschaut in der Kunde von jenen Weisen aus dem fernen Morgenlande, die von einem himmlischen Stern geleitet dem kindlichen Könige zu huldigen kamen, mußte sich, abgesehen von dem historisch notwendigen Gange einer immer weiter zurückgehenden Festfeier, die mit Ostern begann, der Zeit besonders lebendig einprägen, in der zuerst jener gewaltige weltgeschichtliche Uebergang der Verheißung von dem gottberufenen Volk zu dem gottverstoßnen Geschlecht vor sich ging, in der jener Weltproceß der Verschmelzung von vereinzelten Völkern zu einer Menschheit seinen tiefeinschneidenden Anfang nahm. Erst als der Proceß in den Gang gekommen, die Schärfe dieses Gegensatzes in den Hintergrund getreten war, von der andern Seite her neue Gegensätze innerhalb der vereinigten Kirche die ursprüngliche eingeborne Göttlichkeit ihres Herrn in die Mitte gestellt hatten, erst nach Jarhunderten bekam das Fest der Geburt Christi die Wichtigkeit, daß es allgemein gefeiert wurde und daß der Glanz von Epiphanias mehr und mehr auf seine Feier überging. Die katholische Kirche ist bis heut in beidem getreu bei dem Bestandnen wie bei dem Entstandnen geblieben. Der Glanz der Feier ist auf Weihnachten übergegangen: der Papst selbst celebrirt im Sanct Peter die Messe wie nur noch zweimal im Jare; aber

die eigentliche rürige, geschäftige, tätige und wirksame Feier ist geblieben wo sie zuerst war, bei Epiphanias.

Die Epiphaniasfeier ist darauf berechnet, in jeder Weise in das Volk einzugreifen, die Kirche ihm ganz besonders an das Herz zu legen. An ihm wird nachgeholt, was wir Weihnachten vermißten: jene Bescheerungsfeier mit Gaben der Liebe; an ihm wird gehäuft was das ganze Jar fast schweigt: die populäre Predigt und zwar mit einem bei uns ganz unerhörten Aufwand von Tätigkeit. Dabei fehlt nicht das Schaugepränge der Katholicität, das geflissentliche Hervorkehren jener äußerlichen Allgemeinheit, nach der die katholische Kirche alle Zonen und alle Zungen in sich begreift, das Prunken mit dem ganzen Reichtum verschiedner nationaler Cultusweisen, die noch dazu meist hinter der römischen weit zurückstehen und ihr desto mehr Folie geben. Aber deshalb genügt auch nicht irgend eine entlegne, dem einen Ende der Stadt vorzugsweise angehörige Kirche, weder S. Peter, noch Maria Maggiore, noch Aracoeli, alle mehr oder weniger den Grenzen nahe, es genügt auch nicht die Zersplitterung in viele Kirchen, die überhaupt in Rom nicht Praxis zu sein scheint, und bei dem Pracht- und Kraftaufwand außerordentlicher Feiern auch trotz der glänzenden Mittel und des Heeres von Priestern, über welche die Kirche zu gebieten hat, kaum durchzufüren sein möchte: sondern es kommt darauf an, daß sich die Feier in ihrer Tage lang fortgesetzten Wiederkehr in einer Kirche des Centrums der Stadt festsetze, zu bestimmten, immer denselben Stunden, daß Niemand zweifelhaft und dem Verwechseln ausgesetzt sein könne.

Sant Andrea della Valle, das diesmal, ich weiß nicht ob immer, dazu erkoren war, entspricht ganz diesen Anforderungen. In der volkreichsten Gegend, in der Umgebung der Hauptmärkte gelegen, ist es von allen Enden der Stadt ziemlich gleich weit entfernt, den Zwischenwonenden ziemlich gleich nahe. Das Fundament ist freilich antik genug: sie ruht zum Teil auf den Ruinen von dem Theater des Pompejus, jetzt nicht mehr sichtbar; aber sie selbst gehört der neuern Zeit an, dem Zeitalter Madernos, der den 1591

begonnenen Bau vollendete. Sie hat daher alles was dem ungebildeten Geschmack zugleich schmeicheln und imponiren kann: eine hohe Kuppel, in der seit der Peterskirche jeder mit Michel Angelo wetteifern wollte, eine prachtvolle Façade mit doppelter Säulenreihe, Statuen, die auf den Effekt gearbeitet sind. Sie erscheint wie der Dom jenes bevölkerten Stadtteils, mit dem das gar nicht fern liegende Pantheon nicht wagen dürfe in Vergleichung zu treten. Das Innere, an Sculpturen und Fresken reich, folgt demselben Geschmack; eine Nachamung von Michel Angelo's Pieta in S. Peter würde eine Ausnahme machen, wenn man sie nicht mit seiner Lea und Rahel von dem Grabmal Julius II. in Pietro in Vincoli zusammengestellt und statt in Marmor, in stark von den umgebenden Farben abstechender Bronce gearbeitet hätte. Dominichino's Ausschmückung eines Teils der Kuppel und der Tribüne mit den vier Evangelisten, sechs christlichen Tugenden und Scenen aus dem Leben des heiligen Andreas zeigt in Erfindung wie in Ausfürung immer den bedeutenden Künstler, aber die Ueberladung der Evangelisten mit umgebenden Engeln, wie geschickt und lieblich auch oft angebracht, dient doch ebenfalls dem gesuchten Effekt, und die doppelte Marterscene des Heiligen, wenn auch nicht übertrieben, gibt ihn ungesucht durch den krassen Gegenstand. Die Ausmalung der obern Kuppel wird als eine der besten Arbeiten Lanfranco's gerühmt, doch ist das Einzelne bei der bedeutenden Höhe schwer zu erkennen, wenn auch die Schlagschatten und der plötzliche Abfall des Lichts nach Art dieses Künstlers stark genug das Auge treffend gemalt sind.

Schon am fünften wogten die Straßen zwischen Pantheon und Sant Andrea von Jung und Alt, namentlich aus dem Volk. Ein Markt war aufgeschlagen, ähnlich unserem Weihnachtsmarkt. Puppen beiderlei Geschlechts vom Arlequino bis zum Principe, von der Braut bis zur Amme; Häuser, Kirchen, Burgen, Christkrippen im Kleinen, zinnerne Soldaten und Kochgeschirr; aber auch Hauben, Hüte, Lampen, Körbe für Große: alles glitzerte bunt durcheinander, zumal am Abend, wo der Markt eigentlich erst vollendet war, bei

glänzender Lampenbeleuchtung. Große Buden freilich, wie bei uns, suchte man umsonst, es waren mehr hölzerne Schragen, aber für den einen Abend reichten sie aus; die Sachen waren zum großen Teil ziemlich roh gearbeitet, aber sie waren auch überwiegend für die ärmeren Klassen; Pfeffer- und Lebkuchenbuden, die bei uns fast jeden dritten Platz wegnehmen, fehlten ganz, aber die noch größere Naschlust der Italiener findet ihre Rechnung bei herumlaufenden Jungen, die auf tragbaren hölzernen Tischchen dergleichen nebst allerlei Zuckerwerk überall feilbieten. An Ausdehnung gab der Markt dem unsrigen kaum etwas nach, an Gedränge, an Geschrei, an Lärmen übertraf er ihn weit. Was in Rom in die Oeffentlichkeit hinaustritt, wird auch sogleich Gemeingut. Den Epiphaniasmarkt besucht jeder wie den Carneval; je später desto feiner; gegen elf Uhr nachts ist das Gedränge der Equipagen am größten, und Niemand scheut sich mit großen und kleinen Pfeifen, mit Castagnetten, mit Klingeln aus Thon und anderen Instrumenten, unsere Knarren und Waldteufel ausgenommen, den allgemeinen Spektakel vermehren zu helfen. Ob die Bescheerung selbst am Abend oder am Epiphaniasmorgen statt findet, weiß ich nicht; warscheinlich am letzteren; von Aufbauen mit besonderem Prunk wie bei uns habe ich nichts gehört; auch ist sie meist nur einseitig von den Eltern an die Kinder, nicht umgekehrt und nicht weiter greifend unter den Geschwistern selbst. Von der Poesie und von dem tieferen die Gemüter bindenden Sinn der deutschen Weihnachtssitten ist demnach wenig zu finden.

Die kirchliche Feier am Epiphaniastage selbst ist natürlich auf S. Andrea della Valle nicht beschränkt, sondern sie geht mit Hochamt und Messe, mit Vesper und bisweilen Predigt durch alle Kirchen der Stadt. Aracoeli glänzt heut zum letztenmal in der auszeichnenden Stellung, die es seit Weihnachten einnahm, und tritt mit Glanz vom Schauplatz ab. Das Bambino wird nun wieder zurückgefürt zu der heiligen Stätte, in der es für gewönlich geborgen ist. Die Orgel spielt die heitersten Melodien, bald im Taktmaß der Polka, bald im Opernstil; dann Function der Priester

vor dem Altar, Hymnen des Chors und des Volkes im Wechselgesange, Litanei und Responsorien. Nun Militärmusik: die karmoinsinroten goldverbrämten Diener des Senators machen Platz. Die Musik marschirt voran mit kriegerischen Märschen, Geistliche im Festornat folgen mit dem Kreuz, dann die Franziskanerbrüder, alle mit Lichtern. Der Zug geht um die Kirche herum, zur Vordertür wieder hinein nach der Krippe. Unter dem Läuten der Glocken und dem Rauschen der Musik wird das Bambino herausgehoben und vor die Tür getragen, wo die hohe Treppe und der Platz vor ihr dicht gedrängt von der harrenden Menge angefüllt sind wie innen die Kirche. Die Musik schweigt, das Wogen der Menge hört auf, alles sinkt auf die Knie: der Priester erteilt mit dem Kinde den Segen. Neue Musik und neues Wogen. Die Procession bewegt sich den Hauptgang der Kirche herunter, an den Stufen des Chors nimmt ein Franziskaner den Brüdern die Lichter ab; Männer und Jungen sind geschäftig das abgelaufne Wachs, geweiht oder ungeweiht, abzubrechen und einzusammeln. Die Priester besteigen den Altar, der Segen wird erteilt, ein Schrein in der Mitte der Altarwand birgt das Bambino und die Feier ist vorüber. Das Volk verläuft sich schweigend, oder mit einander plaudernd, die leere Krippe anstaunend oder auch die Kinder, die vor derselben zum letztenmal noch predigen. Nichts von Tränen, nichts von Bitten, nichts von Liebesbezeugungen, von dem Enthusiasmus ausgebreiteter Arme, begeisterten Hinzudrängens, fanatischen Gesanganstimmens und Haranguirens unter dem Volk, wie ich es in Palermo bei der Rückkehr der Madonna aus einer Kirche in die andre erlebt. Das Volk von Rom und das von Palermo liegen, was Gefülserregung und Gefülsäußerung betrifft, so weit auseinander wie der Bewoner von Schweden und der von Italien, und im Mittelpunkt der heiligen römischen Kirche weiß man außerdem schon besser als in den Radien oder an der Peripherie die verschiedenen Kundgebungen der Kirche von oben her zu würdigen. — In der Kirche Gesù fürte ein Jünger der Gesellschaft Jesu die Verteidigung der katholischen Kirche gegen die Angriffe, die sie

zu erdulden, gegen die Vorwürfe, die sie zu ertragen habe. Geschickt genug wußte er die Sache in das Persönliche hinüberzuspielen und von dem Lebenswandel, den unsittlichen Grundsätzen, der Verleugnung alles Göttlichen und Ewigen einer Klasse der Gegner aus die ungünstigsten Lichter auf ihre Gründe zu werfen, deren Widerlegung nun überflüssig schien.

Aber die Haupttätigkeit entfaltete sich doch auch schon an diesem Festtage selbst in Andrea della Valle. Es begann die Realisirung des vorher amtlich bekannt gemachten Programms, das jeden Fremden notwendig mit Staunen erfüllen mußte. Acht Tage hintereinander ununterbrochen von sechs Uhr morgens bis halb acht Uhr abends Gottesdienst. Viermal an jedem Tage Predigt: um sechs Uhr morgens italienisch, um elf Uhr abwechselnd französisch, deutsch und englisch, um drei Uhr italienisch, abends halb sieben Uhr für Männer allein noch einmal italienisch. Dazwischen Messen, Litaneien, Rosarien, Vespern, Lectionen; von zehn bis elf Uhr die Messe jedesmal nach nicht römischem Ritus: unirtgriechisch, armenisch, maronitisch, melchitisch, chaldäisch, syrisch u. s. w. Die drei ersten Predigten in den fremden Sprachen sollten zugleich durch die hohe Stellung der Prediger imponirend einleiten: Fürst Hohenlohe-Schillingsfürst, der päpstliche Kammerherr von Merode und ein englischer Kammerherr des Papstes von edlem Geblüt eröffneten die Reihe der Namen; die späteren nahmen untergeordneteren Rang ein: Canonici, Pfarrgeistliche von fremdländischen Kirchen in Rom und von außerhalb. Auf die geistige Qualität der Redenden schien man weniger Rücksicht genommen zu haben. Die deutsche Rede des Fürsten am Epiphaniastage selbst war one alle Spitzen und Schärfen, rationalistisch-christlich, durchaus unbedeutend, ein wolgemeintes, gemütliches Allegorisiren der priesterlichen Könige, die von dem Stern geleitet, dem Kinde ihre Anbetung brachten, in ruhigem, gemessenem, warmem aber nie erhitzendem Tone gehalten. Sie hätte sich auch auf protestantischen Kanzeln können hören lassen, wenn nicht hin und wieder unvermutet einige Schlagschatten des katholischen Systems hineingefallen wären, der

stärkste offenbar der: „Wer nicht mehr an Christus glaubt, wird bald auch nicht mehr an seinen Statthalter auf Erden glauben," ein Satz, der schon in seiner Umkehr katholisch genug gewesen wäre, so gestellt aber das System, wie es in Rom überall gehegt wird und heraustritt, auf das bestimmteste charakterisirt. Die französische Predigt des Herrn Kammerherrn de Merode wurde in mehr als französischer Lebhaftigkeit, mit mehr als französischer Gestikulation vorgetragen. Es war ein sonderliches Schauspiel dieses hastige Sprechen, welches häufiges Stocken wie die itatienischen Postpferde steinigen Boden durch Galopp überwand, dieses beständige Gestikuliren, dem man zugleich den innern Zwang, das Nichtruhenkönnen der Gliedmaßen und das Eingelerntsein ansah, dieses stäte Sichhinbeugen, Anreden, Anflehen des Kindes in der Krippe, welche hinter dem Altar die ganze Nische des Chores einnahm: und bei so vieler Aufregung in Stimme, Worten und Bewegung so gar nichts im Inhalt, was der Aufregung wert oder sie bei dem Hörer zu erzeugen fähig gewesen wäre. Erst am Schluß wurde der Schlüssel des Rätsels gegeben. Der Redner pries diese Stunde, die seine Zuhörer nichts weniger als zu preisen geneigt waren, weil es ihm zum erstenmal gestattet gewesen, in ihr das priesterliche Wort zu der Gemeine zu reden — also eine erste Predigt: nun war freilich alles klar, außer weshalb man einem solchen bei dieser Gelegenheit zu reden gestattet hatte. Und doch möchte auch dahinter wol weniger eine nicht zu vermutende Nachlässigkeit der sehr berechnend Anordnenden als irgend welche Praxis liegen, die ich nicht habe entziffern können, denn auch der englische Redner, den ich später hörte — nicht der Kammerherr, dessen Predigt voller Geschick und in nordischer Kraft den Menschen selbst anfassend gewesen sein soll — war ein Erstling auf der Kanzel, der weiter nichts wußte und konnte, als mit oft wiederholten Klugheitsgründen die Aufmerksamkeit seiner italienischen Glaubensbrüder auf Englands Kirche zur Bekehrung und Unterstützung hinzurichten, und das mit einer solchen Länge, daß zu mehreren Malen der Sacristan wie ein grimmiger Blaubart an der Turmtreppe

der Kanzel sich sehen ließ, und daß gewiß jeder der Zuhörer, der etwa vorher Lust zu solchem Bekehrungswerk verspürt, sie gänzlich verlor, um nicht noch mehr solcher langweiliger Gesellen in seiner Gemeinschaft dulden und hören zu müssen. Vielleicht verhielt es sich mit den fremden Predigten und mit den fremden Messen auf gleiche Weise. Beide sollten zur Schaustellung für die Allgemeinheit der Kirche, dann aber auch zur verklärenden Folie für die italienische und specifisch römische Kirche dienen. Gegen den künstlich hochgestimmten Ton, das Näseln, das Singen nach einer für unser Ohr durchaus disharmonischen Sangweise, das Costümwechseln vor dem Altar und ähnliche Gebräuche jener fremden Meßriten erschien der römische Ritus durchaus religiös und künstlerisch würdig; so hatte man denn auch wol die fremden Prediger nicht allzu sorgfältig gesichtet, wenn auch geschickter Weise einige geschicktere eingemischt, damit die einheimischen, die allein auch ganz heimisch zu sein vermögen in dem System, in dem man geboren und erzogen sein muß, wenn man es in allen seinen Gängen und Consequenzen verstehen und dabei sich selbst und sein Maß nicht verlieren will, damit sie dieses römische System in desto glänzenderer und siegreicherer Weise vertreten könnten.

Die italienischen Predigten waren in den Händen von Jesuiten und zwar waren die Abendpredigten wenigstens — die des Morgens habe ich nicht regelmäßig gehört — sämmtlich ein und demselben übertragen. Ich weiß nicht, ob es nur diesmal so war oder ob es jedes Jar dasselbe ist: das Thema war auch hier die Verteidigung der katholischen Kirche, die dann immer mehr in ihre Verherrlichung überging. Von Text ist im Uebrigen nicht die Rede. An ein bestimmtes Schriftwort wie bei uns schlossen sich die Predigten nicht. Auch wurden sie nicht von der Kanzel gehalten, sondern von einer ziemlich großen viereckigen Erhöhung mit einem Tisch und einem Stul dahinter. Der Prediger setzte sich, stand auf, ging umher, blieb stehen: wie er sich gerade bewogen fülte und wie es des größeren Eindrucks wegen angemessen erschien. Der Jesuit, den ich mehrmals des Morgens hörte, hatte zwar nur ein Verfaren

für die verschiedenen Predigten und für die ganze Predigt durch: er lief von einem Ende der Tribüne zum andern wie ein eingesperrtes Tier im Käfig; die starktönende, scharfe, aber nicht schreiende Stimme modulirte nicht, die Endworte jedes Satzes und Sätzchens vor jedem Komma wurden lang gezogen, geschleppt wie bei einem der beständig gnettert: aber die Bewegungen des Körpers und der Hände waren unendlich mannigfach, dem Gesagten jedesmal plastisch nachbildend angepaßt. Oft wurde das Kanzelrennen zum Sturmlaufen, wenn er beide Arme zurückgestreckt und die Fäuste geballt, die Gegner widerlegte; Bitten, Flehen, Beschwören steigerte sich in Händefalten, an das Herz drücken, mit emporgebreiteten Armen die Kniee beugen; Wanken, Zittern, Taumeln, Hinsinken wurden Wort für Wort nachgeamt durch Bewegungen des Oberkörpers und der Arme. Dabei nichts wie gesucht, sondern unmittelbare Lebhaftigkeit der Empfindung; aber auch nie Anstrengung oder Erschöpfung, sondern von Anfang bis Ende dieselbe Stärke, dieselbe Lebendigkeit, und wenn der Gegenstand nicht abgeschlossen hätte, würde er, wie es schien, in alle Ewigkeit so haben fortreden können. Unser Abendprediger dagegen begann gewönlich sitzend, wie es dem ruhigen Vortrag der scharfen, formell logischen oft sophistischen Schlußfolgerungen, mit deren Reihen er seinen Gegenstand auseinanderzulegen und a priori zu beweisen pflegte, angemessen und notwendig war; wenn es zur Ausfürung kam, pflegte er aufzustehen und dann bald stehend bald umhergehend, mit mehr oder weniger starker Stimme und Gestikulation für das was er zu sagen hatte, Gemüt, noch mehr aber Empfindung, Einbildungskraft, Gedanken seiner Zuhörer in Anspruch zu nehmen. Dabei wurden übrigens auch äußere Mittel der Wirksamkeit nicht verschmäht. Ich habe bei andern Gelegenheiten die Kirche Gesù namentlich sehr verschieden beleuchtet gesehen. So bei Tage einmal mit heruntergelassenen roten Vorhängen vor allen Fenstern, den Altar festlich aber bei weitem nicht hinlänglich beleuchtet, um die großen und hohen Räume mit Licht auszufüllen, in den Seitenkapellen nur vereinzelte Lichter. Die helle Mittagssonne, durch die Vorhänge

dringend, hüllte die glänzenden Marmorwände in rosigen Schein und spielte in rotem Golde an den reichen Leisten und Verzierungen der Pilaster und Bogen; vor allem stralte die von vergoldeten Schildern und Engeln auf vielfarbiger Marmorwand umgebene Statue des heiligen Ignatius, ganz von Silber und mit silber- und goldgeblümtem Gewande, in wunderbarstem Schimmer; durch die hohe offene Kuppel fiel in bläulichem Duft das Tageslicht in die Kirche, und fast unheimlich, toderinnernd, flammten überall zerstreut und am Altar gesammelt die Wachskerzen in falem Gelb. Dazu die betende Menge, auf den Knien one Ordnung, durch keine Bänke in Reihen geteilt, ein jeder wo und wie er wollte; am Altar der Priester im weißen goldgestickten Gewande, gleichfalls stillbetend. Dann das Emporsteigen des Weihrauchs, das Erklingen des Glöckleins, die mächtigen Töne der Orgel: es hatte etwas ergreifendes für den sinnlichen Menschen! Ein andermal sah ich dieselbe Kirche abends im Tagesglanz wie S. Maria Maggiore zu Weihnachten, aber den Tanzsaleindruck hatte man zu vermeiden gewußt, teils begünstigt durch den Kuppel- und Bogen-Stil der Kirche, teils durch sparsamere Kronleuchter und geschicktere Verteilung der Kerzen. Diesmal waren die ebenfalls großen Räume von S. Andrea della Valle beim Abendgottesdienst fast ganz dunkel gelassen; kümmerlich brannten einige Lichter in den Seitenkapellen, von dem Hauptschiff so weit entfernt, daß sie den Kommenden und Gehenden nur eben genügten, um sich zurechtzufinden; dem Prediger mußte die Treppe zur Tribüne hinaufgeleuchtet werden. Dann saß, stand, bewegte er sich oben in seinem langen Kleide und mit der eckigen Mütze auf dem Haupt nur als eine schwarze Gestalt, von der Worte mit dem Anspruch ewigen Ursprungs und ewiger Gültigkeit ausgingen, one daß man den Mund sah, der sie sprach, und die Augen, deren Ausdruck ihren Sinn und ihre Herzensmeinung verdolmetschen konnten. Nur hinter dem Altar erglänzte die Tribüne in dem stralenden aber milden Licht, das von dem Kindlein in Mariens Schos auf die anbetenden Könige fiel, und auf die ärmliche Felsgrotte und auf die reichen Gaben und auf die nächtige

Umgebung der Waldesnatur, die im Hintergrunde wieder abschloß. „One ihn kein Licht, in ihm alles Licht“: das war die stumme Predigt dieser Decoration der Kirche, die dem in ihr ertönenden Wort mächtig das Wort redete.

Diese Dunkelheit der Kirche war denn auch — wiederum charakteristisch genug — der Grund, weshalb Frauen an diesem Abendgottesdienst nicht Teil nehmen durften, sondern unter allen Umständen hinausgewiesen wurden, falls sie zu bleiben versuchten. „Eh, che volete? E troppo oscuro!“ hatte mir ein Priester lächelnd geantwortet, als ich ihn nach der ersten Predigt fragte, weshalb die Frauen ausgeschlossen wären, da doch durchaus nichts für sie anstößiges vorgebracht würde. Die Dunkelheit der Straßen konnte nicht gemeint sein, denn immer hätten sie ja dann wenigstens in Begleitung von Männern erscheinen dürfen und bei andern kirchlichen Abendfeiern fehlten sie ja auch nicht: es war also die Dunkelheit der Kirche, die man fürchtete!

Für Frauen enthielt der Inhalt der Predigten, wie gesagt nichts anstößiges, höchstens weniger interessantes, im einzelnen unverständliches, und dahin rechne ich besonders die Mathematik der Schlußfolgerungen; desto mehr anstößiges enthielt er für Protestanten, freilich aber auch sehr viel interessantes. Der Jesuit gab uns eine Vorstellung davon, welche Begriffe man in Rom vom Protestantismus entweder hat oder wenigstens beizubringen sucht, und gewärte uns zugleich unschätzbare Blicke in die Selbstanschauung des römischen Katholicismus. Die Protestanten sind die, welche einem abtrünnigen Mönch — fratello nicht blos in der verkleinernden, sondern zugleich verächtlichen Bedeutung — aus Hochmut und um vergänglichen Ergötzens willen gefolgt sind. Wenn irgend ein Einzelner oder eine einzelne Familie im Protestantismus gefunden wird, die wirklich rechtschaffen und unbescholten ihr Leben fürt, so ist das nicht durch den Protestantismus, sondern gegen den Protestantismus; denn die protestantische Lehre treibt zur Sünde. Calvin macht Gott zum Vater des Bösen und der Sünde; je mehr einer sündige, wird gelehrt, desto mehr gefalle er

Gott zur Erlösung und Seligmachung; nicht das Gutestun, nicht die guten Werke machen selig sondern der Glaube: wo also jemand Gutes tut in der protestantischen Kirche, nicht durch den Protestantismus tut er es, sondern trotz des Protestantismus durch den durchdringenden Einfluß des Katholicismus. „Vielleicht," schloß eine der Predigten, nachdem sie die Herrlichkeit der katholischen Kirche gegenüber solcher Heillosigkeit der protestantischen glänzend an das Licht gestellt, „vielleicht stoßt ihr bei dem Hinausgehen aus dieser Predigt auf Protestanten, die auch hier gewesen sind" — möglich, daß er meinen Freund und mich meinte, die wir regelmäßig erschienen und durch allerhand Unterlassungssünden leicht als Protestanten zu erkennen waren — „Wenn ihr nun einen solchen fragtet: „„Wie ist es möglich, daß du durch solche Herrlichkeit der heiligen Kirche, wie sie dir soeben dargestellt ist, nicht Lust bekommst, sogleich in sie einzutreten"": so möchte er euch vielleicht antworten: „„Wie ist es möglich, daß du, der du einer so heiligen Kirche angehörst, doch noch so ein heilloser Mensch bist und so heillos handelst?"" Ihr nun, wenn einer euch das erwiderte, möchtet wol in Verlegenheit geraten und nicht wissen, was ihr ihm erwidern solltet. Wenn mich aber einer so fragte, so würde ich ihm etwa sagen: „„Ja wol wir sind beide Sünder, ich sowol wie du: du weil du nicht glaubst, was die heilige Kirche lehrt, ich, weil ich undankbar bin für so unendliche Woltaten, die mir durch sie zu Teil werden; aber doch ist ein gewaltiger Unterschied zwischen uns: Ich habe durch meinen Glauben beständig den Weg offen und vor mir, um zur Heiligkeit zu kommen, du aber bist durch den Unglauben von ihm abgewendet und läufst in das Verderben."" — Daß er selbst hier den Glauben als das Seligmachende über die Werke setze, wie er es dem Protestantismus zum verdammenden Vorwurf gemacht, entging dem Guten trotz aller Scharfsichtigkeit seiner Sophistik; aber freilich einen Glauben wie ihn der ware Protestantismus jeder Zeit verwirft, nämlich den blosen Autoritätsglauben an eine Kirchenlehre.

Was nun aber die katholische Kirche dem Protestantismus

gegenüber so herrlich macht, das ist ihre alleinseligmachende Kraft, mit der ihre Genugsamkeit zusammenhängt. „In der Kirche findet, an ihr habt ihr alles, was der Einzelne, was die Völker bedürfen. Man rühmt die Bildung: aber seht nur hin auf die Geschichte der Völker: je mehr sie gebildet wurden, desto mehr verfiel bei ihnen die Religion." Außer der Kirche kein Heil, in ihr alles Heil: das heißt aber in der katholischen Kirche, denn zur Kirche gehören notwendig die Attribute der Einheit, Unteilbarkeit, Apostolicität und Heiligkeit, und alle diese fallen ebenso in die Augen bei der katholischen Kirche, wie ihr Abhandensein bei der protestantischen und bei den Häretikern. Die notwendige Folge davon aber ist die Infallibilität, die Irrtumslosigkeit der Kirche; daher ein Hauptsatz, auf den nicht genug Gewicht gelegt werden kann: Wenn die katholische Kirche die ware ist, so ist sie auch die irrtumslose. Wo die Pastoren, die Bischöfe, die Lehrer der Kirche mit dem Papst zusammentreten: da ist ihre Entscheidung ein Gottesspruch. Mit dem Papst: denn die Concilien allein haben oft geirrt. Mit dem Papst: denn one ihn hilft auch die Schrift nicht und die Tradition nicht, weil sie jeder Auslegung, auch der verkehrtesten, fähig sind: der heilige Stul Petri ist die Gotteseinrichtung, von der die untrügliche Auslegung kommt. Zu Petrus hat der Herr gesagt: „Weide meine Herde" und „Auf diesen Fels will ich meine Gemeinde bauen;" zu den Aposteln insgemein spricht er: „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker." Darum sind die Pastoren und Bischöfe als Lehrer gesetzt in die Welt, der Nachfolger Petri aber, damit bei ihm die irrtumslose Entscheidung sei und die höchste ausreichende Ausgleichung. Wie im Staat ein Band sein muß zwischen dem Volk und dem edleren Teile des Volkes, zwischen denen die zum Arbeiten und denen die zum Gebieten berufen sind, so muß auch in der Kirche ein Band sein zwischen Laien und Priestern: und das ist, wie dort der Fürst, so hier der Papst.

Charakteristisch waren auch einige Empfehlungen zum Schluß der Predigten. Mehrere bezogen sich auf die Collecte, die an jedem Abend zum Bau einer Kirche in London eingesammelt wurde. Hier

erwänte er an einem Abend in den grellsten Farben eines Scandals, einer Beschimpfung der heiligen Jungfrau und anderer Heiligen, die sich die protestantische Bevölkerung Londons in öffentlichem Aufzug und öffentlicher Feier habe zu Schulden kommen lassen; warscheinlich meinte er die Art, wie der Londoner Pöbel den Gedächtnistag der Pulververschwörung zu begehen pflegt: in dem letzten Jar, wo die Erbitterung gegen katholische Anmaßungen gereizt war, wol mit besonderer Pöbelhaftigkeit. An einem andern Abend schilderte er den Zustand der Kirche überhaupt in London: Sehr viele Kirchen sind da, aber die meisten sind leer. Die Kirchen sind nicht für die Armen, sondern nur für die Reichen; den Armen sind die Plätze verboten und verschlossen. Aber auch die Reichen sind nicht darin; sie schicken nur ihre Equipagen und lassen sie vor der Kirchtür halten, als ob sie darinnen wären, sie selbst aber sitzen an der Tafel und lassen es sich wol sein. Ein dritter Abend empfahl die Collecte one weitere Invectiven, einzig durch die Hinweisung auf den hunderttägigen Ablaß, den der Papst an sie geknüpft. Einer Einladung zur sorgfältigen Vorbereitung auf das am Sonntag zu feiernde Abendmal gedenke ich endlich nur der folgenden Bemerkung wegen: „Gehet fleißig hin und beichtet den Priestern, die sich für euch opfern, indem sie den ganzen Tag auf den Tribunalen der Kirche sitzen, um euch zu hören,“ ein Wort, das in mehr als einer Beziehung protestantischen Ohren fremd klingt und sie aufhorchen läßt.

Es wird an diesen oft dem Wortlaut nach, immer aber dem Sinne nach durchaus getreuen Anfürungen genug sein, um sich den Charakter dieser Predigten einigermaßen zu vergegenwärtigen. Der Gegensatz des römischen Systems gegen den Protestantismus trat überall unversönlich hervor; objectiv, weil nie und nirgends der Protestantismus one sich selbst aufzugeben, annehmen könnte und dürfte, was dieser Katholicismus setzt und fordert: den abschließenden, sich selbst nicht blos sondern auch alles freie Wirken des göttlichen und menschlichen Geistes gefangennehmenden Gehorsam unter das Gegebene und Gewordene und so vielfach von Men-

schen nur Gemachte: Kirchenlehre und Kircheninstitution; aber auch subjectiv, denn umsonst horchte ich alle die Abende hindurch, wenn der Protestantismus so arm, so gottverlassen, so unselig und dagegen der Katholicismus so reich, so gottgeliebt, so jeder Seligkeit übervoll geschildert wurde, auf irgend ein Wort des Mitleids, der Teilnahme, der Aufforderung zur Fürbitte auch nur, daß die Verkehrten sich zur Warheit bekehren möchten: nur Bekämpfung, Abkehr, schneidende Kälte, Schadenfreude für die draußen; die Bruderliebe hat ihre Grenzen mit den Grenzen des Katholicismus; jenseits ist Irrtum aber nicht Christentum. Und das war nicht blos etwa individuell, ebenso war es bei jenem Jesuiten der des Morgens predigte, ebenso bei dem in der Kirche Gesù; bei Augustinern und Benediktinern kann man es noch gelehrter begründet wenn auch gemäßigter in der Erscheinung, bei Dominikanern und Franziskanern roher und fanatischer finden: immer aber bleibt der Jesuitismus die in gerader Linie gezogene Consequenz des römischen Katholicismus, das regierende Princip, auch wenn die Jesuiten vertrieben, verfolgt, verdammt werden; der Stul Petri steht und fällt mit ihm. Alle Toleranz und alle Duldung, alles Gestatten von Toleranz namentlich in außeritalienischen Ländern ist nur entweder Klugheit, die mit zum System gehört, oder die Inconsequenz, welche gutgeartete Persönlichkeiten oft auch gegen das System, dem sie angehören und das sie vertreten, handeln läßt, das aber in Rom ausdrücklich von der Kanzel her abgelehnt wird. Draußen, vorzüglich in Ländern gemischter Bevölkerung wie in Deutschland, kennt man den Katholicismus nicht, auch nicht von Seiten seiner Bekenner, vielleicht auch nicht von Seiten eines großen Teils seiner Lehrer und Leiter, Priester, selbst Bischöfe; auch in Italien nicht überall und nicht ganz. Ganz nackt, wie er, wir wissen nicht von welcher Mutter und von welchem Vater, zur Welt kommt, geht er einzig und allein in Rom, kaum hin und wieder mit dem Feigenblatt beschürzt, das den Statuen der Galerien vorgehängt wird; im übrigen Italien hat er schon ein Hemd angezogen; im romanischen Süden trägt er den jedesmaligen Moderock; ehe er nach

dem nordischen Deutschland kommt, hat er so viel Hüllen und Mäntel über sich geworfen, daß seine Gestalt, welche doch dessenungeachtet alle diese Hüllen in Bewegung setzt, kaum noch aus Umrissen zu vermuten ist.

Es geht eben mit dem Katholismus im Großen, wie etwa mit dem Epiphanienfest im Kleinen. Die Feier desselben in Rom ist jedenfalls großartig und bedeutend; sie greift auch im tiefsten Sinne in das Volk ein. In so vielen Predigten, von denen ich hier nur das Gerüst und die für uns Protestanten interessantesten Seiten hingestellt habe, fällt ja auch gar manches vortreffliche Samenkorn, gar manches scharfschneidende Wort mitten in die katholische Gemeinde, tief in das Herz des Einzelnen. Es kann nicht fehlen, daß die so hochgepriesene Herrlichkeit der Kirche nun auch von dem Priester gegen ihre Insassen gewendet wird und ihnen die Frage vorgehalten: Wie steht es mit euch? entsprecht ihr dem Bilde? zeigt ihr euch würdig seiner Schönheit und Gedankenfülle? Derselbe Jesuit, der in den Abendpredigten die Protestanten so hart mitnahm, schilderte auch mit großer Beredsamkeit und vielem Geschick einen verirrten, verlornen, um Rettung aus dem Elend, in das ihn die Sünde gestürzt, flehenden Katholiken, und ließ ihn fallen und gab ihn auf, weil er ein Einwoner von Rom war, mitten in der Fülle aller kirchlichen Segnungen dennoch nur Unsegen geerntet hatte; und so ließ sich überall gar manches Wort zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit vernehmen, gewiß nicht one vielfachen Segen: Aber was weiß man von dieser ganzen Festfeier in Deutschland? Freilich nicht weniger als viele Fremde in Rom, die über dem Leben der Vergangenheit, das hier in jeder Art der Kunsterscheinungen seine Blüten entfaltet hat, das wodurch Rom noch für das Leben der Gegenwart ein bedeutender, ja von allen Städten der Welt der bedeutendste Factor ist, das Kirchliche, mit Ausnahme des Glanzes und Prunkes einzelner kirchlicher Feierlichkeiten, ganz aus den Augen lassen; aber das ist dann allerdings das Allerwenigste und Alleräußerlichste: man weiß eben nichts weiter davon als jene Feier der Propaganda, die unter den Römern

selbst so gut wie gar keine Beachtung findet und fast nur von Fremden mitgemacht wird.

Das so berühmte Propagandafest, wo fast in allen Zungen der Welt, wie es heißt, die Herrlichkeit der Kirche verkündigt wird, ist weiter nichts als ein Schulexamen, das am Sonntag und Montag in der Epiphanienwoche mit den Zöglingen des Missionsinstitutes der Propaganda abgehalten wird. Es geht denn auch wirklich ganz schülerhaft dabei zu. Gedichte werden hergesagt, Dialoge gehalten, größere Scenen aufgefürt, Gesänge vorgetragen, nur nicht blos in Lateinisch, Griechisch und Französisch und der — hier beiläufig fünfmal und das recht lang vertretnen — Muttersprache, sondern auch noch in Chaldäisch und Syrisch und Chinesisch und Singalesisch und Bengalesisch, in Hindostanisch und Birmanisch, Celtisch und Illyrisch, Russisch und Schwedisch, Portugiesisch und Maltesisch, in Copto-Memphitisch und Copto-Thebanisch und Angolanisch und Amaricanisch, und in den Sprachen von Aethiopien und Congo, und das alles mit dem Papier in der Hand und oft so stümperhaft auswendig gelernt und so stotterhaft vorgetragen und mit so vielem Hineinschauen in das Concept von Großen wie von Kleinen, daß in Preußen — welches hier beiläufig als Repräsentant Deutschlands selbst wiederum in einem echten Westfalen mit einer Ode der drei Könige aus dem Morgenlande an Deutschland vertreten war — gewiß einem solchen Examen eine Nase von dem Schulrat an bis zum untersten Lehrer der Sexta gefolgt wäre. Möge diese lange Periode einigermaßen die Langweiligkeit vergegenwärtigen, welche die von der Ferne so interessant erscheinende Feier für die Beiwonenden hat. Beinahe drei Stunden lang beinahe kein Wort von dem was gesprochen wird verstehen zu können, man müßte denn ein Mezzofanti sein, ist eine Strafe, die man seiner Neugierde auferlegt. Der Aerger über das kindische Benehmen des Publicums, das diesen Stümpereien beständig Beifall klatscht, one doch etwas anderes beklatschen zu können als etwa irgend eine gewaltige Baß- oder kreischende Diskantstimme oder den komischen Effekt fremdartiger Töne, kommt noch dazu. Aber selbst die fremd-

artigsten Töne sind doch nicht so entlegen von den uns gewonten, daß wesentlich etwas neues aus ihnen herausgehört würde. Die Gutturalbildung der Töne im Hebräischen, oder wie wir sie noch heut bei Juden und in einigen Volksdialekten auch Deutschlands hören können, das th, das w der Engländer ist viel absonderlicher und auffallender als die vielfachen unverbunden einander folgenden Vocale der Angolasprache, die wir aus unserem Homer längst kennen, oder die häufig wiederkehrenden H des Aethiopischen, die rein, one Kehlbildung, gesprochen werden; nur in der Congosprache kam so hin und wieder etwas wie tucca-tucca und ähnliche Wiederholungen ganzer Wörter vor, die allerdings an die Kindheit der Sprache erinnern. Ebenso haben die einzelnen Gesänge wenig von dem was wir in den Volksmelodien der europäischen Völker schon kennen, abweichendes. Ja selbst die Gesichtsbildung der verschiedenen Nationen, die uns hier in einer Jugend zwischen vielleicht 13 und 25 Jaren vorgefürt werden, ist bei weitem weniger von einander abweichend als man meint. Daß Moren nicht so kolrabenschwarz sind, wie die Fibel sie uns kennen gelehrt hat, wissen wir alle; in London und Paris, in den Seehäfen von Antwerpen, Southampton, Havre, Marseille, Toulon, Genua, Palermo sind mir sehr viele begegnet, und kein einziger der über ein schmutziges Dunkelgelb hinausgegangen wäre; auch der Guineaneger der Propaganda war nicht schwärzer; die Lippen des Abyssiniers waren weniger aufgeworfen als die Unterlippe des Perikles in der vaticanischen Büste ist, eines der schönsten Männer seiner Zeit in Griechenland; der Birmane mit seinem gelben Teint, den starken schwarzen Brauen und dem straffen Har kann in Neapel gar manchen seines Gleichen finden, selbst die schiefer geschlitzten Augen zeichnen ihn nicht zu sehr aus; der Circassier wird von vielen Römern an Schönheit übertroffen; wolgebildet, frisch, angenehm in der Erscheinung waren übrigens fast alle, und es sind wol über hundert Zöglinge die dort erscheinen, wenn auch nur der kleinste Teil spricht. Mir waren diese ethnographischen Beobachtungen nur Bestätigungen für das was ich aus Prichard schon gelernt hatte: daß auch die Racenunterschiede

der Menschen nur graduelle, keine specifischen sind und sich in tausend Uebergänge verlaufen, und insofern blieb mir die Feier interessant. Die Natur kennt keine unübersteiglichen Schranken zwischen den Gliedern der einen Menschenfamilie; das Christentum sucht die, welche der Geist in seiner Entwicklung setzt, überall auszugleichen; Rom bietet dazu die Hand in großartigster Weise durch das Missionsinstitut der Propaganda: aber nur für die Ferne, nur für die Heiden.

Epiphanias feiert heut dasselbe wie im Anfang: die Erscheinung der göttlichen einigenden Liebesherrlichkeit auch in der Heidenwelt, aber es offenbart heut zugleich, wovon die ersten Zeiten nichts wußten: die klaffende Zwietracht zwischen den Christen.

der Menschen nur predigte, [illegible] [illegible] [illegible] gegen Ausbrüche [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Glocken [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], welche der Geist in [illegible] für die Seelen.

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] der [illegible].

Die Sixtinische Kapelle.

Wenn man zwischen den beiden gewaltigen Bogenarmen hindurch, die mit dreifachen Säulengängen den riesigen Petersplatz umfangen, an der hohen, vielstraligen, wasserreichen Fontäne des rechten Bogens vorüber, in die mit flacher Treppe zunächst ansteigende Halle eintritt, die jenen Bogengang in gerader Richtung gleichsam fortsetzt: so weisen die wachthaltenden Schweizer, trotz des fremdartig mittelalterlichen Costüms und der drohenden Hellebarde doch immer zutraulich und freundlich, sobald ein deutscher Landsmann sie anredet, den nach der Sixtina Fragenden auf die breite Marmortreppe, die geradezu in bequem hingelagerten breiten Stufen sich erhebt. Auf ihr, der Scala regia, der königlichen Treppe, gelangt man in die Sala regia, wo früher die Gesandten der Könige Audienz erhielten. Der Stuck der hochgewölbten Decke, die Gemälde der weitgedehnten Wände machen den Eindruck der Pracht, wenn auch nicht großer Kunst. Die Gemälde sind meist von der Hand Vasari's und seiner Zeitgenossen; aber ihre Gegenstände waren ganz geeignet, den Abgesandten der Könige zu bedenken zu geben, welches und welcher Art die Macht sei, mit der sie es hier zu tun hätten. Der Sieg des Papsttums über das Königtum, der Kirche über ihre Feinde, die Schenkungen und Huldigungen, mit welcher die weltlichen Mächte um ihre Gunst warben, werden hier in deutlichen und handgreiflichen Zügen dargestellt, und wo das Bild nicht verständlich genug spräche, da redet die Unterschrift. Heinrich IV., den der Papst vom Bann freispricht, Friedrich I. in

gleicher, hier wenig würdiger, der Geschichte durchaus nicht entsprechender Situation, Friedrich II, vom Bannstral des Papstes getroffen, die Pariser Bluthochzeit in drei Gemälden, sind die hervorstechendsten dieser Darstellungen; unter den letztgenannten ist die Unterschrift seit Anfang vorigen Jarhunderts vertilgt; der Beschauer soll ungewiß bleiben über den Sieg, den Gregor XIII. durch eine Medaille feiern ließ und dessen seine Nachfolger sich schämten. Heut ist der Sal das Vorzimmer geworden, in dem die Bedienten mit Mänteln und Schirmen warten, wenn in der Sixtina eine Feier ist; die Fremden durcheilen ihn, one mehr als einen flüchtigen Blick der Neugierde an den Wänden umherstreifen zu lassen; die Cardinäle und ihr Hofstat durchschreiten ihn, one auch nur einmal sich umzusehen. Aber sie täten vielleicht gut, die Erinnerung an diese vergangene Herrlichkeit immer wieder aufzufrischen, ehe sie die Kapelle betreten, damit sie, wenn in der Muße, die ihnen der lange Meßgottesdienst gewärt, ihr Auge über die Wände der Sixtina dahinschweift, in der Vergleichung der beiden Bildercyklen gedenken könnten, auf welchen Tatsachen eigentlich die Kirche sich baue, und wenn er auf der Hauptwand wo der Altar steht, haften bliebe, daß sie das Weltgericht, das Michel Angelo dort vergegenwärtigt hat, desto besser verstehen möchten.

Die Sixtina, in die man aus der Sala regia tritt, ist ein großes Oblongum one Säulen und architektonischen Schmuck, nur daß die Decke nicht flach aufliegt, sondern obwol übrigens flach, durch Wölbungen mit den Seitenwänden verbunden wird. Die ganze Auszierung ist der Malerei überlassen geblieben und die hat denn auch ihre Aufgabe bis auf das letzte erfüllt. Gemalte Tapeten zwischen gemalten Pilastern, zierlich und in gutem Stile ausgefürt, überkleiden etwa das untere Drittel der Wände; gemalte Nischen mit den Figuren heiliger Päpste von Botticelli's Hand, sind in dem oberen Drittel zwischen den dort erst beginnenden hohen Fenstern angebracht. Das mittlere Drittel und die Decke sind dem großen in sich zusammenhängenden Bildercyklus übergeben, der an der ungeteilten Hinterwand mit dem Weltgericht abschließt.

Bedenkt man, daß fast alle dargestellten Figuren in allen Gemälden lebensgroß, sehr viele überlebensgroß sind, so wird man sich zugleich einen Begriff von der Höhe dieser Räumlichkeiten machen können, zu der Länge und Breite im reinsten Verhältnis stehen.

Das Pantheon, das vollkommenste Denkmal des heidnischen Altertums in Rom, gab uns durch seine Architektonik das Gerüst der Welt: die Himmelskugel sich wölbend über dem Erdenrund; die Sixtinische Kapelle gibt uns durch ihre Gemälde die Geschichte der Welt von Anfang bis in Ewigkeit, das himmlische Leben derselben, und ist durch die in sich geschlossene abgerundete Einheit der Gedanken wie durch die Hoheit und Tiefe derselben vielleicht ebenfalls das vollkommenste Denkmal des christlichen Mittelalters und der beginnenden Neuzeit in Rom. Aber wie im Pantheon der Himmel zur Erde sich niederbeugt, und die Vorhalle mit festen Säulen auf der Erde gegründet, auf sie und ihr Haus darstellend hinweist, obwol nur wiederum als Eingang zum Himmelsdom: so neigt sich auch hier die ewige Geschichte von dem Deckengewölbe zur Erde hinab und wandelt an den Seitenwänden über die Erde dahin, um mit dem jüngsten Gericht wieder in die Ewigkeit einzugehen. Anfang und Ende, was in der Ewigkeit vorgeht und mit ihr noch in nächster Beziehung steht, die Urgeschichte der Menschheit in ihrer idealen Bedeutung und die Weissagung der Propheten und Sibyllen, sinnig genug in der Höhe der Decke vereinigt, wie das Weltgericht alles umfassend eben so angemessen die Hauptwand erfüllt: alles dies hat Michel Angelo gemalt; den irdischen Teil, die Geschichte des Moses und des Gesetzes auf der einen Seite, die Geschichte Christi und des Evangeliums auf der gegenüberstehenden, haben Luca Signorelli, Botticelli, Roselli, Ghirlandajo und Perugino, die unmittelbaren Vorgänger der Kunstblüte, die letzten beiden Michel Angelo's und Raphaels Lehrer, ausgefürt und in der naiven praktisch fassenden Frömmigkeit ihrer Zeit irdisch genug mit den Gestalten des damaligen Lebens ausgestattet. So geht uns denn weder, wie in der Neuzeit so oft, über dem Himmel die Erde, noch über der Erde der Himmel verloren.

Auch Michel Angelo mußte erst ein Gerüst sich schaffen für das Leben der Welt, das er entstehen lassen wollte. Die leere Decke mit den Wölbungen und Bogen ihrer Seiten mußte erst architektonisch eingeteilt werden, um die Fülle der Bilder zu fassen, die er auf sie zu zaubern gedachte. Zu zaubern: denn die heftige, gewaltsame Ungeduld Julius II. ließ dem Meister, der in der Freskenmalerei noch vollständig Laie war, keinen Augenblick Ruhe; die herbeigerufenen Gefärten, eigentlich Lehrer, genügten ihm nicht, und one alle Hülfe selbst in dem Mechanischesten wie im Reiben der Farben, vollendete er allein in zweiundzwanzig Monaten das riesige Werk.

Mit Benutzung der von der Architektonik gegebenen Lunetten und Spitzbogen über den Fenstern, deren Grenzen er nun noch schärfer als Ramen hervorhob, richtete er Säulen auf, die, als wären sie fortsetzende Pfeiler der unteren Wände das Gesims tragen, welches das flache Oblongum der Decke einschließt. Auch diese selbst teilte er wieder in größere und kleinere Felder, bald Marmor und Stuck nachamend, bald Figuren in Marmorfarbe, bald Schilder und Halbschilder gleich Broncereliefs, bald, regelmäßig verteilt, sitzende Menschengestalten in natürlicher Färbung anbringend, welche an die Pfeiler sich lehnen. So ist schon hier in dem blosen Gerüst reicher Ramen alles Mannigfaltigkeit und Leben, one daß doch die Regelmäßigkeit und Uebersichtlichkeit der Einteilung darüber verloren ginge. Das Große was da vorgehen soll, schaut nun gleichsam hinein in eine der edelsten Formen schon mächtige Welt, und findet schon Zuschauer vor, die seine Herrlichkeit mit gleicher Bewunderung schauen; es ist nicht darauf abgesehen, uns durch ein Spiel von Illusionen zu gewinnen, wir sollen mit dem vollen Bewußtsein des schönen Scheines der Kunst doch in die tiefste Warheit des Geschehenden vergessend weggerissen werden.

Das große Weltschauspiel rollt sich vor uns auf. Ein Zeichen des einsamen Ewigen: und die Finsternis, die ihn selbst noch deckt, wird klar über seinem Haupte. Kinder des neugeschaffnen Lichtes bergen sich unter dem Gewande des Schwebenden und tragen die aus-

gestreckten Arme, die der Sonne ihre ferne Ban weisen und des Mondes blaßgelbe Scheibe pflanzen, und die Erde grünt unter seinem Dahinschweben, und das Wasser empfängt den Segen lebenerzeugender Kraft. Aber über dem Menschengebild auf der Erde schwebt er nicht blos; ihm, der am Ufer des Lebensmeeres sitzt, naht er in engelumhüllenden Wolken, und mit der Spitze des kraftausströmenden Fingers berürt er die Spitze des seinigen und in das Meistergebild der Natur springt der Funke des göttlichen Lebens. Erneuter Mitteilung bedarf es nun nicht mehr, einmal in der Welt flammt es fort. Hinter dem schlafenden Mann, wie aus der Erde hervor, von der er entnommen, erhebt sich das Weib, und ihre erste Bewegung ist, die Kniee dem Schöpfer zu beugen, durch dessen gebietendes Nahen sie ward. Aber die zweite Bewegung ist schon das selbstständige, selbstwillige Regen der doch nur mitgeteilten Kraft. Nach der verbotenen Frucht streckt sich die Hand, der Schlangenverfürung weiblicher Lüsternheit gehorchend, und der Mann leiht seine Arme, die Aeste des Erkenntnisbaumes niederzubeugen. Vergebens streckt er sie zurück als er mit dem Licht der geöffneten Augen nun auch im Nacken das Feuer fült, mit dem das Schwert des Gottesboten den Schuldbewußten aus dem Paradiese treibt; vergebens deckt das Weib in neuerstandener Scham des schuldbeladenen Busens nun erst erkannte Blöse; die verlorene Unschuld hält sie nicht mehr drinnen fest. Noch ist der Funke nicht erloschen, der sie bei ihrem ersten Erwachen dankend auf die Kniee niederwarf: er glüht auch außer dem Paradiese noch fort und auch unter dem vertriebenen Geschlecht flammt er auf zum Feuer des Opfers, zu dem Alt und Jung willig Hand und Habe leiht; aber auch der Lüsternheit Feuer flammt fort und die Sat des Ungehorsams und der Selbstwilligkeit ist aufgegangen und die Wasser des Verderbens brechen herein über ein verderbtes Volk. Da schützt nicht Hügel, noch Baum, noch Zelt, da kommt des Vaters Sorge zu spät, die den todten Son auf die Schultern nimmt, und die Liebe, welche mit stärkerer Kraft den Schwächeren trägt, ist eben so vergebens wie die Selbstsucht, welche die Sinkenden von des umklammerten Botes Rettung zurückschlägt;

in der gemeinsamen Sünde gemeinsamer Folge kommt der Bessere wie der Schlechtere um und auch die Gotterwälten, zur eignen Rettung ausersehen, können andere nicht retten: ein Vorbild und Vorspiel des jüngsten Gerichts zur Warnung der Erde. Aber kaum sind die Wasser verlaufen, kaum trägt die neubefruchtete Erde wieder Sat und treibt des freudebringenden Weinstocks Reben: da bricht auch unter dem entronnenen Geschlecht der Urmutter Sat wieder heraus, und auch die einzige gute Frucht die sie getrieben, wird von dem giftigen Wurm angefressen: gegen den eigenen Vater verletzt Canaan das Gefül der Scham.

So ist denn der Erde Geschick erfüllt: das Böse hat in ihr Wurzel gefaßt und keine Wasser des Himmels wülen sie heraus; vielleicht, daß sie selber sie ausstößt, wenn ihr Zeit gelassen wird zu allmählicher Entwicklung und die Hülfe des, der sie in's Dasein gerufen, ihr nahe bleibt.

Mit der Geschichte der Schöpfung, dieser Periode unmittelbaren plötzlichen Entstehens, unvermittelten göttlichen Eingreifens schließen die neun mittleren Deckengemälde Michel Angelo's ab; es folgt der Gang ruhigerer Entwicklung in der Geschichte des alten Bundes, wie sie an der linken Längenwand dargestellt ist, und wie sie Michel Angelo von der Hand anderer Künstler schon vorfand.

Moses ist der erste Vermittler der göttlichen Hülfe an die Menschheit, durch welche sie selbst in der Freiheit mit der sie gefallen, auch vom Fall sich wieder emporrichten soll. Die Menschheit, nicht blos der Stamm Sems, nicht blos das jüdische Volk; Ort und Zeit haben auch für diese Geschichte nur zufällige Bedeutung, denn sie bleibt die ewig allenthalben gültige. Unter den Augen der Zeitgenossen des Künstlers, von vielen begleitet, zieht der zum Werkzeug Gottes Erkorne nach Aegypten, dem Lande der uralten Cultur, ungeschreckt durch des Herrn Engel, der mit dem Schwert ihm entgegentritt; vollzieht doch eben zur Seite sein Weib an seinem Son das dem Abraham vom Herrn selbst gegebene Zeichen des Bundes. Dem Hülfebereiten, Mutigen, Schnelltätigen, der den mishandelnden Aegypter niederschlägt, die rohen auf das Recht des

Stärkeren trotzenden Hirten vertreibt, den Töchtern Jethro's die Herden tränkt, erscheint der Herr im Flammenbusch; den im Kleinen Getreuen betraut er mit Großem. Und in großen Gefaren schützt ihn seine Wundermacht: Pharao's feindlicher Rat, den er wider Gottes Werk gesonnen, wird in den Fluten des Meeres zu nichte und Mirjam darf jauchzen und singen unter dem Heere Israels. Aber der neuen Gnade des Ewigen geht es wie der ersten. Noch gibt er das Gesetz, das die Entwicklung des verderbten Geschlechts zur Freiheit vom Bösen leiten soll, umgeben von der Glorie der Engel auf Sinai: und schon tanzt unten das Volk um das goldene Kalb, das Gemächt der eignen Hand und zieht von neuem Strafgericht über sich. Auch der Reue noch folgt der neue Aufrur. Aarons Söne schmettert vor des hohenpriesterlichen Vaters Augen das göttliche Strafgericht zu Boden und Korahs Rotte verschlingt die Erde. Die Furcht soll die trotzigen und verzagten Herzen regieren und die unbändigen Gemüter erziehen. Schweigend und sich beugend vernimmt das Volk das Gesetz, dessen Segen und Fluch Moses ihm liest und schart sich unter dem neuen Fürer, dem der Lebensmüde seinen Stab übergibt, daß er es leite in das gelobte Land. Ihm zeigt es ein Engel von der Höhe des Berges; dann sammeln die Treuen ihn zu seinen Vätern.

Der Entwicklungsgang ist eingeleitet; das neue Gesetz gibt nicht blos ein unbegreifliches: Du sollst nicht essen von den Früchten des Lebens, sondern neben leicht verständlichen und zugestandenen Verboten eine ganze Ordnung gottgefälligen Dienens, die es gebietet. Ein Leben der Gemeinschaft ist hingestellt, in Form und Regel sein Gang verfaßt: wird er in dem gelobten Land das verlorene Paradies neu finden lassen? — Auch Schweigen ist Antwort; die Geschichte setzt sich nicht fort, denn sie ist die alte sich nur in anderen Formen wiederholende; aber der Herr hat sich einen Rest behalten, der, wenn auch das ganze Volk umkäme, doch selig werden soll, und auch das einmal erwälte Geschlecht läßt er nicht, sendet ihm Retter in außerordentlichen Gefaren und läßt begeisterte Männer aufstehen, die es zu ihm weisen und die im Verein mit den Seherworten.

welche von allen Enden der Erde ertönen, das neue Heil verkünden, das alles vollenden soll.

Das sind wieder schöpferische Taten wie im Anfang; da geht das Wesentlichste wieder oben vor, das auf der Erde ist nur der Abglanz. Hier faren die Deckengemälde Michel Angelo's fort; oder vielmehr es sind die Einfassungen jener ersten Schöpfungsgeschichte, und in den Wölbungen, die Seiten und Decke verbinden, haben sie die ihnen gebürende Stelle. Da wo in den Ecken die Bogen der Wände auslaufen und sich vereinigen, laufen auch gleichsam die Spitzen der Geschichte aus, die Taten, durch welche von ihrem Beginn an Gott den unvermeidlich scheinenden Untergang von seinem Volke wunderbar abwendete: in der Wüste noch unter Moses die Plage der pestverbreitenden Schlangen durch das Wunderbild der ehernen Schlange, deren gläubiges, dem Wort gehorsames Anschauen allein schon heilt; in der sich vollendenden Eroberung des Landes das Ungetüm des Philistäischen Riesen durch des Hirtenknaben David gottvertrauende Tat; in der Gefangenschaft unter Assyriens Herrschern die List des beleidigten Höflings durch Esthers, eines Weibes, frommwagende Hingebung; in der Onmacht der letzten Selbständigkeit Holofernes frevelnden Uebermut durch Judiths furchtbar glaubensvolle Aufopferung der Person und des Weibes: eine Steigerung in vollkommenster Harmonie der Gefar und der Kraft. Die Lunetten aber über den Fenstern und die Spitzbogen über ihnen lassen hineinschauen in das stille verborgene Familienleben jener auserwälten Reihe, deren Ausläufer einst der Heiland bilden soll, seiner Vorfaren von Aminadab, dem Abkommen Juda's an. Nicht die lauten welthistorischen Taten, auch nicht wo Helden und Könige unter ihnen sind, haben den Sinn genärt, der ihn zu erzeugen gewürdigt wird, sondern des Hauses fromme Gesittung: und darum meist züchtige Frauengestalten und liebliche Kinder in sinnendem Ernst und in unschuldigem Spiel, voll unendlicher Anmut und vollendeter Schönheit bis in Haltung und Gewandung hinab, wunderbar friedlich unter all' dem Getümmel und der gewaltigen Bewegung schöpferischen Wirkens. Und über

ihnen endlich, wie von demselben Sinn getragen und genärt, zwischen den Pfeilern, welche an den Widerlagen der Bogen als Stützen der Deckenfläche gemalt sind, gleichsam auf marmornen Tronen, sitzen die Begeisterten, die Propheten Israels und die Sibyllen von allen Enden der Erde, welche die Vollendung des Heiles vorherschauen und künden, Genien und Engel zu ihrer Seite, die Träger der göttlichen Eingebung: Jeremias, der noch in die Läuterungswehen versenkt ist, durch die das Volk bereitet werden soll für seine Erscheinung, schwermütig sinnend, und Persiens greise Sibylle, tief in das Schicksalsbuch versenkt; Ezechiel, rasch zur strafenden Predigt, die der Gottesengel ihm aufträgt, und die zum geistigen Kampf gerüstete Seherin von Erethria; Joel, der die Schrift prüfend durchdenkt, die von dem Fernen spricht, und die Jungfrau von Delphi in blühender Schönheit frohahnender Begeisterung; Jesaias, sein Ohr dem Engel geneigt, seine Finger zwischen den Blättern der Schrift, gleich hingegeben dem Gott, der ihn sendet und dem Volk, dem er das Ende seiner Ritterschaft kündet, und die kräftige Alte von Cumä, die auch dem widerstrebenden Könige des künftigen Weltreichs die Kunde des Unheils und des Heils aufdringt. Daniel, in ewiger Jugend, aus der Ewigkeit Buch die Weissagungen abschreibend, die der Welt Geschichten bis ans Ende enthüllen, und die Prophetin des fernen Lybiens, die vom Rücken her, wie aus Aegyptens uralter Vergangenheit, das Buch vorlangt, in dem auch ihm eine frohe Zukunft aufgeschlagen liegt. Endlich einander gegenüber an den Schmalwänden: Zacharias, der wie ein Simeon am Ende seiner Tage, des nahen Heiles einzelne Züge emsig blätternd zu schauen und zu kündigen geschäftig ist, und der bartlose Jonas, selber noch voll unmutigen emporschauenden Widerstrebens gegen den sendenden Gott, aber durch die Episode seines Lebens und das Symbol des Fisches dennoch das durch des Erlösers Wort geheiligte Symbol des welterlösenden Lebens. Die Prophetie ist Bild der Wirklichkeit geworden und nicht der Zeit aber der Bedeutung nach zur Erscheinung auf Erden hinabgestiegen.

Noch einmal treten die alten Künstler auf, des letzten Mittlers,

des zweiten Moses Wandel uns vorüberzufüren. Dem einfachen Sinn des Erlösers entspricht ihr einfacher Sinn, aber wie er mehr noch als Moses nicht Einem Volk, sondern der Menschheit angehört zu jeglicher Zeit, so werden auch die Züge seines Lebens oft nur der Hintergrund für das Leben ihrer Zeit. Der Himmel, der nun wieder geöffnet werden soll, tut sich auf, sobald der Verheißene mit der Taufe in die Oeffentlichkeit hinaustritt. Der Vater und der heilige Geist erscheinen über dem Sone vor der Wolke von Zeugen im Himmel und auf Erden, und günstige Aufnahme verheißend drängt in dem Hintergrund links das Volk zu Johannis und rechts zu des Herrn Predigt. Aber das Böse, das in der Einsamkeit des Paradieses den Menschen aufsuchte, läßt auch den Menschenson nicht unversucht troz der umgebenden Menge. Ueber des Volkes Versammlung und dem opfernden Hohenpriester hinweg, unter den Steinen des Abhanges, auf der Zinne des Tempels, auf der Höhe des Berges ragt neben des Erlösers heiliger Gestalt des Versuchers verhüllte hervor, bis der Entlarvte, Zurückgestoßene den dienenden Engeln Platz machen muß. Nun nahen auch aus der Menschheit die ersten Erwälten zur anbetungsvollen Huldigung; Petrus und Andreas, aus den Schiffen hinweg wie die Söne Zebedäi berufen, beugen zuerst ihre Kniee zu willigem Gehorsam. Und nun beginnt er sein erlösendes Werk, hier mit dem Wort der Predigt vom Berge herab, dort mit der Tat heilender Liebe am Aussätzigen, und in diesem Beginn liegt schon das Ganze: Predigt aus der Höhe, Heilung und Erquickung in den verlassensten Tiefen, darüber ging seine Wirksamkeit nicht hinaus. Nur Eins fehlt ihr noch: Stiftung der Gemeinschaft, des Reiches in dem sie fortdauern soll: Petrus empfängt die Schlüssel, die da binden und lösen, und hinter dem ergebungsvoll zustimmenden Jünger erheben sich vorbildend die Hallen des Tempels zwischen Bogen des Triumphes. Dann scheidet auch er von den Seinen beim letzten heiligen Male mit dem Testament seines Leibes und Blutes, und nur in der dunkelnden Ferne, wie nicht dazu gehörig, erscheinen noch zwischen den Pfeilern der Halle hindurch das Ringen am Oelberg und Gefangennehmung und Tod.

Der zweite Mittler hat das Werk vollbracht, das Paradies ist wiedergefunden; in dem Menschenson stößt die Menschheit die Wurzel des Bösen wieder aus, die ihr Erster in sie gepflanzt. Die Hingebung an ihn, die Nachfolge und Jüngerschaft in seiner Gemeinde ist die Erfüllung des Gesetzes, das Moses brachte, ist die Wiederherstellung der Unschuld, die Adam einbüßte. Aber nicht alle geben sich ihm hin, nicht alle sind Nachfolger und Jünger. Die zweite Wandbilderreihe zeigt zwar den Gegensatz zu der ihr gegenüberstehenden: wie dort das Widerstreben gegen das Heil von Gott und seinen Träger Moses den Vordergrund bildet, so hier überall das Zustimmen zu dem Heil und die siegreiche Kraft des Mittlers; dort ein Volk, das seiner fleischlichen Abstammung wegen sich nach ihm nennt, hier eine Gemeinde, die aus freiem Geistesdrang sich ihm eignet: Aber durch die Hallen der Abendmalsgemeinde bricht noch das Ringen hinein und Banden und Kreuz des Erlösers; nur drinnen ist er lebendig, draußen wird er getödtet; drinnen ist die Sünde überwunden, draußen wuchert sie fort und greift auch die drinnen an und reißt fort, was sie zu fassen vermag. Darum die Leiden der Frommen und die Märtyrer, und die Kämpfe nach Außen und die Glaubenshelden, und die Selbstkämpfe im Innern, wo die Verfürung eingerissen, und die Heiligen: Das alles ist gegeben in dem Ringen und in den Banden und in dem Kreuz, die noch im höchsten Moment der letzten Gemeinschaft des Erlösers mit den Seinen hindurchschimmern, eben so wie das zu erreichende Ziel in dem Blicke vorgedeutet war, den der scheidende Moses in das gelobte Land tun durfte. Nur Vermittler, wie Propheten und Sibyllen, gibt es nun nicht mehr, denn der letzte Mittler ist erschienen; an die Stelle der heiligen Vorfaren des Erlösers ist die Gemeinde selbst getreten, seine Familie: Darum bleibt nichts mehr darzustellen als das Ende, entsprechend dem Anfang aller Dinge, der Ausgang jenes Kampfes, dessen Beginn im Tode des Herrn, dessen Ursache im Sündenfall liegt.

Das jüngste Gericht vereinigt alle Zonen: der Himmel sendet seine Heere herab, die Unterwelt ihre Scharen hinauf, die Erde

entläßt ihre Todten und in der Luft erscheint der richtende Menschensohn. Die ganze Hinterwand hat Michel Angelo zu seiner Darstellung genommen; auch die Tapeten des unteren Drittels sind verschwunden und nur ein Gesims von geringer Höhe trennt das Bild vom Fußboden. Keine Marmoc nachamenden Säulen scheiden hier einzelne Felder und dennoch ist alles auf das klarste gesondert und auf das schönste gruppirt. Von der ungeheuren Menge der Figuren, die wie Knäuel sich in einander zu winden und zu verschlingen scheinen, wird zuerst das Auge verwirrt, von der Menge der nackten Leiber mit der einen wie auch in sich unendlich verschieden schattirten Farbe des Fleisches wird es geblendet: dann aber entwirrt es leicht das Einzelne und erkennt die bewunderungswürdigste Ordnung und den sachgemäßesten Zusammenhang des Ganzen und die treufleißigste bis ins kleinste genaue Ausfürung des Einzelnen. Acht Jare brauchte der bei der Uebernahme der Arbeit über sechzig Jar alte Künstler zu diesem Gemälde und doch scheint auch diese Zeit bei solchem Umfang und solcher Ausfürung gering.

Mit dem Tode des Herrn, sagte ich, beginnt der Kampf, dessen Ausgang das jüngste Gericht ist, wie weit auch seine Ursachen zurückliegen, und in diesem Gericht zeigt er sich allen, denen draußen wie denen drinnen als den Herrn über Leben und Tod. Darum sehen wir denn auch zu oberst die Zeichen seines Todes, von Engelscharen umringt und gefeiert, links das Kreuz, rechts die Martersäule, die sie wie Siegesmale am Tage seiner Majestät aufzurichten bemüht sind; denn schwer sind sie und mühevoll zu tragen gleich dem Leiden, das sich an ihnen vollzog, und selbst die Kinder des Himmels erliegen beinahe der Arbeit und Last, wie mutig sie auch darangehen. In der Mitte des Bildes aber erscheint er selbst, anders als wir ihn kennen: one Bart, wie ein jugendlich starker Held, und neben ihm zur Rechten Maria seine Mutter und zu beiden Seiten der Jünger und Heiligen Schar und in neuen Gruppen zur Rechten und Linken heilige Märtyrer und heilige Frauen, und tiefer unter ihm Engel mit Posaunen und den Büchern des Ge-

richts. Das ist die himmlische Sphäre, die herniedergestiegen ist. Unten links aber liegt die Erde, ein Ufer, wie in dem Bilde, wo zuerst der Schöpfer dem Menschen das Leben mitteilt; jetzt wecken es die Posaunen. Der Boden regt sich und hebt sich; nackte Gestalten winden sich unter den Schollen hervor, hole Gesichter stieren aus Leichentüchern, Gerippe richten sich auf, Knochen bekommen wieder Fleisch, Leichen erheben die schweren Glieder, eins erweckt das andere, hilft dem andern: nach oben strebt alles. Aber der Posaune Drönen ist auch in die Unterwelt gedrungen: rechts öffnet die Hölle ihren Abgrund: Charon erscheint in der drachengeflügelten Barke, die Verdammten herüberzuholen und auch dort erwartet sie noch ein Richter, der schlangenumschlungene Minos, die Grade der Strafen verschieden zu bestimmen, Verzweiflung und Wut in den Teufeln zugleich und in den Verworfenen, von denen einer den andern in die Pein stürzt. Das alles geht vor auch one das jüngste Gericht, ist das alltägliche Leben der Hölle, wie Dante es schildert. An dem Tage aber, wo der Himmel sich geöffnet hat, ist neue doppelte Tätigkeit. Sehnsucht ergreift auch die Verworfenen, oder freche Lust, auch jetzt noch das Verbotene zu ergreifen. Auch ihrer dringen viele nach oben und in der Luft entspinnt sich mit den Teufeln der Kampf, dem sie onmächtig unterliegen. Ergriffen von einer Pein, die ihn die eignen Finger beißen läßt, sieht sich der Schlemmer wieder in die Hölle hinabgezogen, kopfüber stürzt der Geiz zurück mit den umklammerten Schlüsseln; aber auch den, welchen abseits von der großen Schar der Schlangenbiß der Reue nagt und die Scham, die sein schmerzerfülltes Gesicht mit der Hand bedecken läßt, auch ihn zwingt die dreifache Last der Sünde, die sich mit furchtbar teuflischer Gewalt an seine Füße gehängt, wieder dahin zurück, von wo er so gern entflohen wäre. „Laßt, die ihr eingeht, jede Hoffnung schwinden": die trostlose Hölleninschrift Dante's bewärt sich an ihm. Nur wo die Hölle mit unersättlicher Habsucht übergreift in das ihr nicht zukommende Gebiet, da wehren die Engel, die ihnen erst beigestanden, die ihr Verfallenen zurückzuhalten: um die Grabstätten füllt die Luft der Kampf zwischen

Teufeln und Engeln. Die Schlange der Sünde allein, welche noch die Beine des Engelumfaßten fesselte, bleibt in der Hand des Teufels zurück, der ihn in sein Reich zu ziehen hoffte; den Festumklammernden fürt der lichte Geist mit sich empor troß dem was er gesündigt; aber vergebens umfaßt er den Andern, der kraftlos kopfüber hinunterstürzt, an den Haren vom Teufel weitergeschleift. Zuletzt ist es immer der eigene Wert, der hebt oder senkt, steigen oder fallen läßt, Rettung möglich macht oder unmöglich.

Denn die Gnade hat ihre Grenzen erreicht in diesem Tage. Furchtbarer Ernst füllt die Züge des Menschensones, die sonst von Milde und Liebe gestralt. Von seinem Wolkensitz halb aufstehend, zur Linken das Haupt gewandt mit erhobener Rechten und der Geberde der Verwerfung spricht er das schreckliche Wort: „Gehet hin, ihr Verfluchten, in das Feuer, das dem Teufel bereitet ist und seinen Engeln": und der Himmel erbebt! Adam, der Urvater schrickt zurück vor dem Fluch, den er über sein Geschlecht gebracht Petrus, dem Amt der Schlüssel vertrauend, blickt hin auf ihn, wie um Fürsprache zu tun; die Märtyrer zeigen die Werkzeuge ihrer Marter, von sich das Unheil abzuwenden; schauernd verbirgt der heiligen Frauen Jüngste das Haupt in der Aelteren Schos, von Entsetzen ergriffen. Nur Maria, zur Rechten des Sones, blickt ruhig hernieder nach der Erde zu, wo die Seligen emporstreben den Kreis der Heiligen abzurunden, bald leicht, von keiner Last der Sünde beschwert, bald getragen und gestützt von den guten Geistern, deren Schutz sie sich schon auf Erden ergeben, bald emporgezogen an der Perlenschnur des Gebetes, das auch den Schuldbeladenen zum Himmel erhebt. Sie erntet die Frucht der Fürbitten, die vor den übrigen Heiligen allen ihr vertraut worden sind und die nun auch ihr Ende erreicht haben, weil abgetan ist alles Fleisch und alle Schwachheit des Fleisches und alles Leiden des Fleisches und von Angesicht zu Angesicht die Seligen fortan mit allem was sie einst geliebt auf Erden den Ewigen schauen, der sie geliebt vor Anfang der Welt.

Denn über dem Son, dem er das Gericht übergeben, und

über dem heiligen Geist, der mit Taubenfittigen sich auf jenen senkt, und über den Engeln, die seines Leidens Triumphmale aufrichten, hoch über allen erhaben, blickt der Vater hernieder, und wie im Anfang als er das Licht von der Finsternis geschieden, die Kinder des Lichts zuerst sich sammelten unter den Falten seines Gewandes, so schauen auch bei der neuen Scheidung des Lichts von der Finsternis des Lichtes Erstlinge mit ihm herab in seliger Freude und tragen die segnenden Arme*).

Das ist Michel Angelo's jüngstes Gericht und das ist der Kreis der Darstellungen, welche die Sixtina schmücken. Wie wenig in ihren Gedankengang die beiden Bilder passen, welche an der Eingangswand dem Gericht gegenüber angebracht sind, nach der Seite des Moses zu, der Kampf des Erzengels Michael mit dem Satan um seinen Leichnam, wovon der apocalyptische Brief des Juda apocalyptisch spricht; nach der Seite Christi zu, seine Auferstehung: sieht jeder, der auf den Zusammenhang des Ganzen achtet. Es sind Episoden, nicht unpassend gleich neben die Türen gesetzt, von späterer Hand mit so wenig Kunst ausgefürt, daß ihnen von selbst wenig Aufmerksamkeit geschenkt wird. Jene aber nehmen alle Aufmerksamkeit so ganz und nach allen Richtungen hin in Anspruch, daß, wer sich in das Ganze versenkt und in die Großartigkeit der Bedeutung und in die Tiefe des Sinnes, gar bald der Mängel und Fehler vergißt, welche unleugbar die Ausfürung im einzelnen bietet: und ebenso wer, an dieser haftend, herauszusuchen geschäftig ist, was auch dem gewaltigsten Geist nicht gelungen oder schon in der Anlage misraten ist, sicher gar bald den Zusammenhang des Ganzen und seine erhabne Schönheit verlieren wird.

Das ist die Sixtinische Kapelle, wo in Gegenwart des höchsten Kirchenhaupts die höchsten Feste der Kirche gefeiert werden. Und wenn nun Palestrina's Messe die Räume durchtönt, wenn der künstliche Discant einer kunstgebildeten Männerstimme in reinster Höhe

---

*) Diese Gruppe fehlt in der Sixtinischen Kapelle, findet sich aber in einigen Abbildungen des Michel Angelo'schen Gemäldes.

allein das Responsorium anstimmt, dann wieder der vollstimmige Chor in einfachen wenig ausweichenden Tonfolgen dahinwallt, nun in wunderherrlicher Harmonie, vierfach auseinander gehend sich auflöst, um dann vereint aufs neue desto gewaltiger dahinzubrausen; wenn in weitem golddurchwirktem Gewande der Papst sich von dem goldnen Sessel unter dem sammtnen Tronhimmel zum Friedensgruße erhebt, der Cardinäle ehrfurchtgebietende Versammlung um sich her mit vielen greisen Häuptern unter den knappen roten Käppchen und vielen vielsagenden Gesichtern, in der Pracht ihrer Festcostüme wie eine Versammlung von Königen; wenn die emporgehobne Monstranz die Stralen ihrer Juwelen wie Sonnenstralen blitzen läßt und nun alles still betend in die Kniee sinkt: dann ist diese Vereinigung jener Räume und der Töne und der Festpracht und der Bedeutsamkeit des Moments allerdings von fast überwältigender Wirkung. Aber wenn dazwischen wieder alle Augenblick die Klingel ertönt und nun das Beknixen folgt und das Bekreuzen und das Beräuchern und all der übrige Wust mechanischer, geistlos ausgefürter Gebräuche und der unwürdigsten Kleinigkeitskrämerei: dann fragt man sich, wie es möglich sei, daß solches vorgehe in solcher Umgebung, dann erkennt man wieder die Flecken, die der Gegenwart Leben in Rom überall auf die Denkmäler der Vergangenheit spritzt.

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.